Reisen eines Franzosen,

oder

Beschreibung

der

vornehmsten Reiche

in der Welt

nach ihrer ehemaligen und itzigen Beschaffenheit;

in Briefen an ein Frauenzimmer

abgefasset,

und herausgegeben

vom

Hrn. Abt Delaporte.

Dritter Theil.

Mit Churfürstl. Sächs. gnädigster Freyheit.

Leipzig,
bey Bernh. Christ. Breitkopf u. Sohne.
1769.

Wb 44/17

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der 29. Brief.

Ormus, Diu, und Surate.

Wundern Sie sich nicht, Madame, daß Sie dieses Schreiben erst sechs Monate nach dem vorigen erhalten. In dieser langen Zeit bin ich weite Länder durchreiset; und von Groß-Kairo an, von welchem ich Ihnen gemeldet, daß ich dahin reisen wollte, bis nach Surate, aus welchem Orte ich jetzt an Sie schreibe, haben sich sehr viele merkwürdige Gegenstände meiner Aufmerksamkeit dargestellet.

In Aegypten erfuhr ich, daß ein Englisches Schiff unverzüglich von Sues nach Ormus abgehen, und seinen Lauf von da weiter nach

Indien, fortsetzen würde. Kairo ist von Suez nicht gar weit entfernt: aber diese Gegend ist so wüste, daß man weder Dörfer noch Häuser, noch sonst etwas antrifft, das zur menschlichen Bequemlichkeit nöthig ist. Wir mußten uns selbst mit Lebensmitteln versehen, die wir auf einem Kameele, wie alle Reisende zu thun pflegen, mit uns führten.

Weil ich zu Sues, auf die Abreise unsers Schiffes warten mußte, so bekam ich Muße genug, diese Stadt kennen zu lernen. Sie liegt in einer wüsten Gegend, welche auch nicht einmal das allergemeinste Kraut hervor bringt; und das Wasser, welches man zu Sues trinkt, wird von weit entfernten Seen oder Brunnen dahin gebracht. Der Haven von Sues liegt am Ende des Arabischen Meerbusens, welcher auch sonst das rothe Meer genennet wird. Er hat zu seiner Befestigung ein kleines Fort, worinnen mir nicht über zwanzig Mann Türkischer Soldaten, Besatzung zu seyn schienen. Sues war vor diesem eine große Stadt, welche unter verschiedenen Namen bekannt war. Man hieß sie Heroopolis, die Stadt der Helden; sie wurde auch Cleopatra und Arsinoe genennet. Man sagt, das Amra, welcher Aegypten für den ersten Kalifen von Damaskus eroberte,

oberte, von dem Meere bis an den Nilstrom, einen Wassergraben ziehen lassen, welcher nach dem Zunehmen dieses Flusses schiffbar ward; als aber die Mahumedaner diese Stadt zerstöret hätten, so wäre er allmälich verschüttet worden: und man findet jetzt nicht die geringste Spur mehr davon. Man giebt vor, daß auch Sesostris, König von Aegypten, Darius, König von Persien, und bald darauf Ptolemäus, das rothe Meer mit dem Mittelländischen, durch eine Verbindung des Nils mit dem Haven zu Sues, zu vereinigen gesucht hätten: aber dieser Anschlag, sagt man, sey nicht ausgeführet worden, weil man befürchtet, es möchte Aegypten, welches viele Fuß tiefer als das rothe Meer ist, gänzlich unter Wasser gesetzt werden. Dem ungeachtet ist doch Sues heut zu Tage nur ein geringes Städtchen, welches, da es nichts merkwürdiges darboth, mich wenig aufmerksam machte. Ganz anders aber war es mit den benachbarten Gegenden beschaffen, von welchen ich wußte, daß sich daselbst die wunderbare Errettung des Israelitischen Volkes, durch den berühmten Durchzug durchs rothe Meer zugetragen hatte. Nach der gemeinen Sage im Lande, hat er sich zwischen den Städten Sues und Tor zugetragen; und diese Meynung schien mir um

so viel wahrscheinlicher, weil sonst, wenn der Uebergang zu Sues geschehen wäre, wie einige dafür halten, die Aegyptische Reuterey, den Israelitern nicht durch das Meer nachzufolgen nöthig gehabt hätte, sondern sie sehr leicht, durch einen Umweg um diesen Bay, eingeholet haben würde. Man sagt, das Cleopatra, Königinn von Aegypten, nach der Niederlage des Marcus Antonius, hieher Schiffe über Land wollte bringen lassen, um nach Indien zu entfliehen. Allein diese Königinn, welche glaubte, daß der Liebe nichts unmöglich wäre, fand Hindernisse, welche ihr Vorhaben rückgängig machten.

Drey Stunden von Sues zeigte man uns eine Quelle, wo Moses das Meer mit seinem Stabe getheilet haben soll. Dieser Ort wird noch der Brunnen oder die Quelle Mosis genannt. An eben diesem Orte wieß man uns einige Trümmer, von welchen man vorgab, daß sie die Ueberbleibsel einer berühmten Stadt wären, deren Namen uns aber niemand sagen konnte. Ich durchwanderte also die Ufer dieses berühmten Meeres, indem ich den großen Begebenheiten stets nachdachte, von welchen dieser kleine Welttheil der Schauplatz gewesen war.

Zu Sues traf ich einen Portugiesischen Jesuiten an, welcher dreymal die Reise von Kairo nach Goa gethan hatte, und der Straße, welche wir ziehen mußten, vollkommen kundig war. Er besitzt Verstand, versteht die Morgenländischen Sprachen, und seine Gesellschaft schien mir ungemein angenehm. Ich gewann seine Freundschaft, und er versprach, mich bis in die Staaten des großen Mogols zu begleiten, von dannen er seinen Weg weiter nach Siam, als Missionarius, fortsetzen wird. Er nennet sich Pater Sylveira, und ist ohngefähr funfzig Jahr alt. Er ist in Agra bekannt, und weil wir uns daselbst in einem Hause aufhalten werden, so wird er mir von ungemeinem Nutzen seyn. In seiner Gesellschaft besuchte ich die Gegenden um Sues, und hernach die Ufer des rothen Meeres, so oft uns der Schifscapitain, der sein guter Freund war, und welcher sich in verschiedenen Hafen verweilte, Gelegenheit dazu gab.

Von Sues gelangten wir zu Tor an. Auf dieser Fahrt empfunden wir bey Nacht heftigen Frost; und bey Tage unausstehliche Hitze: Man muß dieses dem Mitternachtswinde zuschreiben, welcher gemeiniglich des Abends auf dieser Küste herrschet. Die Stadt Tor ist klein, hat aber

eine angenehme Lage. Ihre Einwohner sind Christen. Wir trafen daselbst ein Griechisches Mönchskloster an, darinnen die heilige Katharina vorzüglich verehret wird. Auf den benachbarten Bergen halten sich Einsiedler auf. Wir befanden uns in kurzer Zeit in der breitesten Gegend des rothen Meeres. Unser Lootsmann, welcher diese Fahrt sehr oft gethan hat, sagte uns, daß seine grösste Breite ungefähr sechzig Stunden und seine Länge fünf hundert betrüge. Ich wurde längst den Küsten nichts als Sandbänke und Klippen gewahr, welche die Schiffahrt so gefährlich machten, daß wir bey Nacht nur in der Mitte des Meerbusens schiffen konnten. Bey Tage waren unsere Lootsen beschäfftiget, die rechten Fahrten auszukundschaften. Die Leute, die zu dieser Beobachtung bestellet waren, benachrichtigten uns durch beständiges Schreyen, wie wir unser Schiff lenken sollten. Es sind auf diesem Meere, zweyerley Steuerleute zu gebrauchen: die ersten, welche die Fahrt in der Mitte der See wohl kennen; die andern, welche die Schiffe durch die Sandbänke leiten.

Wir sahen eine unglaubliche Menge kleiner Inseln in diesem Meerbusen; aber keine schiene eine besondere Aufmerksamkeit zu verdienen.

Wir

Wir besuchten viele Häven, davon die berühmtesten, Al Kossir, Suaquen, Massua und andere dergl. sind. Suaquen war vor diesem eine reiche und berühmte Stadt, auf der Küste von Abyssinien, und wegen der Güte ihres Havens, vortheilhaften Lage, und weiten Handels, sehr berühmt. Sie hat noch etwas von ihrem vorigen Glanze, aber ihr Handel hat sehr abgenommen. Al Kossir, und Massua sind heut zu Tage wenig beträchtlich: und überhaupt both uns unsere Fahrt im rothen Meere nichts als ganz gemeine Sachen dar. Das merkwürdigste war ein heißer und entzündender Wind, welcher uns nöthigte, uns etliche Tage innen zu halten. Er herrschet bisweilen ziemlich lange auf diesem Meere, und bringt ganz besondere Wirkungen hervor. Er versetzt den Othem, und macht eine innerliche Hitze, die alle Erfrischungen zu kühlen nicht vermögend sind. Zu unserem Glücke entgiengen wir dieser Gefahr, einige Tage vorher, ehe wir die Meerenge von Babelmandel erreichten, welche auch sonst, die Meerenge von Mecca genennet wird. Sie ist nur drey Meilen breit, und mit Klippen und kleinen Inseln angefüllt, welche die Schiffahrt an diesem Orte gefährlich machen. Wir segelten nach der Insel Soko-

tra, welche zwanzig Stunden lang, neun Stunden breit, und die größte an der Mündung des rothen Meeres ist. Die Einwohner sind überaus einfältig, ob sie sich schon zur Christlichen Religion bekennen, und ob sie gleich das Kreuz, welches sie auf ihren Kleidern und am Halse tragen, verehren: so lassen sie sich doch auch beschneiden. Die Mannspersonen sind sanftmüthig, und nennen sich nach dem Namen eines Apostels; die Weibespersonen sind beherzt und tapfer, und führen alle den Namen der Maria. Vor diesem giengen sie in den Krieg, wie die Amazonen; und man sagt, sie bedieneten sich, wie sie, der Mannsbilder, die an ihre Insel kamen, um Kinder zu bekommen. Man erzählte uns, sie brächten sie durch Zauberey dahin; welches denenjenigen zu keinem Lobe der Schönheit gereicht, die zu solchen Mitteln greifen mußten. Ihre Kleidung besteht aus Tuch oder aus Fellen; ihre Wohnungen sind Hölen und ihre Waffen Stöcke oder Steine. Als sie ehemals von den Arabern bezwungen wurden, hatten sie weder Könige noch Befehlshaber noch Prälaten, unter deren Gewalt sie stunden. Sie lebten unter sich, und kannten keine Gesetze: sie hatten weder Städte noch gemeinschaftliche Wohnungen, sondern nährten sich von der Fischerey, von Milch,

und

und von Datteln, woraus sie ihr Brodt buken. Das Land ist sehr bergigt und unfruchtbar: es trägt keine andere Früchte als Reiß. Die Aloe kömmt hier sehr gut fort, und wird hier mehr geschätzt, als anderswo. Auf den Gebirgen findet man auch viele Medicinische und Aromatische Kräuter. Die Mannspersonen gehen nackend und tragen nur ein Stück Zeug, das von dem Gürtel bis auf die Knie gehet. Sie befinden sich in einer Art von Sklavery, unter der Herrschaft eines Arabischen Fürsten, der zu Tamerin, der Hauptstadt der Insel sich aufhält. Sein Schloß ist aus gehauenen Steinen erbauet, und stellet eine Festung vor. In Geistlichem werden die Einwohner von einem Erzbischoffe regieret, welcher unter einem Patriarchen stehet, der seinen Sitz in Baldak hat.

Die vornehmsten Waaren der Insel sind: Aloe, Drachenblut, und die Aloe Sokotrina, welche aus dem Safte der Pflanze, die dem Spanischen Sempervivum ähnlich ist, bereitet wird. Auf dieser Küste wird viel grauer Ambra gefunden, der aus dem Eingeweide der Wallfische kommen soll. Die Eingebohrnen fangen sie mit eisernen Harpunen, welche an ein langes Seil gebunden sind, an dessen Ende

ein Stück Holz fest gemacht ist, welches auf dem Wasser schwimmet, und den Ort anzeiget, wo der Wallfisch stehen bleibt, wenn er todt ist. Hernach ziehen sie ihn mit diesem Seile an das Ufer, schneiden ihm den Bauch auf, und nehmen den Ambragries heraus.

Von der Insel Sokotra setzten wir unsern Lauf weiter fort an der Arabischen Küste, bis in den Meerbusen von Ormus. Der Pater Sylveira erzählte mir, indem er mir die Mauern dieser Stadt von Ferne zeigte, daß, ehe man den Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung entdeckt, so wäre sein Haven wegen der Gewürze, Spezereyen und andern Indianischen Waaren, einer der größten Handelsplätze der Levante gewesen. Er versah ganz Persien damit, und die Bewohner des Occidents landeten allhier durchs rothe Meer. Von Ormus wurden die Indianischen Waaren durch den Persischen Meerbusen bis nach Balsora gebracht, damit sie unter die reisenden Kaufleute nach Armenien, Trebisonde, Damaskus, Aleppo, u. a. m. vertheilet würden. Die Venetianer und Genueser empfiengen sie in den Syrischen Häven. Was über das rothe Meer kam, wurde zu Schiffe nach Tor und Sues gebracht, von da schafften es

die

die Karavanen nach Kairo, und von da gelangte es vermittelst des Nilstroms in den Haven zu Alexandrien an. Sie sehen, fuhr der Jesuit fort, indem er mir die Lage von Ormus zeigte, daß diese Stadt auf einer Insel an der Mündung des Persischen Meerbusens ist. Diese Insel die Jerun heißt, hat vier oder fünf Stunden im Umfange, und ist nur zwey Stunden vom festen Lande entfernt. Der Boden ist so unfruchtbar, daß er nichts als Salz und Schwefel hervor bringt. Frisches Wasser muß vom festen Lande hergeholet werden. Ungeachtet der Unfruchtbarkeit und unglaublichen Hitze, welche dieser Insel das Ansehen eines brennenden Ofens geben, ist ihre Rhede so fürtreflich und ihre Lage so vortheilhaft, daß es bey den Arabern, zu einem Sprüchworte geworden ist: „Daß wenn die ganze Welt ein Ring wäre, „so müßte Ormus der Edelgestein darinnen „seyn.„

Ormus, vor diesem die Hauptstadt eines Königreichs, lag auf dem festen Lande. Einer von ihren Königen erhielt von einem benachbartem Fürsten die Insel Jerun, als einen Platz von geringem Werthe; nachdem er sich aber darinnen festgesetzt, trieb er seinen Wohlthäter aus allen seinen Herrschaften. Er erbauete

bauete hier eine Stadt, die er nach dem Namen seiner ehemaligen Hauptstadt Ormus nannte. In weniger als zweyhundert Jahren wuchs sie dergestalt, daß sie ihre Herrschaft über einen Theil Arabiens, und den ganzen Persischen Meerbusen ausbreitete. Der berühmte Portugiesische Admiral Alfonso d'Albuquerque belagerte diese Stadt im Anfange des sechzehenden Jahrhunderts, und brachte sie an Portugall. Er erbauete daselbst ein festes Schloß; und Ormus wurde nächst Goa der reichste Handelsplatz der Portugiesen in Indien, und eine der fürtreflichsten Handelsstädte in Asien. Man sah daselbst eine unglaubliche Menge Kaufleute mit Waaren aus China, den Molucken, ganz Ostindien, Persien, Arabien und Armenien ankommen, welche sich in diesem Haven versammleten. Verwundern Sie sich also nicht, fügte der Jesuit hinzu, daß die Statthalter von Ormus, bey Niederlegung ihrer Regierung, welche nur drey Jahre dauert, zu einem Reichthume von vielen Millionen gelangen konnten. Allein über die Veränderung, die sich in dieser Insel zugetragen, seitdem der König von Persien durch Hülfe der Engländer sich davon Meister gemacht, und sie den Portugiesen im Jahre 1622. entrissen hat, kann man sich nicht genug verwundern. Er ließ

die

die Mauern schleifen, und verlegte den Gewürz- und andern Handel in den nächsten Haven zu Gomron, welches seitdem anfieng eine reiche und blühende Stadt zu werden. Die Perlen, welche hier in großer Menge gefischt werden, und welche die größesten, reinesten und kostbarsten in der ganzen Welt sind, vermehren ihren Ruhm. Der Taucher steckt seinen Kopf in ein Futteral von zubereitetem Leder, aus welchem eine lange Röhre, oben aus dem Wasser heraus gehet. Man läßt ihn auf den Abgrund hinunter, wo er Muscheln sammlet, so viel als er finden kann; und so bald er einen Sack, den er um den Hals hat, angefüllet hat, so giebt er seinen Kameraden in der Barke ein Zeichen, die ihn so gleich in die Höhe ziehen.

Als wir in Ormus ankamen, so erfuhren wir, daß innerhalb acht oder zehen Tagen ein Schiff nach Surate abgehen würde. Wir brachten einen Theil dieser Zeit damit zu, daß wir den Haven und die Stadt Gomron besahen. Vor der Eroberung von Ormus war Gomron nur ein schlechter Flecken, der aus etlichen Fischer-Hütten bestund. Die Perser erkannten den Vortheil der Lage und des Havens, und machten daraus eine sehr blühende Handelsstadt. Sie hat zwey gute Schlösser, die einander

ander gegenüber liegen, die Einfahrt in den Haven beschützen und reichlich mit Geschütz versehen sind. Unter die schönsten Gebäude der Stadt gehören die Häuser des Statthalters, der Engländer und Holländer, die hier den hauptsächlichsten Handel treiben. In den untern Theilen der Häuser haben sie ihre Küchen und Niederlagen; sie selbst aber wohnen im ersten Geschosse, welches hoch genug ist, daß es den Wind von allen Seiten empfangen kann, um die allzu große Hitze zu mindern. Die Steine aus welchen die Häuser erbauet werden, sind ein Mengsel fetter Erde, Sand, geschnitten Stroh und Pferdemist; alles dieses mengen sie unter einander, und setzen alsdann davon eine Schicht, die sie mit einer andern Schicht Reißbündel decken, auf welches sie eine neue Schicht von eben dieser Erde, und darüber wieder eine neue Schicht Reißbündel, und dieses so lange auf einander setzen, bis es die Höhe von sechs bis sieben Schuh erreicht hat: alsdann zünden sie es an, und brennen diese Masse, welche zuletzt so hart als Stein wird. Leute von niedrigem Stande wohnen in Hütten welche aus Zweigen und Blättern von Dattelbäumen gemacht sind. Dieses sind die einzigen Bäume, welche ihnen Früchte und Holz zum bauen darreichen. Die

Stra=

Straßen zu Gomron sind enge, unsauber, und ungerade. Sonst ist die Luft sehr ungesund, theils wegen der großen Hitze, theils wegen des beständigen Wechsels der Winde, die auf dieser Küste herrschen. Es ist hier nichts neues, wie man sagt, daß man in etlichen Jahren keinen Tropfen Regen zu sehen bekömmt: es wächst auch in der ganzen Gegend kein Kraut. Die Einwohner lassen ihr Zugemüße und Obst von der Insel Kismisch, drey Stunden von Gomron kommen, welche alle Arten von fürtreflichen Früchten in Menge hervor bringt. Dieses ist ihre gewöhnliche Speise mit den Fischen, die sie in dem benachbarten Meere fangen, und welche sie für viel gesunder und schmackhafter halten, als das Fleisch, woran sie jedoch keinen Mangel haben. Sie haben Ochsen, Kühe, Schafe und vornehmlich Ziegen in großer Menge. Sie trinken nichts als Wasser, und einen gewissen Brandwein, der aus Datteln oder Reiß gemacht wird. Der Wein ist hier sehr theuer, und das Wasser wird zwey Stunden weit her gebracht; dieses macht es so rar.

Standespersonen lieben die Persische Tracht; der gemeine Mann hingegen gehet fast nackend. Die Weibespersonen zieren ihre Arme, Füße, Ohren und Nasen mit goldenen, silbernen,

kupfer=

kupfernen oder eisernen Ringen, nachdem es ihre Mittel zulassen. Dieses Geschmeide ist so schwer, daß, wenn sie es nicht am Kopfe befestigten, es ihnen die Nasen und Ohren ausreißen würde.

Vom Weinmonate bis im May, ist die Hitze zu Gomron nicht so stark; und in diesen sechs Monaten wird der stärkste Handel getrieben. Man siehet hier Kaufleute von allen Nationen, Perser, Araber, Indianer, Armenier, Türken, Tatarn, Holländer und Engländer, ankommen. Die Könige von Persien, um die Dienste dieser zwey letztern Nationen bey der Eroberung von Ormus zu belohnen, machten sie nicht nur von allen Abgaben frey, sondern schenkten ihnen auch die Hälfte derjenigen Auflagen, die die andern Kaufleute entrichten müssen. Dieses wird aber auf Seiten der Perser eben so genau nicht gehalten, welche nichts unterlassen, die Engländer zu hintergehen. Sie bekommen kaum den zehenden Theil des Imposts, und sind noch dazu gezwungen, das wenige, was man ihnen giebt, in Waaren anzunehmen. Unter andern Vorrechten haben sie auch dieses, daß sie zwölf Pferde jährlich aus Persien frey heraus führen dürfen: da hingegen die Holländer für jedes Pferd, welches sie aus dem Lande führen,

zum

zum wenigsten funfzig Thaler erlegen müssen. Diese verkaufen an sie ihre Englische und Holländische Tücher, Zinn und Stahl; Indigo, seidene Zeuge und Indianischen Kattun, welcher viel feiner und dichter, und dessen Farbe viel lebhafter ist, als der Persische. Sie vertauschen sie gegen Teppiche, goldenen und silbernen Brokat, rohe Seide, Rhabarber, Saffran und Rosenwasser. Welches letztere eines der besten Waaren ist, so man nach Indien bringen kann, wo man die Zimmer damit anfeuchtet, und sich desselben zu Zubereitung wohlriechender Spezereyen bedienet. Ausserdem bringen auch noch die Engländer und Holländer baares Geld ins Land. Letztere stehen hier am besten, und versehen fast ganz Persien mit Spezereywaaren. Sie erlegen für diese Arten von Waaren keinen Zoll, vermöge eines alten Vorrechts, das sie durch Geschenke beyzubehalten suchen. Die Portugiesische Nation ist die einzige, die zu Gomron und Ormus nicht geduldet wird; und seit der Uebergabe von Ormus sind sie beständig in offenbarem Kriege mit den Persern verwickelt. Sie nähern sich bisweilen mit ihren Kriegsschiffen diesen beyden Haven; wagen Landungen auf die benachbarten Inseln, plündern die Einwohner, und verüben tausend Gewaltthätigkeiten.

Ehe wir nach Surate kamen, landeten wir in dem Haven von Diu, einer berühmten Stadt; die Belagerungen, die sie ausstehen müssen, werden sie jederzeit in den Geschichtbüchern von Asien merkwürdig machen. Sie gehörte ehemals dem Könige von Cambaya; als aber die Portugiesen die Erlaubniß erhielten, hier eine Festung anzulegen, so machten sie sich gar bald Meister davon. Der König von Cambaya, um sich dieses fremden Joches zu entledigen, hielt um Hülfe bey den Türken an. Solimann, Aegyptischer Bassa, führte die Flotte, welche der Großherr nach Indien wider die Portugiesen ausgerüstet hatte. Die Belagerung von Diu war schon vor seiner Ankunft angefangen worden: und er setzte sie hitzig fort. Die Portugiesen wehreten sich dergestalt, und erlitten alles mit so vieler Geduld, als ob sie versichert wären, daß das größte Elend sie nicht überwältigen könnte. Der Pater Sylveira erzählte uns Heldenthaten von Ihrem Geschlechte, Madame, welche hier angeführet zu werden verdienen. Isabella de Vega, ein eben so schönes als tugendhaftes Frauenzimmer, wurde vergebens von ihrem Gemahle Vasconcelos ersucht, sich nach Goa zu ihrem Vater, so lange die Belagerung dauerte, zu begeben: nichts war

ver=

vermögend sie zu bewegen, einen Gemahl den sie liebte zu verlassen; und da sie sah, daß viele Männer, zu Ausbesserung der Werke gebraucht wurden, die doch zum Fechten nicht weniger nöthig waren, so glaubte sie, daß die Weiber geschickt wären, die Stelle der ersten zu vertreten. Sie entdeckte ihr Vorhaben der Anna Fernandes, der Frau eines Arztes. Diese zwey Frauenzimmer versammleten alle Personen von ihrem Geschlechte, und überredeten sie, diejenige Arbeit ihrer Männer oder Söhne zu übernehmen, welche ihrem Geschlechte am anständigsten war. Sie griffen es insgesamt mit unglaublichem Eifer an, und jede suchte es der andern zuvorzuthun. Dieses Beyspiel ermunterte die Herzhaftigkeit ihrer Männer, welche dadurch völlige Freyheit bekamen, sich in den Waffen zu üben. Anna und Isabella besuchten des Nachts die Posten; man sah sie so gar beym Sturme, den Streitenden durch lebhafte Ermahnungen Muth einsprechen. Anna Fernandes sah ihren Sohn an ihrer Seite umkommen: allein dieser Anblick bewog sie nicht ihren Posten zu verlassen. Sie verließ ihn erst nach vollendetem Streite, um den Leichnam ihres Sohnes hervor zu suchen, und ihn mit eigener Hand zu begraben.

Was hatte man von den Männern zu gewarten, fuhr der Jesuit fort, denen die Beyspiele solchen Heldenmuthes gaben? Niemals, sagte er, hat unsere Nation mehr Muth und Herz bezeigt, als diesesmal. Ich will ihnen etliche Beyspiele davon anführen. Einer, Namens Pacheco, war gefährlich verwundet worden: er wollte sich eben verbinden lassen, als er den Lärm eines neuen Angriffes hörte. Er entfloh den Händen der Wundärzte, kehrte in das Treffen zurück, und bekam eine neue Wunde; eben dieses wiederfuhr ihm zum drittenmale: und nachdem sich der Feind gänzlich zurückgezogen hatte, ließ er sich an allen dreyen zugleich verbinden. Ein Soldat, der seine Kugeln verschossen hatte, riß seine Zähne aus, und lud sein Gewehr damit. Ein anderer ergriff ein Faß Pulver, und rief seinen Mitgefährten zu: „Aus dem Wege; ich trage „meinen und anderer Menschen Todt.„ Er stürzte sich mit einer brennenden Lunte unter den Feind, und zündete das Pulver an. Das Faß flog in die Luft, und tödtete über hundert Türken, doch der es warf kam unbeschädiget davon. Man würde gar nicht fertig werden, wenn man alle Heldenthaten dieser Portugiesen anführen wollte. Es ist genug, fuhr der Jesuit

fort,

fort, daß Solimann gezwungen wurde, die Belagerung aufzuheben, welche länger als zwey Monate gedauert hatte, und welche den Ruhm und die Macht unserer Nation in Indien vermehrete. Dieses Wunder der Tapferkeit, des Muths und der Herzhaftigkeit beyderley Geschlechts, wurde etliche Jahre hernach mit gleichem Fortgange und Umständen wiederholet. Der König von Cambaya unternahm zum zweytenmale die Belagerung von Diu. Die Manns- und Weibspersonen thaten sich dergestallt hervor, daß die Erzählung davon selbst die Geschichtsschreiber für unwahrscheinlich und unmöglich gehalten haben. Sie führten den Johann Castro, der diese Stadt vertheidiget hatte, in einem Triumphe, nach Art des alten Roms auf. Die Gassen der Stadt Goa, wo er, nach dieser rühmlichen That, seinen Einzug hielt, waren mit reichen Tapeten behangen. Das Frauenzimmer streuete Blumen, und goß wohlriechendes Wasser auf seinen Zug; alle Veranstaltungen dieses Festes waren so herrlich, daß die Königinn Katharina von Portugall, da sie die Nachricht von diesem Siege und dem Triumphe des Castro gelesen, sagte: Er hat wie ein Christ überwunden, und wie ein Heide triumphiret. Johann Castro suchte bey den

Einwohnern der Stadt Goa eine beträchtliche Summe Geldes zu borgen, um das Schloß von Diu wieder ausbessern zu lassen, und schickte ihnen seinen Knäbelbart zum Unterpfande. Sie schickten ihm das Pfand mit großer Ehrerbietung wieder zurück, und die verlangte Summe dazu. Die Weiber ließen sich nicht weniger angelegen seyn, das Ihrige beyzutragen; sie verkauften ihre Hals- und Armbänder und anderes Geschmeide, und verdoppelten durch diese Freygebigkeit die Summe, der er benöthiget war.

So viele heldenmüthige Thaten machten mir den Anblick einer Stadt angenehmer, die sonst nichts außerordentliches hat. Ich fand aber viel mehr Vergnügen, in Betrachtung derjenigen Oerter, wo sich diese Zeichen des Muthes zugetragen hatten.

Surate, eine berühmte Stadt in dem Gebiethe des Großen Mogols, wird Ihnen, Madame, würdigere Gegenstände Ihrer Wißbegierde darstellen. Wir langten daselbst an, nach dem wir uns eine Zeit lang in Diu aufgehalten hatten. Sie liegt drey oder vier Stunden vom Meere, am Flusse **Tapti**, der einen Haven machet, in welchen die Schiffe leicht einlaufen können. Indessen ist hier der Haven von Surate

nicht;

nicht; er ist vier Stunden von der Stadt, bey dem Dorfe Sualis, wo wir ans Land stiegen. Hier werden die Europäischen Schiffe ein- und ausgeladen, die Waaren in den Höfen und Niederlagen verwahret, und von da zu Lande nach Surate geschickt. Die Französischen, Englischen und Holländischen Factors haben ihre Handelshäuser eine halbe Meile von der Stadt, in einer gewissen Entfernung von einander. Die Mündung der Rhede ist nicht breit, und der Haven nicht sehr groß: aber man ist daselbst, vor allen Winden gedeckt, nur vor den Südwestwind nicht: daher man gezwungen ist, diese Küste zu einer gewissen Jahres Zeit zu verlassen. Einmal im Jahre erhebt sich ein heftiger Sturm, der die Kaufleute nöthiget, alle ihre Güter mit großen Unkosten nach der Stadt schaffen zu lassen. Er hält bisweilen acht bis vierzehen Tage mit solcher schrecklichen Heftigkeit an, daß alle diejenigen, welche am Strande des Meeres wohnen, ihre Zuflucht in den Mauern von Surate suchen müssen.

Diese Stadt ist im Vierecke gebauet; aber von der Seite des Flusses, welcher krumm ist, hat sie die Gestalt eines halben Mondes. Die Häuser sind flach, wie die Persischen, und an den meisten sind Gärten. Der Markt ist mit schö-

nen Gebäuden umgeben: und das Schloß, welches am Ende des Markts liegt, trägt zu seiner Pracht nicht wenig bey. Seinen Graben macht der Fluß selbst, welcher an den Bollwerken vorbey strömt, und den Zugang verhindert. Aeusserlich sind die meisten Häuser eben so schön gezieret und getäfelt, als das Innwendige unserer Zimmer. Innwendig ist die Pracht aufs höchste getrieben. Die Wände, die Decken, die Fußböden sind mit Porzelain bekleidet: und eine unzählige Menge porzelainer Gefäße machen den Gemächern, die sie ausschmücken, ein prächtiges, reiches, anmuthiges und zierliches Ansehen. Die Fensterscheiben sind nicht von Glase, wie in unserm Welttheile, sondern von Krokodill- oder Schildkröten-Schaale, oder von Perlenmutter, welche durch die Abwechselung ihrer Farben, das Licht desto angenehmer machen. Die platten Dächer der Häuser dienen, die frische Abendluft zu genießen: diejenigen, die sie bewohnen, schlagen ihre Betten daselbst auf, um die Hitze zu vermeiden, die sich in den innern Gemächern sammlet. Nebst den öffentlichen Gebäuden, als das Schloß des Statthalters, das Zollhaus, und die Kramläden (Bazars), sind noch verschiedene andere, die die Kaufleute von verschiedenen Nationen haben erbauen las-

sen,

sen, und welche die schönsten Gegenden der Stadt einnehmen. Die, welche man wegen ihrer Schönheit vor andern in Betrachtung ziehet, sind die Handelshäuser der Franzosen, Engländer und Holländer; sie haben darneben den Vortheil, daß sie wohl verschanzt und für jeden Anfall sicher sind. Diese drey Nationen haben ihre Palläste, welche sie Logen nennen; sie sind groß, schön gebauet, und bestehen aus prächtigen Zimmern. Der Pallast welchen die Engländer bewohnen, gehöret dem Groß-Mogol, und ist einer der schönsten in der ganzen Stadt. Der Kaiser, der diese Wohnung unmittelbar an die Engländer vermiethet, bekömmt selten den Miethzinns dafür. Er stellet es ihnen frey, solchen an die Verbesserung und Verschönerung des Gebäudes zu wenden. Es hat viele Keller, Vorrathskammern, und ein Wasserbehältniß. In diesem Pallaste hat der Präsident der Englischen Kaufmannschaft, in dem nördlichen Theile von Indien, seinen Sitz.

Ob ich schon Briefe an die Französische Handelsgesellschaft in Surate bey mir hatte, so hielt ich mich doch in dem Hause eines Holländischen Kaufmannes auf, der ein guter Freund des Pater Sylveira war, von dem ich mich nicht trennen wollte. Ich besuchte meine Landsleute öfters,

und erfuhr, von ihnen vieles Umständliche, in Ansehung Surate. Man zählet daselbst auf vier-mal hundert tausend Einwohner, die unter zwey verschiedenen Befehlshabern stehen. Einer ist blos über die Kriegsleute, und bleibt beständig im Schlosse. Er steht nicht unter dem Befehlshaber in der Stadt, sondern hat seine eigene Gerichtsbarkeit. Der Statthalter der Bürgerschaft, verwaltet die öffentlichen Geschäffte, die Justitz, Polizey, und Einnahme des Zolls der ein- und ausgehenden Waaren. Er entfernt sich sehr selten von seinem Pallaste, und ist allezeit bereit, das Anbringen der Kaufleute anzuhören, und die Sachen zu schlichten, die eine geschwinde Entscheidung bedürfen. Zu seiner Sicherheit und zu der Vollstreckung seiner Befehle, hat er eine Leibwache zu Pferde und zu Fuß. Gehet er aber aus, frische Luft zu schöpfen, so hat er mehrentheils nur zwey Sklaven zu seinem Gefolge: einer regiert den Elephanten, der ihn trägt, und der andere wehet ihm mit einem Roßschweife, welcher an einem Stocke befestiget ist, Wind zu. In wichtigen Sachen, muß er sich mit dreyen Räthen berathschlagen, welche bey Hofe von allem was merkwürdiges und wichtiges vorfällt, Bericht abstatten müssen. Jeder hat seine besondern ihm aufgetra-

genen

genen Geschäffte. Der eine ist im Rechte wohl erfahren, und theilet mit dem Statthalter die anvertraute höchste Gewalt, in allen Stücken, die den Civilnutzen des Reichs betreffen. Der andere hält eine Art von Verzeichniß, von dem, was täglich vorfällt. Der dritte muß den Unruhen zuvorkommen, sie verhindern und bestrafen. Auf seinem Befehle gehen alle Nächte drey Ronden durch die Stadt, nämlich um neun Uhr Abends, um Mitternacht, und um drey Uhr des Morgens. Sein Gefolge besteht aus Bedienten und gewaffneten Soldaten. Kleine Verbrechen werden mit ein paar Tage Gefängniß bestraft; große mit Stockschlägen. Wird etwas auf dem Lande gestohlen, so muß ein eigener Officier dafür stehen. Er hat eine eigene Kompanie Leute unter sich, welche die Stelle unserer Häscher vertreten, auf die Landstraßen und Dörfer ein wachsames Auge haben, und die Diebe verfolgen. Ausser den Räthen ist noch ein Staatsminister zu Surate, welcher von dem Mogol ernennet ist, um die Aufführung der Statthalter zu beobachten, und sich ihrem Geize zu widersetzen. Er reicht den Truppen den Sold, die aufs Land ausgeschicket werden, um auf die Handhabung der Gesetze Achtung zu geben. Er muß bey dem Kaiser Rechnung ablegen, von dem,

das

das von den Schiffen abgegeben wird, welche jährlich nach Mecca gehen. Dieser Fürst zieht aus diesen Karavanen eine Summe von vier bis fünf Millionen.

An keinem Orte in der Welt sind mehr Einwohner von verschiedenen Völkern und Religionen, welche alle freye Religionsübung haben, als zu Surate. Sie wird insonderheit bewohnet von Mogols, Banjanen, Indianern welche Anhänger der Pythagorischen Sekte sind, Arabern, Persern, Armeniern, Türken, Juden, Franzosen, Engländern und Holländern. Erstere werden am meisten geachtet, theils ihrer Religion wegen, welche die Religion des Kaisers und der Vornehmsten des Reichs ist, als auch wegen ihres Standes, welcher der Militairstand ist. Sie haben einen Abscheu für die Handwerke und den Handel: sie dienen lieber, als daß sie einem ehrbaren Amte vorstehen sollten. Die Banjanen hingegen lieben die Arbeit, und leben eingezogen. Keine ausländische Nation hat eine vortheilhaftere Stelle zu Surate, als die Englische und Holländische. Sie haben Surate zu einer der wichtigsten Handelsstädte des Orients erhoben. Besonders haben sie die Engländer zu dem Hauptsitze ihres Handels in Indien erwählet. Sie

haben

haben einen Präsidenten, dem die Bedienten der andern Comptoirs, Rechnung abzulegen schuldig sind; und deßwegen jährlich eine Reise nach Surate thun müssen. In dieser Bedienung kann man zu großem Reichthume gelangen; nebst seiner Besoldung und den Einkünften die er von den Schiffen genießt, darf er auch, zu seinem eigenen Vortheile, in ganz Asien, freye Handlung treiben. Er hat etliche von den vornehmsten Bedienten der Gesellschaft unter sich, welche seinen Rath ausmachen. Der Präsident hat zwo Stimmen. Hier werden alle Geschäffte, welche die Indianische Gesellschaft, und die Personen angehen, die sich in ihren Diensten befinden, ausgemacht. Ein Sekretair, ein Prediger, die Factors, die Schreiber, und die Lehrlinge, welche alle in diesem Pallaste wohnen, werden auf Unkosten der Gesellschaft unterhalten, und haben, wie der Präsident, die Erlaubniß, für sich zu handeln. Keiner von ihnen darf ohne Erlaubniß des Präsidenten über Nacht aus dem Hause bleiben. Sie speisen täglich an einem gemeinschaftlichen Tische, woran sie nach ihrem Amtsalter sitzen. Uebrigens ist der Tisch mit den ausgesuchtesten Speisen besetzt, welche Europa und Asia nur geben können. Selbst die vornehmsten Standespersonen

zu Surate, speisen nicht mit mehrerer Pracht und Ueberflusse. Ich habe verschiedenemale die Ehre gehabt, bey ihnen zu essen. Einstmals war ich daselbst ein Zeuge, der Einfalt eines Indianers, welcher neugierig war, uns speisen zu sehen. Er verwunderte sich ungemein, als bey Eröffnung einer Flasche, das Getränk mit Ungestüm heraus floß, so bald man den Pfropf abzog. Man frug ihn, warum ihm dieses so wunderbar vorkäme? Ich wundere mich nicht darüber, gab er zur Antwort, daß das Getränk so heraus fließt, sondern wie man es in die Flasche hinein gethan hat.

Es sind wenig Ausländer, besonders Europäer, zu Surate, die nicht einigemal bey den Engländern speisen sollten. Und damit man eines jeden Geschmack vergnügen möge, so werden drey Köche von verschiedenen Nationen gehalten, davon jeder die Speisen nach seiner Weise zurichtet; man bekömmt hier keine Ragouts: dieses beunruhigte mich wenig, weil ich mich ihrer seit einer geraumen Zeit enthalten müssen. An Festtagen ladet der Präsident alle Beamten der Gesellschaft, in einen Garten ausserhalb der Stadt, zum Mittagsmahle ein. In diesen Aufzügen ahmt er die Statthalter nach, oder übertrifft sie vielmehr an Pracht. Er

wird

wird von vier Männern in einer Indianischen Sänfte (Palankine) getragen. Vor ihm trägt man zwo Fahnen und führet Handpferde von großem Werthe, mit prächtigem Geschirre. Hierauf folgen die Beamten auf reichgeschmückten Pferden: die Bedienten folgen zu Fuße. Nach diesem ersten Zuge kommen die Räthe in einem offenen Wagen, der mit Gold und Silber gezieret, und von Ochsen gezogen wird. Die übrigen Factors beschließen den Zug, entweder in Kutschen oder zu Pferde. Dieser ganze Zug, welcher durch die Stadt gehet, erweckt bey dem Pöbel mehr Hochachtung für den Englischen Präsidenten, als den Gouverneur, dessen Größe durch den Staat der Engländer, wie in Frankreich der Französische Adel durch den unbesonnenen Stolz der Finanziers, verdunkelt scheint. Mein beständiger Umgang mit diesen Kaufleuten verursachte, daß ich die Maaße, Gewicht und Werth der Münzen von Surate kennen lernte. Die Elle hält sieben und zwanzig Zoll, und man verkauft hier Pfundweis, was bey uns mit dem Scheffel gemessen wird. Das Pfund beträgt dreyzehn und eine Viertel Unze. Das Geld zählt man nach Rupien, Laks, Curons, Padans und Nils. Die Rupie gilt ohngefähr vierzig Sols,

nach

nach Französischer Münze. Hundert tausend Rupien gehen auf einen Lak; hundert tausend Laks machen einen Curon; hundert tausend Curons einen Padan, und hundert tausend Padans einen Nil.* Es werden jährlich neue Rupien geschlagen, und die vom gegenwärtigen Jahre gelten etwas mehr, als die vorigen; von welchen man glaubt, daß sie durch den öftern Gebrauch und das Reiben am Gewichte verlohren haben. Man hat hier halbe und viertheil Rupien. Man findet zwar zu Surate fremdes Geld, aber sehr wenig, desgleichen kupferne Münzen, wovon sechzig auf eine Rupie gehen. Man hat auch noch eine geringere Art Geld; nämlich bittere Mandeln, davon sechzig eine Kupfernemünze betragen: diese Mandeln kommen aus Persien, und sind die Frucht eines Baumes, der zwischen den Felsen wächst. Das Gold zu Surate ist so fein, daß man in Europa zwölf bis vierzehn aufs hundert

* Es scheint, daß sich der Verfasser versehen hätte; indem er den Curon auf hundert tausend Laken setzet: das Wort tausend ist hier wohl zu viel. Gleiche Bewandniß hat es mit der Bestimmung des Werths vom Padan und vom Nil. Eine umständliche Nachricht davon, giebt uns der Herr Prof. Ludovici in seinem Kaufmanns Lexicon, unter dem Artikel Couron. Der Uebers.

dert gewinnen kann. Das Silber ist in dem Gebiethe des Großen Mogols viel feiner als anderwärts. Alle Ausländer, die dahin kommen, müssen ihr mitgebrachtes Geld in Landes-Geld umsetzen: man schmelzt es so gleich ein, und scheidet es, um Rupien daraus zu prägen. Will man ausländische Münze ins Land führen, so muß man drittehalb vom hundert Einlaßgebühren abtragen.

So lange ich mich in Surate aufgehalten, habe ich keine Krankheit erfahren, für welche die Europäer sich sonst nicht genug in Acht nehmen können. Die gewöhnlichsten sind verschiedene Arten von Fiebern, welche meistens tödtlich sind: insonderheit für diejenigen, welche gerne schmausen und den Wein lieben. Eine andere gefährliche Krankheit, welche von eben der Ursache herkommt, besteht in heftigem Erbrechen mit einem Bauchflusse. Um den Kranken zu heilen, brennet man ihn mit einem glühenden Eisen an die Fußsolen. Diejenigen, die zu oft dem nächtlichen Nebel ausgesetzt sind, werden von einer Gicht angegriffen, die ihnen die Bewegung und den Gebrauch der Glieder beraubt. Ein oft wiederholtes Bad ist das sicherste Mittel dagegen. Weil ich mich in Surate beständig wohl befand, so habe ich meine

Zeit sehr angenehm zugebracht. Die Aeussern-theile dieser großen Stadt verschafften mir angenehme Spaziergänge, auf beyden Seiten des Flusses, in einer sehr fruchtbaren Gegend. Es sind hier sehr viele schöne Gärten, mit Lusthäusern versehen. Diese Häuser sind von einer blendenden Weiße, welche die Leibfarbe der Indianer ist, und machen im Grünen ein sehr artiges Ansehen. Die Hitze der Luft wird hier durch den Schatten unzählicher Bäume, und durch den nahe vorbeyfließenden Strom abgekühlet. Aber die benachbarten Gegenden von Surate sind bey weiten nicht so schön als das Kloster der dasigen Fakirs, welche ihren Aufenthalt eben so bequem als anmuthig gemacht haben. Es liegt am Flusse, und alles was die Kunst zur Verschönerung der Natur anwenden können, hat zur Verschönerung dieses Gebäudes beygetragen. Die Fakirs, welche dieses Kloster bewohnen, sind auch weit stolzer, als andere ihres Gleichen. Es wird Ihnen nicht unbekannt seyn, Madame, daß die Fakirs eine Art Bettelmönche sind, welche, wie die unsrigen, zur Vermehrung ihrer Einkünfte Allmosen sammlen. Die zu Surate sind sehr stolz auf ihre Wohnung. Einstens begegnete mir auf einem Spaziergange einer aus diesem Bettelorden, und

foderte

foderte ungescheut zwanzig Rupien von mir. Ich frug ihn aus Spaß, ob neunzehn nicht genug wären? Allein, er wegerte sich, sie anzunehmen, weil er es seiner Würde für nachtheilig hielt, etwas von seiner ersten Forderung abzulassen.

Man findet um Surate noch einen sehr schönen Spaziergang, der Garten der Prinzessinn genannt, weil er einer Schwester des Kaisers zugehörte. Man siehet in demselben Alleen von aller Art Bäumen, mit Wasserbehältnissen, aus welchen kleine Bäche heraus fließen, und durch die fürnehmsten Gänge strömen. In einiger Entfernung von dem Garten betrachteten wir ein Wasserbehältniß, welches für eine Seltenheit des Landes und ein Denkmaal ausgegeben wird, das mit den schönsten Werken, so Rom jemals zum gemeinen Besten aufgeführt, zu vergleichen ist; selbiges hat sechzehn Ecken: jede Ecke ist hundert Schue lang: es ist mit grosen platten Steinen gepflastert, und rings umher mit Stufen, worauf man gleich einem Schauplatze, vom Rande des Beckens bis auf den Boden herabsteigen kann. Die Stufen bestehen aus schönen gehauenen Steinen. An dreyen Orten hat man schräge Stufen angelegt, welche zu einer Tränke dienen. In der Mitte

dieses Wasserbehältnisses erhebt sich ein Gebäude, zu welchem man nur vermittelst eines Kahnes gelangen kann. Man begiebt sich dahin, um frische Luft zu schöpfen, und sich zu ergötzen. Dieses Bassin wird von Regenwasser angefüllt, und vor diesem trank man kein anderes in ganz Surate, man hat aber Brunnen entdeckt, welche jetzt die ganze Stadt mit Wasser versehen.

Eins der schönsten Zierathen um Surate ist der Gottesacker der Engländer und Holländer. Beyde Nationen beeifern sich um die Wette, ihn durch herrliche und trefliche Denkmäler zu verschönern. Unter andern sah ich hier das Grabmaal eines Holländers, welcher bey seinem Absterben verlangt, daß man in seinem Leichensteine, drey große Trinkgeschirre vorstellen sollte, um seine Freunde zu erinnern, wie vergnügt sie ehemals mit einander herum getrunken.

Eins, Madame, wird Ihnen sehr sonderbar vorkommen; nämlich, ein Krankenhaus für die Kühe, Pferde, Ziegen, Hunde und andere kranke, lahme, oder für Alter zur Arbeit untüchtig gewordene Thiere. Es wird von den Banjanen, welche die Seelenwanderung glauben, unterhalten; und weil ein jeder sich einbildet, er sähe seinen nächsten Blutsfreund in einem Hunde oder in einem Pferde, so ist er

sehr

sehr mitleidig gegen die Thiere. Gesetzt, wenn ein Mann seine Kuh, oder seinen Ochsen nicht mehr brauchen könnte, und er ihn entweder um das Futter zu ersparen, oder um des Fleisches willen, schlachten wollte, so wird sich gar bald ein gutherziger Banjane finden, welcher das Thier, bisweilen um einen sehr hohen Preis kaufen, und ihm eine Stelle im Krankenhause stiften wird, wo es bis an sein Lebensende wohl gewartet und gepfleget wird.

Nicht weit von diesem Gebäude ist ein anderes, für die Flöhe, Läuse, Wanzen und anderes Ungeziefer gestiftet, welche sich von Menschenblute nähren. Um sie von Zeit zu Zeit mit ihrer gewöhnlichen Kost zu bewirthen, so giebt man einem armen Menschen eine kleine Verehrung, damit er eine Nacht in diesem Hospitale schläft. Aus Furcht aber, er möchte sie bey ihr Mahlzeit stören, und sie mit der Hand verscheuchen, oder der Schmerz möchte ihn nöthigen, ehe sie sich gesätiget, aufzustehen: so gebraucht man die Vorsicht, ihn anzubinden, damit sie ungehindert Tafel halten können.

Diese Banjanen sind die reichsten Kaufleute zu Surate. Es giebt sehr viele, welche zwo oder drey Millionen, manche auch, welche fünf

und zwanzig bis dreyzig Millionen im Vermögen haben.

Diese Ehrfurcht, welche die Indianer vor die Thiere haben, erstreckt sich bisweilen bis auf die Bäume, unter welchen einer ist, den sie vor besonders heilig halten, ihn ausschmücken, und öfters daran einen Tempel oder Pagode bauen. Dieser Baum wird **Var** oder **Ber**, der **Baum der Banjanen** oder **Wurzelbaum** genannt. Letzterer Name wird ihm, wegen der Geschwindigkeit, mit welcher seine Aeste Wurzel fassen, und sich ausbreiten, beygelegt. Bisweilen trägt es sich zu, daß ein einziger Baum, wenn man ihm die Freyheit läßt, sich auszubreiten, einen großen Platz einnimmt. Ich habe einen gesehen, dessen Aeste mehr als dreyzig Klaftern im Durchschnitte hatten, und ganz allein einen sehr schönen Spaziergang machte.

Das Erdreich um Surate ist von Natur so fruchtbar, daß man ihn nicht mit Miste düngen darf. Die Witterung ist sehr warm, aber die allzugroße Hitze wird durch gelinde Regen, und durch Winde, welche in gewissen Monaten herrschen, gemäßiget. Die Abwechselung der Wärme und der Feuchtigkeit, giebt der Erde die Fruchtbarkeit, und macht aus einem Boden, der von Natur trocken und unwohnbar seyn

würde,

würde, das beste Erdreich. Das Korn, welches für eine so volkreiche Stadt vonnöthen ist, und alles was zum Wohlleben dienet, ist hier im Ueberflusse zu haben. Man säet das Korn so gleich nach der Regenzeit, da der Erdboden geschickter zu bearbeiten ist. Er wird niemals gewässert, weil der Thau, der täglich fällt, ihn fruchtbar zu machen, zureicht. Der Reiß kommt hier sehr gut fort, eben so wie die Zuckerröhre, welche auf folgende Art gepflanzet werden. Man ziehet tiefe Furchen: um sie zu düngen, füllet man sie mit kleinen Fischen an, welche man Gründlinge nennet. Auf die Fische legt man die Setzlinge, und zwar einen an den andern, und jeder Knoten treibt ein Zuckerrohr.

Palmbäume von aller Art, und Früchte zu allen Jahreszeiten, verbinden das Nützliche mit dem Angenehmen. Indessen ist doch der Geschmack der Weintraube nicht sonderlich: sie ist zwar weiß und groß; aber man preßt aus ihr einen sauren Wein, den man ohne Zucker nicht trinken kann. Die andern Getränke des Landes sind nicht viel besser als der Wein. Der gemeinste Trank wird mit Zucker und der Wurzel eines Baumes, Babul genannt, gemacht, welche in Wasser eingeweicht, und zusammen abgezogen wird. Man verfertiget auch Brand-

wein, den man Tary nennet. Es ist dieses ein sehr angenehmes Getränk, das aus dem Palm- und Kokusbaum gezapft wird.

Die Stadt Surate und ihr Bezirk ist ohnstreitig der schönste Theil der Landschaft Guzurate, gleichwie diese Provinz die angenehmste von ganz Indostan ist. Ehe sie der Groß-Mogul an sich brachte, war sie ein besonderes Königreich, und führte den Namen des Königreichs Cambaya. Von diesem Theile des Mogolschen Gebiethes, werden wir unsere Reise zu Lande nach Indien anfangen. Wir gehen mit einer Karavane Kaufleute, welche Würze und Geld nach Amadabad bringen wird.

Ich bin ꝛc.

Surate, den 9ten Decemb. 1739.

Der 30. Brief.

Indostan, oder das Reich des Großen Mogols.

Der Englische Präsident zu Surate, hatte vier Kaufleute, einige Banjanen, zwölf Englische und eben so viel Indianische Soldaten ernennet, unsere Karavane zu begleiten, und sie für den Räubern in Sicherheit zu setzen, mit welchen

chen die Straße angefüllet ist. Wir nahmen unsern Weg nach Broitschia, und stiegen öfters aus unserm Wagen, um wilde Enten und viele andere Wasservögel zu schießen, welche hier in großer Menge sind. Es stießen uns auch so viele wilde Schweine und Hirsche auf, daß wir für unsere Abendmahlzeit gar nicht besorgt seyn durften; denn die Engländer und Holländer reisen niemals ohne Köche, welche das Wildpret zubereiten, so ihre Herren unterwegens erlegen. Broitschia liegt auf einem Berge, zwölf Stunden von Surate und hat gute Mauern, wodurch sie zu einer wohlbefestigten Stadt wird. Sie ist ziemlich bevölkert, aber die meisten Einwohner sind Weber, welche die feinsten baumwollenen Zeuge in der ganzen Provinz verfertigen. In den benachbarten Gebirgen gräbt man einen sehr schönen Agath, welcher zu Messerheften, Dolchgefäßen und Trinkgeschirren verarbeitet wird, welche sehr hoch geachtet werden.

Zwey Tagereisen von Broitschia sahen wir an dem Wege das Grab eines Mahumedanischen Heiligen, für welchen das gemeine Volk sehr große Ehrfurcht hat. Diejenigen, die dahin wallfahrten, beobachten auf dem Wege das strengste Stillschweigen. Etliche tragen ein

Schloß am Munde, damit sie nicht reden können, und nehmen solches nicht eher ab, als wenn sie essen wollen. Dieses Grab ist nicht weit von Brodra, wo die Engländer ein Handelshaus haben. Nachdem diese uns hier wohl bewirthet hatten, ließen sie einige Banjanische Weiber kommen, welche nackend vor uns zu tanzen, und zu allen andern Gefälligkeiten, die man in dergleichen Falle von ihrem Geschlechte und Gewerbe verlangen konnte, sich anboten. Unsere abschlägige Antwort schien sie zu beleidigen, und sie giengen beschämt von uns weg. Die Stadt Brodra ist wie Broitschia mit lauter Webern bewohnt, welche baumwollene Zeuge verfertigen. Ein Dorf, welches etliche Stunden von dieser Stadt liegt, liefert jährlich über zweyhundert und funfzig Zentner Lack. Es ist ein Harz, das von gewissen Bäumen gesammlet wird, die unsern Pflaumenbäumen ähnlich sind, und sehr häufig in der Provinz Guzurate angetroffen werden. Dieses Gummi ist von einer rothen Farbe, die ins braune fällt, aber wenn es trocken und zu Pulver gerieben ist, nimmt es alle Farben an, welche man nur will, schwarz, roth, grün, gelb, u. s. w. Die Indianer machen Stangen daraus, womit sie ihre Briefe siegeln, oder sie

bedie-

bedienen sich desselben, ihren Hausrath auszuzieren; indem sie ihm einen Glanz geben, den man in Europa nicht nachahmen kann. Der größte Handel mit dem Lacke wird zu Amadabad der Hauptstadt des Landes getrieben, wo wir nach etlichen Tagereisen anlangten.

Ein gewisser König von dieser Provinz, Ahmed genannt, soll diese Stadt erbauet und ihr seinen Namen gegeben haben. Ein anderer Fürst, mit Namen Mahmud, erbauete in einiger Entfernung von derselben eine zweyte Stadt, die er Mahmud-Abad nennte; diese zwo Städte, die sich bey ihrem Wachsthume mit einander vereiniget haben, machen heut zu Tage nur eine aus, welche starke Handlung treibt. Die Engländer haben hier ein Kaufhaus, und treiben daselbst einen beträchtlichen Handel. Wir traten bey dem obersten Kaufmanne ab, welcher den ersten Tag nach der Abendmahlzeit die schönsten Tänzerinnen, die in der Stadt zu finden waren, auf mein Zimmer kommen ließ. Sie wurden nicht besser empfangen, als die Banjanischen Weibspersonen von Brodra, und waren auch nicht weniger bestürzt; denn sie werden niemals umsonst in diesem Lande gerufen. Der Oberkaufmann nahm mich den folgenden Tag zu sich in seinen

Wagen,

Wagen, um mir einen Theil der Stadt zu zeigen. Dieser Wagen war, nach Indianischer Art gemacht, ganz vergoldet, mit reichen Persischen Teppichen bedecket, und ward von zween weißen Ochsen gezogen, welche wenigstens eben so vielen Muth als die munterſten Pferde zeigten. Anfänalich führte er mich auf den großen Platz, der Königsmarkt genannt: er ist sechzehn hundert Fuß lang, auf acht hundert Fuß breit, und auf allen Seiten mit einer doppelten Reihe von Palm- und Tamarinden-Bäumen besetzt, welche mit Citronen- und Orangen-Bäumen vermischt sind. Die meisten Gassen sind mit eben dergleichen Bäumen bepflanzt, welche nebst dem reizenden Anblicke, den angenehmsten Geruch von sich streuen, einen kühlen Schatten verschaffen, und in der Ferne der Stadt das Ansehen eines großen Waldes geben. Ich besah darauf das Schloß, welches für eines der prächtigsten in der Provinz gehalten wird. Die Ueberbleibsel von Vergoldungen und Malereyen in dem Pallaste der alten Könige von Cambaya, sind noch Merkmaale von der ehemaligen Pracht. Der Tempel der Banjanen ist ein groſses Gebäude, welches keinem in der Stadt etwas nachgiebt. Wir sahen daselbst einen Pfaffen beschäftiget, die Geschenke

derer-

dererjenigen anzunehmen, welche dahin kamen, ihre Andacht zu verrichten: sie bestunden in Blumen für die Götzen, in Oel zu den Lampen, nebst Salz und Getrayde für die Priester. Der Pfaffe hatte so lange er die Bilder mit den Blumen ausschmückte, den Mund und die Nase mit einem Tuche verbunden, aus Furcht, daß sein Athem das Heiligthum entweihen möchte. Er näherte sich von Zeit zu Zeit der Lampe, murmelte etliche Worte, rieb seine Hände über der Flamme, gleich als ob er sie mit Rauche gewaschen hätte, und fuhr sich damit über das Gesicht, um sich zu reinigen. Wir ließen ihn ungestört das Volk mit seinen Thorheiten erbauen oder unterhalten, und fuhren fort, die Stadt zu durchwandern. Sie ist groß und volkreich, ihre Straßen sind breit und ihre Häuser prächtig. Man schätzt ihren Umfang auf sieben Stunden, wenn man ihre Vorstädte mit dazu rechnet, welche von ungeheurer Größe sind. Die Besatzung ist darinnen sehr zahlreich, um gewisse Landstreicher und Räuber abzuhalten, welche die Oberherrschaft des Groß-Mogols nicht erkennen, und seine Unterthanen durch ihre Streifereyen beunruhigen. Es ist fast keine Nation oder Waare in ganz Asien, die nicht in Amadabad anzutreffen wäre. Der

größte

größte Handel besteht in seidenen und baumwollenen Zeugen, welche hier verfertiget werden. Die Seide des Landes, deren Güte sehr mittelmäßig ist, verarbeitet man sehr selten: man bedient sich dagegen der Chinesischen und Bengalischen. Die übrigen Waaren sind, der Kandel- und Kisten-Zucker, alle Arten von eingemachten Sachen; Kümmel, Honig, Gummi, Opium, Borax, welches ein mineralisches Salz ist, dessen man sich bedienet die Metalle zusammen zu löten; Ingwer, Salpeter, Salmiak und vorzüglich Indigo, welcher häufig in der Gegend von Amadabad wächst. Die Bequemlichkeit zum Wechseln, ist in dieser Stadt das allervortheilhafteste. Die Banjanen empfangen und weisen in Wechselbriefen auf alle Theile von Asien an, ja gar bis nach Constantinopel; welches für die Kaufleute um so viel nöthiger ist, weil die Spitzbuben und Straßenräuber, wie ich Ihnen bereits gemeldet habe, die Straßen sehr unsicher machen, ungeachtet der Kaiser zu ihrer Sicherheit eine Menge Soldaten unterhält. Ein Theil der Einkünfte der Stadt ist zur Unterhaltung dieser Kriegsvölker bestimmt. Die Einkünfte belaufen sich auf mehr als achtzehn Millionen, indem diese Stadt fünf und zwanzig Flecken und fast dreytausend Dörfer in

ihrem Gebiethe hat, welche von ihr abhängen. Der Statthalter, der über dieses Geld freye Hand hat, um die Soldaten davon zu bezahlen, ist bisweilen selbst ein Beschützer der Räuber, und theilt mit ihnen den Raub. Er führet den Titel eines **Kan** oder **Raja**, welches so viel als ein **Fürst** bedeutet, und besitzt unglaublichen Reichthum. Seine Hofstatt besteht aus mehr als fünf hundert Personen, und hat eine Leibwache von zwey hundert Mann. Zu Hause trägt er gemeiniglich eine schlechte baumwollene Weste: ausserhalb dem Hause aber erscheint er in einem sehr prächtigen Aufzuge. Er sitzt auf einem Elephanten, auf einer Art von Throne, und hat eine starke Wache zur Begleitung. Vor ihm werden Fahnen von mancherley Farben hergetragen; hinter ihm führen Sklaven eine große Menge Persischer Pferde. Er hat, wie die Statthalter zu Surate, andere Beamte unter sich, welche von dem Kaiser ernennet sind, auf seine Aufführung Acht zu haben, dem Volke die Justitz zu leisten, und die Polizey zu handhaben. Nichts destoweniger hat er die oberste Gewalt; und die Geschichte, die man von einem Herrn erzählet, der diese Stelle vormals hatte, beweißt sattsam, wie weit sich seine Macht erstrecket. Er hatte nach einigen Tänzerinnen

geschickt,

geschickt, welche nach der Mahlzeit nackend vor ihm tanzen sollten; wie es in dem Mogolschen Reiche gebräuchlich ist. Man meldete ihm, daß sie krank wären, und vor diesesmal nicht kommen könnten. Er befahl, man sollte sie in dem Zustande herführen, in welchem sie sich befänden; und als seine Leute eben dieselbe Entschuldigung wiederholten: so wendete sich sein ganzer Zorn gegen dieselben. Diese Unglückseligen, welche geprügelt zu werden, befürchteten, warfen sich hierauf ihm zu Füßen, und gestunden, daß die Tänzerinnen nicht krank, sondern an einem andern Orte wären, wo sie sich bey einem andern Zeitvertreibe Geld verdienten, indem sie wohl wüßten, daß er sie nicht bezahlen würde. Er lachte darüber; aber er ließ sie doch zugleich durch einige Soldaten von seiner Wache holen; und sie waren nicht so bald in den Saal getreten, als er befahl, daß man ihnen insgesamt die Köpfe abschlagen sollte. Sie bathen mit entsetzlichem Geschrey, um ihr Leben: allein er verlangte, daß man ihm gehorchen sollte; und die Hinrichtung wurde vollzogen, ohne daß sich jemand von den Anwesenden unterstund, für diese Unglücklichen, deren an der Zahl achte waren, zu bitten. Wie entgegengesetzt ist diese übertriebene Grausamkeit,

der

der Sanftmuth unserer Regierung! In Frankreich entzieht sich eine Tänzerinn oder eine Komödiantinn, unter dem Vorwande einer kleinen Unpäßlichkeit, ungestraft der Schaubühne; ja bisweilen läßt sie sich gar nicht einmal entschuldigen. Als dieses grausame Schauspiel bey den Fremden, die zugegen waren, ein Entsetzen verursachte, so fieng der Statthalter an zu lachen, und sagte zu ihnen: wenn ich anders verführe, so würde ich in kurzem kein Ansehen mehr haben; und sie würden sehen, fügte er hinzu, indem er auf diejenigen wieß, die um ihn waren, daß diese H... Kinder den Herrn spielen und mich aus der Stadt jagen würden.

Die größte Pracht von Amadabad und den umliegenden Gegenden, besteht in den Grabmälern. Es sind große und schöne Gebäude mit Gärten, die Jedermann offen stehen. Daß zu Zirkes, zwey Stunden von der Stadt, hat ein König von Guzurate, seinem Lehrmeister zu Ehren erbauen lassen, von dem man vorgiebt, daß er sich durch Wunderwerke berühmt gemacht habe. Ich zählte daselbst vier hundert marmorne Säulen, jede dreyzig Fuß hoch; dieses Gebäude dienet auch noch dreyen Königen von Cambaya zum Begräbnisse, welche mit ihren Familien daselbst begraben zu seyn,

gewollt haben. Ich betrachtete noch ein anderes nahe bey der Stadt, wo ein reicher Mohrischer Kaufmann begraben liegt, von welchem man folgende Geschichte erzählet. Er hatte sich in seine Tochter verliebt, und um seiner Blutschande ein rechtmäßiges Ansehen zu geben, begab er sich zu einem Geistlichen Richter und trug ihm folgendes vor: „Ich habe in meiner Jugend einen Garten gepflanzt, welchen „ich mit großem Vergnügen gewartet habe; und „es wachsen Früchte darinnen, welche meine „Nachbaren reitzen. Ich werde täglich von ihnen „darum angelaufen; weil ich aber eines mir so „werthen Gutes mich nicht begeben kann, so bin „ich entschlossen, es selbst zu genießen, wenn „Sie meinen Entschluß schriftlich billigen wollen.„ Auf diesem Vortrage, gab ihm der Richter, welcher den Verstand dieser verblümten Rede nicht einsah, zur Antwort: daß hierbey gar keine Schwierigkeit wäre; er fertigte ihm die Schrift und die Erklärung aus, so wie er sie wünschte. Er wieß sie seiner Tochter; allein da weder das Ansehen des Vaters, noch die Erlaubniß des Richters, etwas bey ihr ausrichteten, so misbrauchte er sie mit Gewalt. Sie klagte es ihrer Mutter, welche so großen Lärm darüber anfieng, daß das Verbrechen ihres

Mut-

Mannes vor dem Oberherrn gelangte, der ihm den Kopf abschlagen ließ, und erlaubete, daß man von seinem nachgelassenen Vermögen, ihm ein Denkmaal aufrichtete, welches von seinem Verbrechen und desselben Bestrafung Zeugniß gäbe. Es wird, die Schande einer gemisbrauchten Tochter, genennet.

Es sind eine so große Menge Gärten um Amadabad herum, daß wir etliche Tage anwendeten, um sie alle zu besehen. Einer der schönsten ist derjenige, welcher den Namen des Königs-Garten führet. Man bewundert darinnen ein prächtiges Gebäude, dessen Zimmer sehr reich ausgeputzt, und dessen Graben mit Wasser angefüllet sind. Ein anderes daselbst wird die Juwele genennet; in demselben ist ein großer Wasserbehalter. Man kömmt selten dahin, daß man nicht etliche junge Frauenspersonen antrifft, welche sich darinnen baden; sie gestatten den Indianern nicht, sie zu sehen; gegen die Engländer hingegen machen sie weniger Schwierigkeit. Sie erlaubten mir und dem Oberkaufmanne hinein zu kommen, und mit ihnen zu sprechen. Ausser den Gärten, welche den angenehmsten Anblick verursachen, sind auch noch die Landstraßen auf beyden Sei-

ten mit Kokus- und andern Bäumen besetzt, welche eine unglaubliche Menge Affen beherbergen und ernähren, und allen Arten von Vögeln, vorzüglich den Papageyen, zum Aufenthalte dienen. Unter den Affen sind einige so groß, als ein Windspiel, und stark genug einen Menschen anzufallen: welches doch sehr selten geschiehet, sie müßten denn sehr darzu gereizet werden. Sie sind dunkelgrün, haben einen Bart und lange weiße Augenbraunen, und vermehren sich fast ins unzähliche; denn die Banjanen, welche die Seelenwanderung glauben und in größerer Anzahl als die Mahumedaner sind, leiden es nicht, daß man einen von ihnen tödte. Sie geben vor, daß die schönsten und munterſten Seelen, die Körper dieser Thiere zu ihrem Aufenthalte wählen. Die ganze Stadt ist daher mit ihnen angefüllt, und sie sind so dreust, daß sie zu allen Stunden und ungehindert in so großer Anzahl in die Häuser gehen, daß diejenigen, welche mit Obst und Zuckerwerke handeln, wornach diese Thiere ungemein begierig sind, sehr viel Mühe haben, sie wegzujagen. Ich habe mir öfters das Vergnügen gemacht, sie um mich herum zu versammlen, und ihnen Mandeln zu geben; sie nahmen es aus meinen Händen, und machten dabey so viele lächerliche

liche Gebärden und Stellungen, daß es schien, als ob sie mir meine Freygebigkeit durch das Vergnügen, das sie mir machten, vergelten wollten.

Die Papageyen sind so gemein, und so zahm, daß sie, wie bey uns die Schwalben, ihre Nester in den Städten an die Dächer der Häuser bauen. Diese sind von der großen Art, und werden **Indianische Raben**, genennet. Einige sind weiß und perlenfarbicht, und haben eine fleischfarbene Kuppe auf dem Kopfe. Man nennet sie **Kakatus**; welches Wort sie in ihrem Geschreye deutlich hören lassen. Die Kleinern, welche wegen ihrer Schönheit und vielerley Farben am meisten geschätzet werden, bauen ihre Nester in dem Gebüsche und befestigen sie an den Spitzen der Baumäste, damit sie in der Luft schweben und verhindern, daß die Schlangen ihre Jungen nicht fressen. Diese Vögel verursachen einen erstaunlichen Schaden auf dem Felde, wo sie sich von den Körnern und Früchten, zum Schaden der Landleute nähren, welche nach den Grundsätzen ihrer Religion, sie weder tödten noch verscheuchen dürfen. Gleiche Hochachtung haben sie für die wilden Enten, Reiher und Kropfgänse (Cormorans), von welchen der Fluß bedecket ist. Die Kropfgans ist

derjenige Vogel, den die Naturkündiger Onocrotalus nennen; von dem Geräusche, welches er macht, wenn er den Schnabel ins Wasser steckt, und weil seine Stimme, wenn er sie recht stark erschallen läßt, viel ähnliches mit dem Geschreye eines Esels hat. Er zeigt eine besondere Geschicklichkeit, das Fleisch der Muscheln, die seine gewöhnlichen Speisen sind, aus ihrer Schaale herauszuziehen: er verschlingt sie ganz und behält sie in seinem Magen, bis die Wärme die Schaale öffnet; alsdann giebt er sie von sich, und verzehret das Fleisch.

Die Gemsen, Rehe, Hasen, wilde Schweine und wilden Esel, sind das gemeinste Wildpret in der Provinz Guzurate; die Büffel, Ochsen, Kühe und Schafe sind die zahmen Thiere. Die Wälder sind mit Löwen, Leoparden und Elephanten angefüllet, wie in den andern Theilen von Indien. Die Flüsse geben eine so große Menge Fische, daß fast keine Gegend ist, wo man köstlicher leben könnte. Der Wein fehlt hier zwar, aber er wird durch den Tary ersetzt, welcher vortreflich ist. Aus dem Reiße, den Datteln und dem Zucker, brennet man einen Brandwein, der viel stärker und angenehmer ist, als der Europäische.

Es ist hier kein Fluß in welchem nicht Krokodille wären. Diese Thiere richten einen erstaunlichen Schaden unter Thieren und Menschen an. Sie verbergen sich im Grase oder im Schilfe, um diejenigen zu überfallen, welche Wasser holen, sich baden, oder an dem Ufer der Flüsse gehen. Ein Mensch hat alle Mühe anzuwenden, daß er ihnen im Laufen entkomme; jedoch kann er durch öfteres Wenden und Krümmen, ihren Verfolgungen entgehen. Der Krokodill hat weder Gelenke am Halse noch im Rückgrade, oder die Wirbel desselben sind so nahe an einander, daß er weder die Geschicklichkeit noch das Vermögen hat, sich umzukehren; daher überfällt er mehr die Menschen, als daß er sie verfolget. Es läßt sich auf dem Wasser von dem Strome als ein Stück Holz forttreiben, und suchet mit den Augen das Vieh oder die Menschen, welche ihm in den Weg kommen könnten. Er wird bisweilen durch seine eigene Gierigkeit betrogen, daß er den Angel verschlucket, und dadurch ein Raub derer jenigen wird, die es zu verschlingen trachtete. Die Banjanen, welche glauben, daß die Seelen dererjenigen, welche von diesen Thieren verschlungen werden, gerade in den Himmel kommen, hüten sich sorgfältig, sie zu tödten. Man

hat mich versichert, daß man Krokodille, hundert Fuß lang, gesehen. Die hier zu Lande, sind nur zwölf bis vierzehn Fuß lang und sehr begierig auf Menschenfleisch; einer von ihnen hat eine Frau, samt ihren Kleidern, verschlungen. Ihre Haut auf dem Rücken ist härter als ein Küras, der einen Musketenschuß aushält, so daß man sie von der Seite angreifen, oder ihnen den Bauch aufreißen muß, wenn man sie tödten will; aber diese schwachen Theile setzen sie nicht leicht in Gefahr. Ueberhaupt sind sie verzagt, besonders ausser dem Wasser, fliehen vor denenjenigen, die sie angreiffen; und verfolgen nur die, welche vor ihnen fliehen. Sie legen acht und zwanzig bis dreyzig Eyer, verscharren sie bey zunehmendem Monde in den Sand, und lassen sie daselbst bis zum Abnehmen des künftigen Mondes. Wenn sie solche wieder ausgraben, so tödten sie viele von ihren Jungen, welches macht, daß sie sich nicht zu häufig vermehren können. Der Krokodill ist von dunkelbrauner Farbe, sein Kopf ist flach und spitzig, mit kleinen runden Augen, die keine Lebhaftigkeit haben. Sein Rachen ist weit und von einem Ohre zum andern offen, mit vielen Reihen Zähnen, von verschiedener Gestalt und Länge, aber alle scharf und spitzig.

Die

Die Füße sind kurz und mit langen krummen spitzigen Krallen bewaffnet. Mit diesen fürchterlichen Waffen ergreift er seinen Raub und zerreißt ihn. Seine meiste Kraft hat er im Schwanze, welcher so lang ist, als der übrige Körper. Er ist mit einer schuppichten Haut bedeckt, welche über und über mit Stacheln besetzt ist. Man macht Helme daraus, die so hart sind, daß sie nicht mit der Axt können durchgehauen werden. Seine ordentliche Nahrung ist Fische, die er ohne Unterlaß in den Tiefen der Flüsse aufsuchet. Dieses Thier giebt einen Bisam-Geruch von sich, den es so gar auch dem Wasser mittheilet, in welchem es sich aufhält. Man hat mich versichert, daß es Leute gebe, die sich von seinem Fleische nähren, welches vortreflich seyn soll.

Ich habe Krokodille in dem Flusse **Mais** gesehen, welcher die Mauern von **Cambaya** berührt. Cambaya ist von Amadabad nur funfzehn Stunden entfernet; ich that eine Reise dahin, als ich mich in Amadabad aufhielt: sie ist eine der schönsten und größten Städte von Indostan; und von ihr hatte Guzurate vor diesem den Namen, so wie der Meerbusen, an welchem sie gelegen ist. Es wird daselbst ein starker Handel mit Gewürz, Elephanten-Zähnen,

nen, seidenen und baumwollenen Zeugen und andern Waaren getrieben, welche von allen Orten dahin gebracht werden. Sie ist mit einer sehr schönen Mauer von gehauenen Steinen umgeben; sie hat zwölf Thore, große Häuser und gerade und breite Gassen, welche meistens ihre Thore haben, die des Nachts verschlossen werden. Diese Stadt, welche mir größer als Surate und von eben so starkem Handel als Amadabad geschienen, hat beynahe zwey Stunden im Umfange. Man zählet darinnen drey sehr große Marktplätze, und vier öffentliche Wasserbehältniße, welche genug sind, alle Einwohner mit Wasser zu versehen. Weitläuftige Gärten und herrliche Grabmäler zieren die umliegende Gegend. Ich will Ihnen hiervon, keine besondere Beschreibung geben; Sie werden sich dieselbe vollkommen vorstellen können, wenn Sie sich an das erinnern, was ich Ihnen von Amadabad erzählet habe. Ich besuchte den Statthalter zu Cambaya, der mich zur Mittagsmahlzeit behielt. Nach aufgehobener Tafel kamen Tänzerinnen, welche ganz nackend, mit mehrerer Geschicklichkeit und Richtigkeit zu singen und zu tanzen anfiengen, als unsere Seiltänzer. Sie hatten kleine Faßreifen, durch welche sie mit wunderbarer

Fer-

Fertigkeit sprungen, und machten tausenderley Stellungen nach dem Takte und der Musik, welche mit Hobois und kleinen Trommeln gemacht wurde.

Die Staats- Civil- und Polizey-Verfassung zu Cambaya, ist mit der von Amadabad fast einerley, und es ist eine Sache, deren genaue Beschreibung überflüßig wäre. Auf meiner Rückreise nach Amadabad, die ich auf einer ganz andern Straße nahm, als die war, auf welcher ich nach Cambaya gereiset, zeigte man mir einen Garten, welcher für den schönsten in ganz Indien gehalten wird. Er hat seinen Ursprung von dem Siege des Großen Mogols, über den letzten König von Guzurate; und man nennet ihn noch jetzt den **Eroberungs-Garten.** Es sind vortrefliche Gebäude bey demselben; und man trifft alle Arten Früchte, welche in selbiger Gegend wachsen, im Ueberflusse darinnen an. Während meines Aufenthaltes in diesem Lande, hatte ich auch Gelegenheit, einige andere Städte zu besuchen, die mir zu besehen noch übrig waren. **Bisangastan** ist eine der größten Städte von ganz Indostan, und liegt fast mitten in der Provinz. Vor diesem war sie nur ein geringes Dorf; aber die Güte ihres Bodens hat sie seit-

dem

dem so ansehnlich gemacht, daß sie jetzt über funfzehn tausend Häuser in sich fasset. Man unterhält hier eine ungeheure Menge Vieh; und die Felder bringen viel Reiß, Korn und Baumwolle hervor.

Petain hatte ehedem über sechs Stunden im Umfange. Allein, jetzt findet man davon fast nichts mehr, als etliche Ruinen von einigen Gebäuden, welche, wie man sagt, den Heyden ehemals zu Götzentempeln und den Statthaltern zu Schlössern gedienet hatten.

Nach diesen verschiedenen Reisen, fand ich eine Karavane von ohngefähr hundert, theils Englischen, theils Banjanischen Kaufleuten, welche in kurzem nach Agra, der Hauptstadt aller Mogolschen Staaten, abreisen sollte. Ich ruhete etliche Tage aus, und wandte diese Zeit an, die Sitten und Gebräuche der Einwohner von Guzurate näher kennen zu lernen. Guzurate ist ungefähr achtzig Französische Meilen lang und fast eben so breit. Man findet hier alle Arten von Holz zum Bau der Schiffe und Häuser, und ihre Katunfabriken sind berühmt.

Ich habe Ihnen, Madame, die unumschränkte Gewalt des Statthalters von Amadabad, seinen Reichthum, und die Beamten, die er zu sei-

nem

nem Befehle hat, beschrieben. Alle Hauptverbrechen werden von diesen Beamten gerichtet, und es giebt fast keines, dessen Strafe nicht durch Geld könnte erkauft werden. Mord und Ehebruch, werden am schärfsten bestraft. Die Hurenhäuser sind hier nicht nur erlaubt, sondern es ist auch eine Art von Ehre, sie zu besuchen.

Die meisten Einwohner von Guzurate sind aus Indianischem Stamme. Sie sind Götzendiener; denn die Mahumedanische Religion ist nur durch die Waffen des Tamerlans und durch die andern Fremdlinge, welche sich durch die Eroberungen hier festgesetzt haben, daselbst eingeführet worden. Jetzt ist auch das Land von Mogoln, Persern, Arabern, Armeniern und Europäern bewohnet. Die Indianer dieses Bezirks sind überhaupt braungelb: die Mannsbilder sind stark und wohl gebaut, haben ein breites Gesicht und schwarze Augen; sie bescheeren sich den Kopf und das Kinn, behalten aber einen Knäbelbart, wie die Perser. Auf gleiche Weise tragen sich diejenigen, die sich zur Mahumedanischen Religion bekennen; aber ihren Turban wickeln sie auf andere Art, und lassen die beyden Enden von ihrer Leibbinde herunter hängen, welche die Perser hingegen in

diese

diese Binde selbst verstecken. Die Einwohner von Guzurate stecken ihre Dolche darein, welche ohngefähr einen Fuß lang und bey dem Griffe breiter als an der Spitze sind. Einige tragen auch Degen, und die Soldaten sind mit Lanzen und Säbeln bewaffnet.

Die Weiber sind klein, aber wohl gebildet, reinlich, gekünstelt in ihrem Anzuge, und prächtig in ihrer Kleidung. Die Haare lassen sie auf die Schultern herunter fallen und bedecken den Kopf mit einer kleinen Mütze, oder mit einem mit Gold besetzten Flore, davon die Enden bis auf die Knie herabhängen. Die Vornehmsten tragen Edelgesteine oder Perlen um den Hals, in den Ohren und in der Nase. Ausser ihrem Rocke, der nur bis unter das dicke Bein reichet, tragen sie ein Hemde, das so kurz ist, daß es nicht über die Hüfte gehet; einen leichten Unterrock und sehr weite Hosen, welche vermittelst einer goldenen oder seidenen Schnur um die Gegend des Nabels zugebunden werden, und davon die Enden bis auf die Füße herab hängen. Sie gehen mit bloßer Brust, und die Arme, welche sie mit vielen Armbändern geschmückt haben, sind bis an den Ellbogen nackend. Ihre Schuhe sind ordentlich von rothem Korduan, hinten platt und forn spitzig.

Die

Die Weiber der Banjanen kleiden sich auf eine andere Art. Sie bedecken sich das Gesicht nicht, wie die Mahumedanerinnen: aber sie schmücken den Kopf, die Arme, Hände, Beine und Füße mit Edelgesteinen und Perlen. Sie tragen Röcke von sehr feinem baumwollenen Zeuge, welche ihnen bis an die Hälfte der Beine reichen. Darüber ziehen sie einen kürzern Anzug, den sie mit einer Schnur über den Lenden zusammen binden. Weil das Obere dieser Kleidung sehr weit ist: so scheinen sie von der Brust bis auf den Gürtel fast nackend zu seyn. Ein Stück sehr feiner seidener Zeug, welcher bis ans Ende der Beine herunter geht, dienet ihnen statt der Schlafhosen. Im Sommer tragen sie hölzerne Schuhe, welche lackiret sind, und mit Riemen angebunden werden; aber im Winter haben sie Pantoffeln von Sammet oder Brokat, welche mit vergoldetem Leder besetzt sind, und sehr niedrige Absätze haben. Die Mannsbilder tragen lange Röcke, fast wie die Moguln, diese Röcke sind weis, und von sehr feinem baumwollenen Zeuge gemacht, aus welchem sie auch ihre Turbans verfertigen, die aber etwas kleiner sind, als der Mahumedaner ihre. Sie lassen sich den Kopf nicht bescheeren, tragen aber kurze Haare.

Weil ich öfters Gelegenheit haben werde, Madame, von den Banjanen mit Ihnen zu reden: so muß ich Ihnen solche jetzt kennen lernen. Sie machen nicht nur die größte und zahlreichste Partey der Abgötter in diesem Lande aus: sondern sie haben auch nach den Mogoln den ersten Rang im ganzen Reiche. Sie leiten ihren Ursprung von den allerältesten Zeiten her, und diese Nation hat sich über vier tausend Jahre unvermischt erhalten. Sie halten so fest an ihrer Religion, daß in diesem Stücke, weder Christen noch Mahumedaner jemals gewagt haben, sie zu beunruhigen; und mit gleicher Sorgfalt erhalten sie ihre Sitten, Gebräuche und Gesetze.

Diese Völker erkennen einen Gott, aber sie bethen den Teufel an, von welchem sie vorgeben, daß ihm die Regierung der ganzen Welt und die Macht den Menschen zu schaden, anvertrauet sey. Daher füllen sie ihre Tempel mit den Bildern und Statüen dieses Schaden frohen Geistes an, und die Gestalt, unter welcher sie ihn vorstellen, ist entsetzlich. Sein Kopf mit vier Hörnern, ist mit einer dreyfachen Krone in Gestalt einer Bischoffsmütze gezieret; sein Gesicht ist fürchterlich häßlich. Aus dem Maule gehen zwey Zähne, wie die Hauer eines wilden

Schweines; ein häßlicher Bart bedeckt ihm das Kinn; zwo Brüste hangen ihm bis auf den Bauch herab; und ein noch abscheulicherer Kopf als der erstere, nimmt die Stelle der Geburtsglieder ein. Statt der Füße hat er Tatzen und hinten einen Kühеschwanz. Kurz, das Bildniß, daß sie sich von dem Teufel machen, den sie anbethen, giebt demjenigen an Häßlichkeit nichts nach, welches diejenigen Religionen von ihm geben, in welchen er am meisten verabscheuet wird. Dieses Ungeheuer steht auf einem steinernen Tische, welcher die Stelle des Altars vertritt. Auf der einen Seite ist Wasser hingesetzt, um sich zu reinigen; und auf der andern Seite stehet ein Klotz, die Opfer darauf zu legen. Der Priester verrichtet sein Gebeth sitzend, zu den Füßen des Götzen, stehet hernach auf und holet ein Gefäß mit gelben Wasser, welches mit Sandelholz vermischt ist, und worzu man einige Körner Reiß thut, um die Stirne dererjenigen damit zu bemerken, die mit ihm gebethet haben.

Die Banjanen haben Tempel in den Städten, auf dem Felde, auf den Landstraßen, in den Wäldern und in den Gebirgen. Die einzige Zierde dieser Tempel besteht aus Abbildungen des Teufels, welche elende Maler auf die Wände

geschmieret haben, und sie werden nur durch Lampen erleuchtet, welche beständig darinnen brennend erhalten werden.

Sie lieben die Reinlichkeit überaus sehr, und viele unter ihnen, machen den vornehmsten Theil ihrer Religion aus der Reinigung des Leibes, und lassen keinen Tag vorbey gehen, ohne sich zu waschen. Diejenigen, welche nahe an dem Ufer eines Flusses wohnen, baden sich täglich bey frühem Morgen darinnen. Sie begeben sich bis an den Gürtel ins Wasser, und halten einen Strohhalm in der Hand, den sie von ihren Priestern bekommen, und dem sie die Kraft die bösen Geister zu vertreiben, beylegen. Unter der Zeit, da sie sich baden, giebt ihnen ein Bramine seinen Segen, und prediget ihnen seine Lehrsätze vor.

Die Braminen, welche ihren Namen von dem Brama haben, den sie für den Statthalter Gottes erkennen, stehen in sehr großer Achtung, so wohl wegen ihrer strengen Lebensart, und ihren beständigen Fasten, als auch weil sie die Religion verwalten, und die Schulen besorgen. Sie verstehen sich auf die Zeichendeuterey, und legen dasjenige aus, worüber man sie beständig um Rath fragt; denn die Banjanen unternehmen keine Sache von

Wichtig-

Wichtigkeit, ohne die Meynung der Braminen vorher darüber zu erforschen; welche den Aberglauben des gemeinen Mannes zu unterhalten trachten, indem sie ihm tausend falsche Orakelsprüche vorsagen. Sie werden im ganzen Morgenlande in so großen Ehren gehalten, daß keine Heurath vollzogen wird, dabey man nicht den ersten Beyschlaf der Neuverheuratheten einem Braminen opfert, und die Vertraute ihm zuführet, ihr die Jungfrauschaft zu nehmen. Man glaubt, daß ohne diese Feyerlichkeit, der Heiligkeit der ehelichen Vereinigung etwas entgienge. Die Braminen lassen sich auch öfters dazu nöthigen: und wenn die Anverwandten reich sind, so lassen sie sich dafür, als für eine mühsame Arbeit bezahlen. Wenn die Männer verreisen wollen, so ersuchen sie einen Braminen, in ihrer Abwesenheit für ihre Weiber Sorge zu tragen, und ihnen die eheliche Pflicht zu erzeigen. Diese Pfaffen lehren, daß die Seele unsterblich ist; aber sie lassen sie durch die Körper vieler Thiere wandern, ehe sie zu dem Genusse einer vollkommenen geistlichen Glückseligkeit gelange. Daher kömmt ihre gewissenhafte Sorgfalt, die Thiere zu erhalten und Hospitäler für sie zu stifften. Daher kömmt ihre Furcht, bey Nacht ein Licht oder Feuer anzuzünden, damit sich die Fliegen

oder andere Insekten daran verbrennen mögten. Sie unterstehen sich so gar nicht ihr Wasser auf die Erde zu lassen, aus Furcht die Flöhe und anderes Ungeziefer damit zu ersäuffen, die ungefähr sich da herum befänden. Einige bedecken sich den Mund mit einem Tuche, damit ihnen keine Fliege in den Mund kommen möge. Andere tragen beständig einen kleinen Besen in der Hand, um mit solchen die Stube auszufegen, oder die Stühle abzukehren, damit nicht etwa im Gehen oder Niedersitzen einige Insekten zertreten werden. Es giebt einige, welche niemals Holz verbrennen, damit nicht etwa die Würmer, die darinne seyn könnten, vom Feuer umkommen: sie brauchen daher auf ihren Heerden nichts als Kuhmist, mit Stroh vermischt, und an der Sonne getrocknet, den sie in kleine viereckichte Stücke zertheilen, wie den Torf. Dieser ausschweifende Aberglaube bringt bey ihnen den Abscheu für den Krieg und alles Blutvergießen hervor. Der Groß-Mogol fodert daher auch von ihnen keine Kriegesdienste; aber diese Ausschließung macht sie auch dagegen in den Augen der Mahumedaner eben so verächtlich als ihr Götzendienst, dem sie ergeben sind. Sie werden daher von ihnen verachtet und als Sklaven gehalten. Indessen haben sie

doch

doch das Recht, daß sie ihr Vermögen ihren männlichen Erben vermachen können; aber mit der Bedingung, daß sie ihren Müttern bis an den Tod, und ihren Schwestern bis sie sich verheurathen, den nöthigen Unterhalt geben.

Ein anderer Aberglaube ist bey allen Banjanen sehr gemein; nämlich, daß sie sich so lange die Finsterniße dauren, ins Wasser tauchen. Ich sah sie Hände und Augen gen Himmel aufheben, Arme und Kopf bewegen, von Zeit zu Zeit Wasser gegen die Sonne werfen und tausenderley Verdrehungen machen, um das Uebel abzuwenden, von welchem sie gedrohet zu werden glaubten. Die kleinen Knaben und Mädchen waren nackend. Die Mannspersonen hatten nur eine Art von Leibbinde um die Hüften; und die verheuratheten Weiber und die jungen Mädchen waren bloß mit einem Tuche bedecket. Sie blieben im Wasser, so lange die Verfinsterung dauerte, indem sie ihre Gebethe mit vieler Andacht hersagten. Alsdann begab sich ein jeder fort, warf etliche Stücken Geld in den Fluß und theilete den Braminen Allmosen aus. Sie zogen alle neue Kleider an, welche auf dem Sande in Bereitschaft lagen, und die Andächtigsten ließen ihre alten Kleider den Pfaffen. Diese Pfaffen unterscheiden sich von den andern Ban-

janen durch ihren Kopfputz, der in einem schlechten weißen Tuche, welches sie verschiedenemale um den Kopf winden, um ihre Haare zu befestigen, die sie niemals abschneiden lassen. Sie tragen drey Schnüre von dünnem Bindfaden, auf der bloßen Haut, welcher von den Schultern bis auf die Hüfte quer über den Leib herunter hänget. Dieses sind die Zeichen ihrer Profession, welche sie niemals ablegen, wenn es ihnen auch ihr Leben kosten sollte.

Die Religion der Banjanen hat so viel verschiedene Sekten, daß es beynahe unmöglich ist, eine genaue Nachricht von ihren Gebräuchen und ihren Lehrsätzen zu geben. Man zählet auf die achtzig, deren jede ihre Priester, Tempel, Gebräuche, und besondere Götter hat. Indessen sind sie in gewissen Sätzen einig, als, in der Unsterblichkeit, der Seelenwanderung, der Reinigung des Leibes, und der Enthaltung von allen Arten der Thiere. Alle diese Sekten lassen sich auf vier Hauptsekten einschränken, welche die übrigen alle unter sich begreiffen, nämlich: die Oeurowathen, Samarathen, Bisnoen und Gonghys. Erstere gehen mit bloßem Kopfe und Füßen, und tragen einen weißen Stab in der Hand, durch den sie sich

von

von andern Sekten unterscheiden. Ihre Kleidung besteht in einem Stücke Zeug, welcher ihnen vom Nabel bis auf die Knie herab hänget. Den übrigen Theil des Leibes bedecken sie bloß mit einem kleinen Stücke Tuch. Sie glauben weder eine Vorsicht, noch Paradieß, noch Hölle: indessen behaupten sie doch, daß die Seele unsterblich sey, und daß sie durch verschiedene menschliche und thierische Körper gehe, nachdem sie Gutes oder Böses gethan hat. In ihren Tempeln befinden sich unter andern Götzenbildern verschiedene Figuren von Stein, Holz und Pappe, welche einige berühmte Personen von ihrer Sekte vorstellen. Ihre größte Andacht, die mit sehr strengen Bußen begleitet ist, verrichten sie im Augustmonate. Einige von diesen Götzendienern bringen einen Monat und drüber zu, ohne eine andere Nahrung als Wasser, worein sie ein gewisses bitteres Holz schaben. Ihre Wittwen verbrennen sich nicht nach dem Tode ihrer Männer, wie es bey andern Sekten gebräuchlich ist; sie entsagen bloß der zweyten Ehe. Alle Oeurowathen können Priester werden, selbst die Weiber und Kinder sind davon nicht ausgeschlossen. Die in den Priesterstand aufgenommen werden, thun das Gelübde des ehelosen Standes und der Keuschheit. Selbst

bey verheuratheten Personen, hat eines von beyden Eheleuten die Freyheit, den Pfaffenstand zu ergreifen, und den andern Theil Zeit seines Lebens zum ehelosen Leben zu verbinden. Alle andere Banjanen verachten und verabscheuen diese Sekte; und wollen mit denenjenigen, die sich zu derselben bekennen, weder essen noch trinken. Sie gehen nicht einmal in ihre Häuser; und sollten sie auch nur unversehens einen von ihnen anrühren, so wären sie gezwungen, sich durch eine öffentliche Buße zu reinigen.

Die Sekte der Samarathen, welche die zweyte und eine viel zahlreichere Klasse oder Caste ist, bestehet aus Soldaten, Kaufleuten, Schreibern und einer Menge von Künstlern. Sie glaubt, daß die Welt von einem obersten Wesen geschaffen worden, welches alles regieret und durch eine unveränderliche und unbegränzte Gewalt erhält. Sie nennen es Visnu und geben ihm drey Amtsverweser oder Statthalter, welche Brama, Bussinna und Mais heißen. Der erste bestimmt das Schicksal der Seele durch die Wanderung; der zweyte lehret die Menschen nach Gesetzen zu leben, die von Gott geordnet sind. Der dritte untersucht ihre guten oder bösen Handlungen nach dem Tode. Er giebt dem Visnu davon Nachricht, der ihnen die Strafen oder Belohnungen,

nungen, die sie verdienen, austheilet. Diejenigen Seelen, welche in die Körper der Kühe fahren, werden sogleich gereiniget, weil sie diesem Thiere etwas göttliches beylegen. Diejenigen hingegen, welche in den Körper eines Elephanten, Kameeles, Büffels, Bockes, Esels, Leoparden, Schweines, einer Schlangen oder eines unreinen Thieres geschickt werden, sind für die unglücklichsten geachtet, weil sie von da in viele andere Thiere wandern müssen, um sich vollends zu reinigen. Alsdann stellet sie Mais dem Visnu vor, welcher sie endlich in sein Paradieß aufnimmt. Die Samarathen unterscheiden sich von andern Sekten am meisten dadurch, daß ihre Weiber auf dem Scheiterhaufen ihrer Männer sich aufopfern, um ihr Andenken zu ehren; indem sie festiglich glauben, daß dieser Tod nur ein Uebergang zu einer siebenmal größern Glückseligkeit sey, als diejenige gewesen, die sie auf dieser Erde haben können. Ein anderer Gebrauch dieser Caste ist, daß sie einem Kinde, so bald es auf die Welt gekommen ist, ein Schreibezeug, Papier und Federn vorhalten, um den Buffinna zu bewegen, daß er das Gesetz des Visnu in das Herz dieses Kindes eingraben möge. Ist es ein Knabe: so thun sie noch einen Bogen hinzu, damit er im Kriege

glücklich sey, vorausgesetzt, daß er diese Lebensart ergreife.

Die vornehmste Andacht der Bisnoen, als der dritten Sekte, oder Caste der Banjanen, bestehet darinnen, daß sie Lieder zum Lobe ihres Gottes singen, den sie Ram-Ram nennen, und dem sie eine Frau beylegen. Sie stellen beyde unter verschiedenen Gestalten vor, und schmücken ihre Bildsäulen mit kostbaren und reichen Zierathen. Dieser Gott hat keine Amtsverweser, sondern thut alles selbst. Es ist der Gebrauch bey den Bisnoen, daß sie sich gänzlich unter das Wasser tauchen, wenn sie sich waschen wollen; ein Bramine reibt ihnen alsdann die Nase, die Stirne und die Ohren mit einer wohlriechenden Spezerey und bekömmt für seine Bemühung etwas gewisses an Korn, Reiß und Hülsenfrüchten. Die Bisnoen erlauben ihren Weibern nicht, sich mit ihren Männern zu verbrennen; sondern sie müssen in beständigem Wittwenstande bleiben, wenn auch gleich der Mann noch vor Vollziehung der Ehe gestorben wäre. Die Banjanen, die sich zu dieser Sekte bekennen, treiben den Handel; und weil sie sehr witzig sind: so wählen die Mogols und Europäer, aus ihnen ihre Dollmetscher und Mäckler.

Die vierte Klasse, oder die Sekte der Gonghys und Fakirs, besteht aus Mönchen, Einsiedlern, Missionarien, oder Leuten, die Profession davon machen, daß sie sich Gott auf eine ganz besondere Art widmen, und die Güter und die Vergnügen des Lebens verachten. Einige leben in Gemeinschaft, unter der Aufsicht eines Vorgesetzten, dem sie zu gehorsamen angeloben. Andere führen ein einsames Leben auf dem Felde, in den Dörfern, halten sich in verfallenen Mauern oder Hölen auf, wo sie sich von Wurzeln und wilden Früchten nähren. Sie schätzen es für ein großes Glück, wenn sie ihre Speisen mit Kuhmist vermischen können, den sie für etwas heiliges halten. Sie entsagen dem Umgange mit Weibspersonen und machen sich so gar ein Gewissen, sie nur anzurühren. Sie treiben weder Handel noch irgend eine andere Handthierung und bringen ihre ganze Lebenszeit mit Bethen, Nachdenken und Kasteyung des Leibes zu. Sie sprechen niemanden um etwas an, sie nehmen aber an was man ihnen giebt, und der gemeine Mann bestrebt sich allezeit für das, was ihnen nöthig ist, zu sorgen. Sie haben weder Moscheen noch andere öffentliche Oerter, wo sie zusammen kommen könnten, ihren Gottesdienst zu halten.

Sie

Sie gehen auch nicht einmal in eine Moschee der andern Banjanen, es wäre denn des Nachts, um daselbst zu schlafen, weil sie selbst keine Häuser haben und auch nichts eigenes besitzen dürfen. Sie gehen fast nackend und bedecken sich bloß mit einem Tuche von den Lenden an bis auf die Knie. Sie reiben den Leib mit Asche und führen auch allenthalben welche mit sich, sie mögen seyn wo sie wollen; sie streuen auch dergleichen auf ihre nassen Haare, welches sie äusserst verunstaltet. Sie scheuen sich nicht, in diesem Aufzuge, vor den Thüren der Tempel und an andere öffentliche Oerter, zu erscheinen. Ich habe einige durch die Marktflecken gehen und die Geschenke annehmen sehen, die ihnen die andächtigen Weibsbilder brachten. Die Haare hiengen ihnen bis auf die Hälfte der Schenkel herab. Andere hatten ihre Haare zusammen gebunden und um den Kopf herum gewickelt: einige hielten Keulen in der Hand, und andere hatten eine trockene und steife Tigerhaut über ihren Schultern hängen. Andere hielten ihre Hände beständig über den Kopf ausgestreckt, und ließen sich die Nägel über ein Finger lang wachsen. Diese Arme waren mager und geschwunden, weil sie in dieser gezwungenen Stellung keine Nahrung bekommen. Die

Folge von dieser heftigen Ausdehnung ist, daß die Nerven ihre Biegsamkeit und Bewegung verlieren, und den Armen das Vermögen rauben, sich herab zu lassen und etwas aufzuheben. Die jungen angehenden Mönche müssen diese unvermögenden Fakirs bedienen und sie verrichten dieses Amt mit großer Ehrerbietung. Viele unternehmen lange Wallfahrten, dabey sie nackend gehen, und mit großen eisernen Ketten beladen sind. Andere verbinden sich durch ein besonderes Gelübde, sich acht Tage lang auf den Füßen aufrecht zu halten, und lehnen sich bloß des Nachts etliche Stunden an ein ausgespanntes Seil. Einige bleiben eine ziemliche Zeitlang auf ihren Händen stehen, die Füße in die Höhe und den Kopf niederwärts gekehret. Andere machen so schwere und gezwungene Stellungen, daß es unseren Gaucklern schwer fallen sollte, sie nachzumachen. Es giebt auch Weibsbilder welche diese Lebensart ergreifen, und arme Leute überlassen ihre Kinder diesen Fakirs, damit sie in der Geduld geübet werden, und diese Lebensart einmal erwählen können, wenn sie sich nicht auf andere Art zu erhalten wissen.

Die Gonghys reden niemals mit den Vorübergehenden, grüßen sie nicht und antwor-

ten auch denenjenigen nicht einmal, die sie anreden, aus Furcht, sie möchten ihrem Gotte Bruin misfallen, und sich durch diese Gemeinschaft verunreinigen. Wenn sie in eine Stadt kommen, so verweilen sie sich nicht darinnen; sie weichen auch nicht von der geraden Straße, um wieder herauszugehen. Sie glauben die Seelenwanderung nicht, wie die andern Banjanen, sondern behaupten, daß die Seelen, wenn sie den Körper verlassen, in den Schooß der Gottheit kommen, und mit ihr eine ewige Glückseligkeit genießen.

Ungeachtet der verschiedenen Meynungen, welche so viele verschiedene Sekten unter den Banjanen verursachen, haben sie doch einige gemeinschaftliche Bücher, welche sie, als den Grund ihrer Religion betrachten und für welche sie eine gleiche Hochachtung haben. Sie sind auch alle gleich abergläubisch: wenn sie aus ihren Häusern gehen und ihnen eine böse Vorbedeutung aufstößt, so kehren sie den Augenblick wieder zurück und nehmen den ganzen Tag nichts vor. Als ein böses Zeichen sehen sie an, wenn ihnen ein leerer Wagen, ein Esel, ein Hund, eine Ziege, ein Hirsch, ein Goldschmidt, ein Zimmermann, ein Schlösser, ein Barbier, ein Schneider, eine Wittwe, eine Leichenprocession,

oder jemand der von einer Beerdigung zurück kömmt; ein Mann oder eine Frau, welche Milch, Butter, Oel, Citronen, Aepfel, Waffen, u. s. w. tragen, begegnet. Vor ein gutes Zeichen aber halten sie, wenn ihnen ein Elephant, ein Kameel, ein Pferd, ein Ochs, eine Kuh, ein Büffel, ein Hahn, ein Hase, u. s. w. entgegen kömmt.

Wenn ein Mahumedaner zu ihrer Religion übertritt, so muß sich der Neubekehrte zu folgender Lebensart entschließen. Seinen Leib zu erneuern, welchen nach ihrer Meynung das Fleisch, das er gegessen, verunreiniget hat, muß er sechs Monate lang seine Speise mit einem Pfunde Kuhmist vermischen. Da dieses Thier nach ihrem Vorgeben etwas göttliches hat, so glauben sie, daß nichts fähiger sey, den Leib zu reinigen, als diese Art von Speise: nach den drey ersten Monaten der Bekehrung verändert man allmälich diese Kost. Zu eben dieser Lebensart zwingen sie alle diejenigen von ihrer Sekte, welche bey den Christen in der Gefangenschaft gewesen sind, und sich haben überreden lassen, Fleisch zu essen oder Wein zu trinken; ausserdem würden sie gar keine Gemeinschaft mehr mit ihnen haben.

Die Banjanen haben ihre Gelehrten und ihre Lehrer wie andere Völker. Die Stadt Benares ist ihre allgemeine Schule; wohin sich alle diejenigen begeben, welche nach dem Ruhme der Gelehrsamkeit streben. Sie haben keine untereinanderstehende Klassen, wie wir in Europa; sie haben in diesem Stücke mehr Aehnlichkeit mit der Art zu unterrichten, welche die alten Griechen hatten. Die Lehrer sind durch die Stadt zerstreuet und haben mehr oder weniger Schüler, die ihren Unterricht empfangen und zehen oder zwölf Jahre gebrauchen, sich unterrichten zu lassen. Ihr erster Fleiß gehet auf das Hanscrit, eine Sprache, welche von der gewöhnlichen Indianischen abgehet und nur von den Gelehrten gelernet wird, wie bey uns das Lateinische, Griechische und Hebräische. Sie glauben, daß Brama ihnen in dieser Sprache, die vier Bücher mitgetheilet habe, von welchen oben geredet worden, und welche sie als göttlich ansehen. Sie halten sie sehr geheim und verborgen, damit sich die Mahumedaner nicht ihrer bemächtigen und sie verbrennen. Nach dem sie die Sprache erlernet haben, in welcher diese Bücher geschrieben sind; so fangen sie dieselben selbst zu studiren an. Hernach legen sich einige auf die Philosophie, und weil diese Wissen-

schaft

schaft sich in verschiedene Meynungen zertheilet, so entstehet allerley Zwist und Eifersucht unter ihnen, welche sie veruneinigen. Daher kommt Erbitterung, Haß und Zank, wie unter unsern Europäischen Philosophen. Diese verschiedene Meynungen haben gemeiniglich den Ursprung der Dinge und die Ursachen, alles dessen, was wirklich da ist, zum Grunde: aber sie haben hiervon nur verwirrte Begriffe, und erwarten Sie nicht, Madame, daß ich Sie damit unterhalte.

Ihre Medicinischen Bücher enthalten nichts als Heilungsarten und Recepte. Das älteste ist in Versen geschrieben, wie die Salernitanische Schule. Was ihre Art zu heilen selbst anlanget: so ist sie sehr von der unsrigen unterschieden, vornämlich in den Aderlässen, welche sie so viel als möglich vermeiden. Eine gute und regelmäßige Art zu leben, empfehlen sie allgemein. Indessen verwerfen sie doch nicht gänzlich das Aderlassen, und wenn sie es für unumgänglich nothwendig erkennen, so lassen sie das Blut in solcher Menge weg, daß der Kranke entweder gesund werden oder sterben muß.

Die Furcht der Banjanen vor die Finsternisse beweißt nicht, daß sie große Sternkündiger wären; vielmehr begehen sie in diesem Stücke

die größten Ungereimtheiten. Eben so verhält es sich auch mit der Erdbeschreibung, von welcher sie keinen vernünftigen Begriff haben.

Die Erziehung der Kinder ist bey den Banjanen ganz von der Mogolen ihrer unterschieden. Die jungen Knaben lernen bey Zeiten rechnen und schreiben: alsdann werden sie zu dem Handwerke ihres Vaters angeführet. Selten verlassen sie den Stand, in welchem sie gebohren werden. Man verlobet sie gemeiniglich im vierten oder fünften Jahre und verheurathet sie im zehnten oder zwölften. Die Hochzeitgebräuche sind nach den verschiedenen Gegenden unterschieden: indessen ist es ein allgemeiner Gebrauch, daß man die Töchter nicht anders als für eine gewisse Summe Geldes, oder für ein Geschenk denenjenigen überläßt, die um sie anhalten. In den reichsten Familien geschiehet es sehr selten, daß ein Mädchen eine andere Mitgabe, als ihre Kleider und Hausgeräthe mit sich bringet. Bekömmt sie keine Kinder, so kann der Mann eine zweyte, ja auch eine dritte Frau nehmen. Eine Wittwe hingegen darf niemals wieder heurathen, wenn auch der Mann vor der Vollziehung der Ehe gestorben wäre: aber sie muß es sich gefallen lassen, daß man ihr alle ihr Geschmeide abnimmt und

ihr

ihr die Haare abschneidet. Man zwinget sie nicht, sich mit dem Leichname ihres Mannes zu verbrennen, wie die Weiber gewisser Braminen thun: aber es hält sie auch niemand ab, wenn sie es thun will. Wenn sie sich nicht entschließen kann, ihre übrige Lebenszeit im ehelosen Stande zuzubringen: so wird sie eine öffentliche Tänzerinn, und dieses trägt sich sehr oft zu. An dem Hochzeitstage setzen sich beyde Familien, nachdem sie mit vieler Pracht durch die vornehmsten Gassen der Stadt gezogen sind, auf Matten bey einem großen Feuer nieder, um welches die beyden Neuvermählten zwey oder dreymal herumgehen müssen. Ein Bramine spricht etliche Worte über sie aus; und an manchen Orten, geben Mann und Frau zum Unterpfande ihrer Verbindung einander eine Kokosnuß, da unterdessen der Bramine einige Gebethe aus einem Buche vorliest. Das Hochzeitmahl ist dem Reichthume der Familien gemäß.

Die meisten Banjanischen Weiber haben ein wohlgebildetes Gesicht und viele Annehmlichkeiten: ihr schönes schwarzes und lockigtes Haar, binden sie auf den Nacken mit einer Schleife von Bande zusammen: es ist Schade, daß der Betel, welchen sie beständig kauen, ihre Zähne

und Zahnfleisch schwärzet; allein sie selbst sind nun gewohnt, es für eine Schönheit zu halten, und überreden auch die Männer, daß es schön sey, Zähne von dieser Farbe zu haben. Sie verspotten daher die Europäer, von welchen sie sagen: „sie hätten weiße Zähne wie die Hunde „und Affen.„

Die Banjanen sind in ihren Häusern ungemein reinlich. Den Fußboden bedecken sie mit sehr wohlgearbeiteten Matten, auf welchen sie mit kreuzweis gelegten Füßen sich setzen. Sie sind leutselig, sittsam, höflich, zärtlich, sinnreich und gegen die Fremden redlich. Man findet auch Gelehrte unter ihnen und Leute, die in allerley Handthierungen erfahren sind. Unter ihnen befinden sich Wechsler, Juvelirer, Schreiber, sehr geschickte Mäckler, vortrefliche Rechenmeister und wichtige Handelsleute, welche mit Getraide, Baumwolle, seidenen Zeugen und allen Morgenländischen Waaren handeln. Ihre Kramläden sind schön und ihre Vorrathshäuser reichlich versehen; aber sie verkaufen, nach den Grundsätzen ihrer Religion, weder Fleisch noch Fische, noch sonst etwas, das Leben gehabt hat. Einige treiben einen starken Handel zur See: und ich kenne einige zu Surate, welche unsägliche Reichthümer besitzen. Sie leben auch sehr

präch=

prächtig: ihre Häuser sind schön, bequem und mit kostbarem Hausrathe versehen. Dem ungeachtet, sind sie in allem, was die Ordnung der Bürgerlichen Gesellschaft betrifft, den Mogoln unterworfen. Um ihre Religionsfreyheit zu erhalten, bezahlen sie dem Kaiser einen starken Tribut, und den Befehlshabern der Provinzen starke Geldsummen. Dadurch verhindern sie auch, daß man sie nicht mit falschen Anklagen belade, oder unter einigen Vorwande ihre Güter einziehe. Das gemeine Volk besteht aus allerley Künstlern, die sich von ihrer Hände Arbeit nähren: besonders findet man hier viele Weber; aus ihren Fabriken kommen die feinen Gewebe und schönen Indianischen Zeuge, welche wir in Europa bewundern. Sie verfertigen Teppiche, Decken, und die schönste Arbeit von Baumwolle und Seide, und dieser Fleiß, diese Begierde zur Arbeit, ist bey beyden Geschlechtern gleich.

Es war nöthig, Madame, Ihnen dieses Volk kennen zu lernen, welches einen so beträchtlichen Theil der Landschaft Guzurate ausmacht. Ich muß Ihnen noch etliche besondere Umstände von diesem Lande melden: der Winter fängt am Ende des Brachmonats an und währet bis in den Herbstmonat. Es regnet hier nur dann und wann, fürnehmlich aber im

Neu- und Vollmonde. Der Nordwind herrscht hier sechs Monate nach einander, und der Mittagswind in den andern sechs Monaten. Die größte Hitze ist im April, May und Junius. Sie würde ohne die Winde unausstehlich seyn, welche sich von Zeit zu Zeit erheben und die Luft abkühlen: indessen ist doch diese Ungemächlichkeit dabey, daß sie einen erstaunlichen Staub erregen, welcher die Sonne verdunkelt.

Der beste Indigo kömmt von Amadabad. Die Pflanze, daraus er bereitet wird, hat viel Aehnlichkeit mit den Blättern unserer gelben Rüben, oder Möhren; aber sie ist bitter und etwas kürzer. Sie treibt Zweige wie der Brombeerstrauch, und schießt in guten Jahren sechs bis sieben Fuß hoch. Ihre Blüthe gleicht der Kartendistel und ihr Saame dem Griechischen Klee oder Heusaamen. Man säet es alle drey Jahre im Brachmonate und im vierten Jahre liegt der Acker brach. Die Pflanze wird im Winter- oder Christmonate gesammlet. Im ersten Jahre schneidet man sie einen Schuh hoch von der Erde ab: man trocknet die Blätter in der Sonne und legt sie hernach etliche Tage über, in einen steinernen Trog, der mit Wasser angefüllet ist; man rühret das Wasser von Zeit zu Zeit um, bis es

die

die Farbe und die Kraft des Krautes ausgezogen hat. Alsdann gießt man das Wasser in einen andern Trog, worinne es eine Nacht stehen bleibt; den folgenden Tag läßt man das Wasser ablaufen, und seiget das, was sich auf den Boden gesetzet hat, durch ein leinen Tuch. Man läßt hierauf den Bodensatz an der Sonne trocken werden, welcher denn ein vortrefflicher Indigo wird. Die Bauern verfälschen ihn, indem sie ihn mit einer Erde von eben der Farbe vermischen: und weil man die Güte des Indigo nach seiner Leichtigkeit beurtheilet: so mengen sie ein wenig Oel darunter, damit er auf dem Wasser schwimmet. Im andern Jahre trägt der Stamm andere Blätter, welche aber nicht so gut als die vom ersten Jahre sind; aber man zieht sie doch dem Gingey oder dem wilden Indigo vor. Man läßt sie bisweilen wachsen, um sie mit dem Saamen einzutragen. Die Blätter, die im dritten Jahre wachsen, sind die schlechtesten: und werden daher von fremden Kaufleuten gar nicht gesucht; die Einheimischen bedienen sich desselben zu Färbung ihrer Zeuge. Der schönste Indigo fällt ins Violblaue und hat auch den Geruch dieser Blume, wenn man ihn verbrennet.

Das Korn in Guzurate ist viel voller und weißer als das unsrige. Man verfertiget vortrefliches Brod daraus, welches aber nicht im Ofen, wie in unserm Welttheile, sondern auf eisernen Platten in Gestalt eines Kuchens gebacken wird. Die Bohnen und Erbsen sind kleiner, als die Französischen, sie sind aber weit besser, besonders die Erbsen, mit welchen man an verschiedenen Orten die Ochsen und Pferde, statt des Habers füttert, welcher in ganz Indien unbekannt ist. Das Heu wird hier eben so wenig gebraucht; das Gras wird nicht abgehauen als nur den Thieren grün zum Futter zu geben. Die meisten Blumen, Obst und Hülsenfrüchte, welche wir in Europa bauen, sind auch in der Provinz Guzurate bekannt. Ausserdem hat man hier auch Kokos und Ananas. Bey den Blumen aber schätzen die Indianer die Farbe mehr als den Geruch. Die Ochsen in Guzurate haben fast die Gestalt der Französischen; ausser daß sie zwischen den Schultern einen Höcker haben; sie werden nur von den armen Leuten gegessen: denn die Vornehmen speisen junge Ziegen, welche sie ganz braten. Man füllet sie mit Reiß, Mandeln und gedörreten Weintrauben, oder man bereitet solche vielmehr gedämpft mit Butter

ter und Pfeffer. Ich habe schon angemerket, daß alle andere Landeserzeugungen, als Wildpret, Fische und Vögel von aller Art im Ueberflusse in diesem reichen und schönen Lande anzutreffen sind. Der Pater Sylveira sah mit Betrübniß, daß eine so fruchtbare und zum Handel bequeme Gegend, den Portugiesen, so zu sagen, entrissen war. Wir haben allein und seit langer Zeit, sagte er zu mir, den Handel dieses Landes besessen, davon wir uns, vermittelst der Festungen, welche wir hier angeleget, zum Herrn gemacht hatten. Wir brachten alle Waaren hieher, welche wir aus Europa, China und Indien zogen; und unsere Schiffe kehreten mit seidenen und baumwollenen Zeugen, Indigo, Salpeter, Lack, Zucker, Mirobalanen (eine Art purgirender Pflaumen), und eingemachten Sachen, ꝛc. beladen, nach Goa oder nach Lissabon zurück. Wir kauften hier auch Teufelsdreck (assa foetida), Mohnsaft (opium), Kümmel, Baumwolle und Garn, welches wir nach Japan und China brachten, wo wir öfters zwey hundert, auf hundert gewannen. Aber seitdem die Engländer und Holländer sich hier fest gesetzet haben, so sind wir gezwungen worden, einen Theil

dieses Handels fahren zu lassen, und uns mit demjenigen zu begnügen, den wir zu Goa treiben.

Ich bin ꝛc.

Amadabad, den 24sten März, 1740.

Der 31. Brief.

Fortsetzung von Indostan, oder dem Reiche des Groß-Mogols.

Madame, ich habe Ihnen in meinem letzteren Briefe meine Abreise von Amadabad mit einer Karavane Kaufleute, schon angemeldet. Der Englische Oberkaufmann und der Statthalter hatten uns denenjenigen empfohlen, welchen aufgetragen war, solche zu führen, und sie begegneten uns ihrer Seits auf die gefälligste Weise. Weg und Wetter waren unvergleichlich, aber wir reisten verschiedene Tage ohne ein Dorf oder eine Stadt anzutreffen. Heribath, mehr als funfzig Stunden von Amadabad, war die erste Stadt, die wir antrafen; sie ist nur klein, und hat weder Mauern noch Thore. Tamerlan ließ sie ehedem samt ihrem Schlosse zerstören, von welchem wir noch etliche Ueberbleibsel auf einem hohen Berge sahen.

sahen. Zwischen Heribath und der Stadt Damtiges, welche ungefähr funfzig Stunden, davon entfernet ist, wurden wir von den Rasbuten angefallen. Zu unserem Glücke waren wir auf unserer Huth und kamen noch mit einigen Ochsen davon, als sie uns die mehresten abführteten. Ich muß Ihnen einen Begriff von diesen ehrlichen Leuten machen, deren einziges Gewerbe ist, vom Raube zu leben: und welche das Schrecken dererjenigen sind, die durch die Staaten des Groß-Mogols reisen.

Man kann die Rasbuten füglich mit unter die verschiedenen Banjanischen Sekten rechnen: denn sie glauben, wie sie, die Seelenwanderung, und haben einen großen Theil ihrer Gebräuche. Ihre Gemüthsart hingegen ist von jenen ganz und gar unterschieden. Sie sind kühn, hitzig und ungestüm, und haben keine andere Handthierung als den Krieg. Sie verachten den Tod, und besitzen eine Unerschrockenheit, die alle Proben aushält. Sie schonen nichts als die Thiere, besonders aber die Vögel, die sie sorgfältig warten, weil sie glauben, ihre Seelen wären besonders bestimmt, dereinst in diese Körperchen zu fahren. Ihre Tapferkeit ist durch ganz Indien so berühmt, daß der Groß-Mogol und die meisten andern Fürsten

des Landes, sie in ihren Kriegsheeren gebrauchen. Sie machen sonst ein besonderes Volk aus, daß keine Oberherrschaft erkennet. Sie wohnen auf den Bergen, wo sie ihre festen Plätze haben und sich daselbst wider den Groß-Mogol wehren. Sie thun aus denselben Streifereyen, welche die Straßen unsicher machen, so großen Aufwand auch dieser Fürst macht, Soldaten zu unterhalten, welche sie verjagen und zähmen sollen. Ich habe Ihnen schon gemeldet, Madame, daß ein Theil der Einkünfte von Guzurate, zu diesem Gebrauche bestimmt ist. Ihre Wittwen lassen sich mit den Leichnamen der Männer verbrennen, wofern sie nicht im Ehevergleiche ausgemacht haben, daß man sie nicht dazu zwingen könne. Diese Vorsicht entehret sie nicht.

Es giebt noch eine andere Sekte Götzendiener in Indien, welche sich in der Provinz Guzurate ungemein vermehret haben, wo sie sich niederließen, als sie aus Persien, ihrem alten Vaterlande kamen. Sie werden **Gauren** oder **Parsen** genannt, und ihr Ursprung ist folgender. Im siebenten Jahrhunderte des Christenthumes, als der Kalife **Abubecker** Persien verwüstete und daselbst die Religion des Mahumeds einführete: befand sich der Fürst, wel-

welcher damals regierete zu schwach, ihm zu widerstehen, und gieng mit achtzehn tausend seiner Unterthanen in Ormus zu Schiffe, und rettete sich nach Indostan. Der König von Cambaya, welcher ein Heide, wie er war, nahm ihn auf, und erlaubete ihm in seinem Lande zu wohnen. Andere Perser sind dem Beyspiele ihrer Landsleute gefolget, und haben mit ihrer Religion auch die alte Lebensart behalten. Wenn sie auch das Feuer nicht mehr wie sonst anbethen, so haben sie doch eine ungemeine Hochachtung für dasselbe. Sie unterhalten es sorgfältig in ihren Häusern, und sehen es als ein Verbrechen an, ein Licht oder eine Lampe auszulöschen. Sie unterstehen sich nicht einmal, eine Feuersbrunst mit Wasser zu löschen, sondern bedienen sich bloß der Erde, mit welcher sie die Flamme zu ersticken suchen. Das größte Unglück für sie ist, wenn das Feuer in ihren Häusern völlig ausgehet, so daß sie es von ihren Nachbarn erst wieder holen müssen. Ob dieses Volk schon ein oberstes Wesen erkennet: so verehren sie doch auch ebenfalls untergeordnete Geister, von denen sie glauben, daß Gott die Regierung der Welt mit ihnen theile, und welche sie als mächtige Fürbitter bey Gott betrachten. Sie versammlen sich nicht an öffentlichen

lichen Oertern, ihre Andacht zu verrichten; sondern sie haben in ihren Häusern kleine Kapellen, worinnen sie beständig Feuer unterhalten, und wo sie ihre Gebethe sitzend, ohne einige Beugung des Körpers, verrichten. Den ersten und den zwanzigsten Tag des Monats bestimmen sie zu Tagen der Andacht. An gewissen Festtagen versammlen sie sich untereinander; jeder bringt seine Mahlzeit mit sich, und alle theilen sich untereinander dasjenige aus, was sie mit sich gebracht haben. Es giebt keine Bettler unter ihnen, weil sie einander mit vieler Liebe beystehen. Die Priester unterscheiden sich nicht durch besondere Kleidung; welches indessen ihr Ansehen bey dem Volke, noch dieser ihre Freygebigkeit gegen sie, im geringsten nicht verringert; denn es versieht sie im Ueberflusse mit allem dem, was sie bedürfen. Die Parsen essen alle Arten von Fleisch, ausgenommen Kuh- und Schweinefleisch; und sie enthalten sich dessen nur, aus Achtung für die Indianer und Mahumedaner, indem sie es für eine Grundregel ansehen, mit jedermann in Freundschaft zu leben. Man unterscheidet sie von den andern Götzendienern, an einer Schnur, die sie verschiedenemal um den Leib winden und mit einem Knoten hinten zu knüpfen: dieses ist das eigentliche

liche Kennzeichen der Religion, zu welcher sie sich bekennen. Wenn sie das Unglück haben, solche zu verlieren oder zu verlegen, so dürfen sie weder essen noch trinken, noch reden, noch von der Stelle gehen, wo sie sich befinden, bis man ihnen ein anderes gegeben hat. Die Priester verkaufen sie und versorgen das ganze Volk damit: die Weibsbilder tragen solche nicht eher als bis sie zwölf Jahre alt sind. Man verheurathet sie sehr jung; sie verlassen aber ihre Aeltern nicht eher, als bis sie mit ihren Männern leben können. Sie sind insgemein viel schöner und weißer als die andern Weiber in diesem Lande. Die Mannspersonen haben ihre Bärte rund geschoren, so wie man sie zu Zeiten König Heinrich des vierten in Frankreich trug. Einige lassen ihre Haare abschneiden und behalten oben auf dem Kopfe einen Busch, eines Daumes groß; andere lassen sie wachsen. Ihre Häuser sind klein, finster und schlecht mit Hausrathe versehen. Sie wohnen gern beysammen, und wählen die Ansehnlichsten unter sich, ihre Streitigkeiten beyzulegen; und klagen niemals vor andern Richtern. Sie trinken Wein; aber Brandwein zu trinken, ist ihnen verbothen, noch mehr aber sich voll zu trinken; dieses ist eine Sünde, welche nur durch die strengste Buße

kann

kann getilget werden. Die Gauren sind die eigennützigsten und geitzigsten Leute von der Welt; und ob sie sonst gleich einen Abscheu vor den Diebstahl haben, so sind sie doch im Handel sehr schelmisch und betrügerisch. Sie treiben hauptsächlich den Tobacksbau und den Handel mit dem Tary oder Palmenweine. Die Reichsten sind Wechsler. Der gemeine Mann treibt alle Arten von Handwerken, nur das Schlösser- und Schmiede-Handwerk ausgenommen, weil er glaubt, es gebe kein Fall, bey welchem es erlaubt sey, das Feuer auszulöschen.

Die Leichengebräuche der Gauren haben etwas sonderbares. Wenn ein Kranker in letzten Zügen liegt: so bringt man ihn von seinem Bette auf eine Rasenbank, bis er todt ist. Alsdann kommen fünf oder sechs Todtengräber, ihn zu begraben: welche ihn auf einen eisernen Rost legen, und ihn ausserhalb der Stadt an den Ort tragen, wo er begraben werden soll. Die Verwandten und Freunde begleiten den Leichnam mit erstaunlichem Geschreye und Klagen und bleiben fünf oder sechshundert Schritte von dem Grabe stehen, bis man etliche Gebethe zur Ruhe der Seele des Verstorbenen gesprochen hat. Die Kirchhöfe sind in drey kleine Bezirke abgetheilet, die mit Mauern eingeschlos-

sen

sen sind; das erste ist für die Mannspersonen, das zweyte für die Weibsbilder und das dritte für die Kinder. Auf die Oeffnung eines jeden Grabes werden kreuzweis eiserne Stangen gelegt, und der Leichnam, welcher über dieses Gitter ausgestrecket wird, dienet den Raubvögeln so lange zur Speise, bis die Gebeine von sich selbst in das Loch hinein fallen. Nach sechs Wochen bringt man die Erde an denselben Ort, auf welcher der Todte seinen Geist aufgegeben hat; mit solcher bedeckt man das übrige des Körpers und füllet das Grab damit aus. Der Abscheu dieses Volks, vor die todten Körper gehet so weit, daß, wenn sie von ohngefähr einen berühren oder an einen Knochen von einem todten Thiere mit der Hand kommen, sie sich für unrein und verbunden halten, ihre Kleider wegzuwerfen, sich zu baden und sich neun Tage lang von ihren Weibern und Kindern zu entfernen. Sie halten diejenigen, für sehr unglücklich im andern Leben, deren Knochen ins Wasser oder in einen Fluß fallen.

Aus alle dem, was ich Ihnen, Madame, von den verschiedenen abgöttischen Sekten, welche die Provinz Guzurate bevölkern, erzählet habe, werden sie leicht einsehen, daß die Rasbuten die schlimmsten und gefährlichsten

Bayerische Staatsbibliothek München

von allen sind. Zu unserm Glücke bekamen wir auf unserer Reise keinen Zuspruch von ihnen; es sey nun, daß wir solches der Menge der Personen, woraus die Karavane bestund, oder der guten Ordnung, welche wir in unserm Zuge beobachteten, zu danken hatten. Ich übergehe alle kleinen Umstände einer langen und gefährlichen Reise, welche ausserdem bis Agra, für Sie nichts wichtiges enthält. Wir langten in dieser Hauptstadt von Indostan mit Empfehlungsschreiben an, welche uns bald Bekanntschaft im Lande machten. Wir nahmen unsere Wohnung in dem Hause der Jesuiten, welche in diesem Lande in einigen Ansehen stehen. Der Pater Sylveira hat hier Freunde, welche sich ein Vergnügen daraus machten, mich allenthalben herumzuführen, wo etwas der Aufmerksamkeit würdiges anzutreffen ist.

Wir ruheten einige Tage aus; während der Zeit sammlete ich mir einige Kenntniß von diesem schönen und großen Landstriche, welcher das eigentlich so genannte Indien in sich begreift. Zwey große Flüsse machen dessen Gränze; gegen Morgen der Ganges und gegen Abend der Indus; gegen Mittag stößt er an das Meer und gegen Mitternacht an die

Tata-

Tatarey, und macht dadurch einen Viereck von ohngefähr fünf bis sechs hundert Stunden. Der reichste und beträchtlichste Theil des Landes gehört dem Groß-Mogol, und das übrige einigen andern Asiatischen Fürsten. Die Franzosen, Portugiesen, Engländer und Holländer besitzen auch einige Stücke.

Man will den Ursprung der Einwohner von Indostan bis an die Nachkommen des Noa hinauf setzen. Inzwischen mag ihr Alter seyn, wie es will, so behaupket man doch, daß das Land, von einem seiner Beherrscher **Mungl** genannt, woraus hernach Mogol entstanden ist, den Namen erhalten habe. Man hat daselbst nach und nach bald den Dienst des wahren Gottes und bald der Götzenbilder geübet, und es ist bald von Einheimischen, bald von Tatarischen Fürsten, die es eroberten, beherrscht worden. Die Nachkommen der alten Besitzer dieser Länder, stellten das Reich ihrer Vorfahren glücklich wieder her. Die Geschichte ihrer Regierung ist voller Dunkelheit und Fabel; und nur seit der Regierung des berühmten **Gingiskan**, welcher in der Mitte des zwölften Jahrhunderts lebte, kann man eine gewisse Zeitrechnung in den Geschichtbüchern dieses mächtigen Reiches anfangen. Dieser Fürst breitete den Ruhm sei-

nes Namens und seiner Eroberungen in alle Theile der bekannten Welt aus. Tamerlan, einer seiner Nachfolger, verbreitete den Ruf von seiner Regierung und seinen Waffen eben so weit. Seine Geschichte ist in Europa bekannt; er starb im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts, als er den Türkischen Kaiser Bajazet vom Throne entsetzt hatte, und sich eben zum Kriege wider China rüstete. Seine Nachkommen behaupteten den Thron; und Aureng-Zeb, welcher im Anfange des jetzigen Jahrhunderts starb, war einer seiner vortreflichsten Thronfolger. Muhamed-Chah sitzt gegenwärtig auf den Thron. Die Geschichte von seinen Händeln mit dem Thamas-Kuli-Kan und seinen Unglücksfällen, machen eine von denenjenigen Begebenheiten aus, von welchen man wenig Beyspiele, selbst in den allerältesten Zeiten, antrifft.

Das Mogolsche Reich begreift vier und dreyßig Provinzen. Die Provinz Agra hat von ihrer Hauptstadt, welche zugleich die Hauptstadt des ganzen Reiches ist, den Namen. Sie ist unstreitig eine der schönsten Städte von Indostan, und liegt in einer ebenen und sandigten Gegend am Ufer des Flusses Gemena. Sie werden sich eine Vorstellung von ihrer Größe machen

machen können, Madame, wenn ich Ihnen werde gemeldet haben, daß ich einen ganzen Tag zubringen müssen, sie zu umreiten. Es ist wahr, die Häuser sind sehr weitläuftig auseinander gebauet: und die reichen Leute, und die großen Herren haben weitläuftige Gärten an ihren Palläſten. Diese Gebäude, welche mit immer grünen Bäumen untermenget sind, wodurch die Gärten und Höfe ausgeschmücket werden, machen einen vortreflichen Anblick, und verschaffen in einem dürren und brennenden Lande, eine überaus angenehme Erfrischung. Die vornehmsten Gassen der Stadt sind schön, breit und wohlgebauet. Einige haben auf beyden Seiten gewölbte Gänge, welche über eine viertel Stunde lang sind. Kaufleute und Künstler von aller Art haben hier ihre Buden aufgeschlagen: die meisten andern Gassen sind enge, krumm, und voller Wendungen und Winkel. Man zählt zu Agra funfzehn große Plätze oder Bazars, worunter derjenige der größte ist, welcher den Vorhof des Schlosses abgiebt. Er ist mit vielen Kanonen besetzet, und beym Eingange bemerket man eine dicke und hohe Stange, wo die Hofleute und bisweilen der Kaiser selbst, sich im Scheibenschießen üben.

Der Groß-Mogol verändert seinen Aufenthalt sehr oft, und es ist fast keine Stadt, von einigem Ansehen im Lande, darinnen er nicht seinen Pallast hat. Er hält sich öfters auf dem Felde auf, wo er Zelte aufschlagen läßt, weil wenig Städte so groß sind, daß sie seinen ganzen Hofstaat fassen können; und ausserdem ist er im Sommer am liebsten in den kühlesten, und im Winter in den wärmsten Gegenden. Am Ende des Monats April, begiebt er sich gemeiniglich von Agra weg, in die mitternächtlichen Provinzen, bis zu den Anfang des Herbstmonates; alsdann kehrt er in seine Hauptstadt wieder zurück, wo er seinen gewöhnlichen Sitz hat. Ich habe viele Tage angewendet, die Moscheen zu besehen. Unter siebenzig Moscheen in Agra sind nur sechs die vorzüglichsten, wohin das Volk täglich gehet, seine Andacht zu verrichten. In einer ist das Grab eines heiligen Mahumedaners, Namens Seander, von der Nachkommenschaft des Haly. In einer andern siehet man ein Begräbniß, das dreyßig Fuß lang und sechszehn Fuß breit ist, und welches für das Grab eines Riesen ausgegeben wird. In diesen Moscheen werden eine Menge Arme, von den Allmosen unterhalten, welches die Pilgrimme geben, die solche besuchen. Die dazu gehö-

gehörigen Höfe dienen den Missethätern und bösen Schuldnern zu Freystäten: und diese werden so in Ehren gehalten, daß der Kaiser selbst nicht Macht hat, einen Verbrecher daraus wegnehmen zu lassen.

Es sind in Agra auf acht hundert öffentliche Bäder, davon der Landesherr jährlich beträchtliche Summen ziehet. Man rechnet auch über achtzig Karavanserayen, in welchen die Fremden umsonst beherberget werden. Die meisten von diesen Herbergen sind drey Geschoß hoch, mit Gewölbern, Ställen, breiten Gallerien und langen Gängen, auf welchen man in die Zimmer kommen kann. Die Aufseher, welche von den Stiftern dieser Gasthöfe besoldet werden, müssen auf die Erhaltung der Waaren und auf die Sicherheit der Reisenden, denen sie auch Lebensmittel verschaffen, Acht haben.

Die merkwürdigsten Gebäude von Agra sind, der Kaiserliche Pallast und etliche Grabmäler von ungemeiner Pracht. Die Gemena netzet die Mauern dieses Pallastes und fließt durch dessen Bezirk, welcher in vielen Höfen getheilet ist, die mit Bogengängen umgeben sind, wie der Königsplatz zu Paris. Dieser Pallast ist mit einer doppelten Mauer umgeben, darinnen von Ort zu Ort Erhöhungen vorkommen, darauf

kleine Wohnungen für die Kriegesbedienten des Kaisers gebauet sind. Das übrige der Festungswerke bestehet in einem großen Graben und Zugbrücken, welche vor jedem Thore angebracht sind. Das erste dieser Thore, in welchem zugleich der Befehlshaber wohnet, ist ein langes und finsteres Gewölbe, aus welchem man in den einen Hof kömmt; die gegen über stehende Gallerie ruhet auf drey Reihen Säulen. Mitten in derselben ist eine Hölung oder Bilderblinde in der Mauer, dahin der Kaiser, vermittelst einer verborgenen Treppe kommen kann, und wenn er darinne sitzet, so siehet man ihn nur bis an den halben Leib, wie etwa ein Brustbild. Alsdann hat er keine Wache um sich, weil alle Seiten dieser Vertiefung unzugänglich sind. Er hat nur einen Verschnittenen bey sich, oder eines von seinen Kindern, welches ihm Wind zuwehet. Seine Hofleute halten sich indessen in der großen Gallerie. Die Seitengänge sind schmäler und niedriger. Es sind daselbst kleine Zimmer für die Leibwache angeleget. Darauf kömmt der Divan, wo der Kaiser seinen Unterthanen Recht sprechen läßt. Auf der Seite ist ein anderer Saal, worinn der oberste Minister die Befehle und Verordnungen ausfertiget und untersiegelt; und es werden die Originäle

ginäle davon, auch daselbst aufgehoben. Das Kaiserliche Gemach ist in einem andern Hofe; man gelanget durch ein Thor dahin, für welches man so große Hochachtung hat, daß ausser den Prinzen von Geblüte, alle andere Herren genöthiget sind, davor abzusteigen und zu Fuße hinein zu gehen. In diesem Revire wohnen die Weiber, welche vor dem Monarchen singen und tanzen. Das Innwendige dieser Gemächer glänzt von Gold und Edelgesteinen. Der Kaiser begiebt sich alle Morgen an einen angenehmen Lustort nach dem Flusse zu, um die Sonne bey ihrem Aufgange zu grüßen: und die Großen des Reichs kommen dahin, ihm ihre Aufwartung zu machen. An eben diesem Orte, sieht er auch dem Gefechte der Elephanten, Stiere, Löwen und anderer wilden Thiere zu; ein Zeitvertreib, welchen er sich täglich macht, ausgenommen des Freytags nicht, an welchem Tage die Mahumedaner ihre Andacht haben. Man hat den Platz deswegen nahe am Wasser ausgesucht, weil der fliegende Elephant schwer zu bändigen seyn würde, wenn man nicht die List gebrauchte, ihn in den Fluß zu stoßen, in welchen er nicht so bald zwey oder drey Fuß hoch hinein gegangen ist, als sich sein Zorn schon gelegt hat.

Durch ein anderes Thor kömmt man in den Saal, wo die Wache ist, und durch diesen Saal in einen gepflasterten Hof, an dessen Ende ein silbernes Gatter ist, zu welchem sich das Volk nicht nahen darf. Durch dieses Gatter kömmt man in das Thronzimmer, über welchem ein Gang ist, wo der Kaiser sich öfters zeiget, die Klagen derjenigen anzuhören, denen man Gewalt angethan hat. Man ziehet eine kleine goldene Glocke, um dem Monarchen davon Anzeige zu thun: aber wenn man keine überzeugende Gründe, von dem Unrechte, aufweisen kann, worüber man sich beschweret, so muß man sich sehr hüten, daran zu rühren; denn es ist solches bey Lebensstrafe verbothen.

Fast alle große Herren haben den Stolz, sich prächtig begraben zu lassen. Daher häufen sich in dieser Stadt und den benachbarten Gegenden die Grabmäler so sehr. Diese Gebäude haben gemeiniglich ein plattes Dach, mit vier kleinen Zimmern, in den vier Ecken. Das Grabmaal einer gewissen Kaiserinn unterscheidet sich vor allen andern; und ist auf einem großen Bazar (oder Marktplatze) erbauet, auf welchem sich die Fremden gemeiniglich versammlen. Dieser Markt ist aus sechs großen, mit bedeckten Gängen eingefaßten Höfen zusammengesetzt, unter

welchen

welchen Kramläden sind, worinnen ein starker Handel mit allerley gewebten Zeugen getrieben wird. Das Grab erstreckt sich längst dem Flusse in verschiedenen Abtheilungen und ist mit Mauern umfasset, woran ein bedeckter Gang ist. Es ist mit weißen und schwarzen Marmor gepflastert: und man tritt durch ein sehr schönes Thor hinein. In einer Galerie zur linken Hand hat man etliche Vertiefungen angebracht, welche zu Kapellen dienen. In der Mitte des inwendigen Bezirkes sind drey erhöhete Gänge oder Altane, in Stockwerke abgetheilet, errichtet, von welchen jeder vier Thürme hat. Zu oberst erhebt sich eine schöne Kuppel, welche von innen und aussen mit weißem Marmor bekleidet ist. Unter dieser Kuppel oder Dom, hat man das Grabmaal der Kaiserinn gesetzet. Der Leichnam selbst aber liegt unter einem Gewölbe, welches unter dem ersten Altan ist. Entweder in diesem Gewölbe, oder in dem Dom, oder in der Galerie sind beständig einige Priester im Gebeth begriffen. Zwanzig tausend Menschen haben zwey und zwanzig Jahre mit dem Baue dieses prächtigen Gebäudes zugebracht. Das bloße Gerüst davon hat eben so viel gekostet, als das ganze Werk. In einem Lande, wo das Holz rar ist, ist man gezwungen,

statt

statt der hölzernen Gerüste, Schwibbögen aus Ziegeln zu machen; welche die Arbeit und Kosten gar sehr vermehren. Zwey tausend Menschen, unter der Aufsicht eines Verschnittenen, sind zu einer beständigen Wache dieses Grabmaals bestellt.

Der größte Theil der Einwohner von Agra folgen der Lehre des Mahomets: indessen werden hier auch andere Religionen geduldet. Die Stadt ist so groß und volkreich, daß man über zweymal hundert tausend Mann daraus nehmen könnte, welche im Stande sind, die Waffen zu tragen. Ihre Gerichtsbarkeit erstrecket sich über vierzig Städte und fast vier tausend Dörfer, in einem Umfange von hundert und zwanzig Stunden. Der Boden ist gut und fruchtbar; und bringt Indigo, Baumwolle, Salpeter, und andere Reichthümer hervor; mit welchen die Einwohner einen beträchtlichen Handel treiben. Der Indigo wird besonders zu Bianes, zwey Tagereisen von Agra, gebauet.

Weil meine Absicht war, mich einige Zeit in Agra aufzuhalten, so machte ich nach meiner Gewohnheit, verschiedene Reisen, in die benachbarten Provinzen. Mit der Provinz Delli, welche nicht weit davon entfernet ist, machte ich den Anfang. Sie hat ihre Benennung von

der

der Stadt gleiches Namens, welche vor diesem die Hauptstadt von ganz Indostan war. Ich übergehe die Anstalten, welche nöthig sind, diese verschiedenen Reisen sicher thun zu können. Wir trafen auf unserer Straße, einige Meilen von Agra, eine der größten Pagoden in Indien an, zu welcher ein Hospital für die Affen gehörte. Sie stund vor diesem in weit größerer Achtung als heut zu Tage. Die Ursache dieser Veränderung ist, weil der Gemena, welcher vor Zeiten an den Mauern vorbey floß, seinen Lauf geändert hat, und die Banjanischen Wallfahrer dadurch die Bequemlichkeit verloren haben, sich vor dem Eintritte in die Pagode daselbst zu baden; die Stadt Delli ist sehr alt und hat noch Merkmale von ihrem alten Glanze. Einige glauben, daß sie die Hauptstadt des Königreichs **Porus** gewesen sey. Die Grabmäler ihrer Könige, und die Ueberbleibsel von ihren Pallästen, zeigen zum wenigsten, daß sie die Hauptstadt eines großen Reichs gewesen ist. Die Mogolschen Kaiser haben sie seit vielen Jahrhunderten verlassen; aber einer von ihnen, dem der Aufenthalt an diesem Orte gefiel, ließ hier in dem vorigen Jahrhunderte eine neue Stadt bauen, welche von der alten nur durch eine Mauer abgesondert ist. Er nannte sie

Jehan-

Jehannabat, welches so viel als die Stadt des Jehan heißt. Die Groß-Mogols, welche sich zu Agra aufhalten, unterlassen nicht öfters nach Delli zu reisen, besonders bey großer Hitze, weil der dasige Himmelsstrich gemäßigter ist. Seit der Erbauung der neuen Stadt, ist die alte beynahe ganz eingegangen und wird nur noch von lauter armen Leuten bewohnet. Wenn sich der Hof zu Jehannabat aufhält, so lassen einige der Vornehmsten, in geräumlichen eingeschlossenen Plätzen daselbst, ihre Zelte aufschlagen. Diese beyden Städte, wie auch die Provinz selbst, von welchen sie die Hauptstädte sind, liegen mitten im Reiche an dem Ursprunge des Flusses Gemena, welcher sie benetzet. Man kommt in die neue Stadt, welche auf der Seite der Altstadt sehr schön ist, durch eine lange breite Gasse, welche auf beyden Seiten mit Bogengängen eingefasset ist, die ein plattes Dach haben. Hier wohnen die reichsten Kaufleute. Diese Straße führet auf einen großen Platz, auf welchem der Kaiserliche Pallast stehet, der nicht weniger als eine halbe Stunde im Umfange hat. Seine Mauern sind von gehauenen Steinen, mit Spitzen und Thürmen gezieret, und sein breiter Graben, ist mit Wasser angefüllet und mit Steinen ausgefüttert.

Das

Das Hauptthor und der erste Hof zeigen nichts merkwürdiges. Den Großen des Landes ist es erlaubt, auf ihren Elephanten in denselben hinein zu reiten. Aus diesem Hofe geht man auf einen Platz, welcher länger als breiter ist, und dessen Seiten mit Bogengängen besetzet sind, in welchen kleine Kammern befindlich, in denen sich die Leibwache zu Pferde aufhält. Der Fußboden dieser Bogengänge ist zwey Fuß von der Erde erhaben, und die Pferde, welche ausserhalb an eiserne Ringe gebunden sind, haben ihre Krippen an dem Rande. Dieser Platz wird, in seiner ganzen Länge, durch einen Wassergraben getheilet, welcher sich an manchen Orten verrundet, um kleine Wasserbecken in gleicher Weite von einander zu machen. Hierauf kommt man in einen andern Hof, welcher mit Zimmern umgeben ist, wo die Großen des Hofes in eigener Person Wache halten. Aus diesem Hofe kömmt man in den dritten, an dessen Ende der Saal des Divans befindlich ist. Er ist vier Schuhe von der Erde erhoben, und an dreyen Seiten offen. Zwey und dreyßig Marmorsäulen unterstützen das Gewölbe: und das Innwendige ist ganz mit blauen und goldenen Blumen bemalet. Mitten in diesem Saale setzet man den Thron des Kaisers,

wenn

wenn er Gehör giebt. Er hat die Gestalt eines Säulenbettes und ist ganz mit Edelgesteinen bedecket: wenn der Kaiser sich darauf setzen will, so wird eine prächtige Decke darüber gebreitet. Er steigt auf drey kleinen zwey Fuß langen Stufen, hinauf. An der einen Seite erhebt sich ein großer Sonnenschirm, der an einer Pike befestiget ist, und an den Säulen des Bettes hängen die Waffen des Monarchen, nämlich sein Säbel, sein Bogen, sein Köcher und seine Pfeile. Am Ende desselben Hofes, von der Seite, welche an den Divan stößt, hat man einen Raum von zwanzig Schuhen ins Gevierte gelassen, welcher mit einem silbernen Gitter umgeben ist. In den vier Ecken dieses Bezirkes halten sich die Staatssecretaire auf. Um das Geländer stehen die Großen des Reichs, und die Spielleute, welche so gar während dem Verhöre nicht zu spielen aufhören, aber so gedämpft, daß der Klang davon die ernsthaftesten Geschäfte, welche die stärkste Aufmerksamkeit erfodern, nicht unterbricht. So lange der Kaiser auf seinem Throne sitzet, hat er allezeit einige Große seines Hofes, oder einige von seinen Kindern um sich. Zwischen eilf und zwölf Uhr des Mittags, kommt der erste Vezier und trägt ihm alles das vor, was in der Gerichts-

stube, darinnen er den Vorsitz hat, vorgekommen ist; und so bald er seinen Bericht abgestattet hat, erhebt sich der Kaiser und begiebt sich in sein Gemach; aber so lange er auf dem Throne sitzet, darf niemand aus dem Pallaste weggehen. In einiger Entfernung von dem Gitter, welches ich beschrieben habe, ist gegen die Mitte des Hofes ein kleiner Bach; bey welchem alle diejenigen, welche Gehör bey dem Prinzen verlangen, disseit desselben müssen stehen bleiben und warten, bis man ihnen die Erlaubniß ertheilet, weiter zu gehen. Selbst die Abgesandten dürfen nicht ungeruffen über diesen Bach schreiten. So bald sie bis an den Graben angelanget sind; so ruft der, welcher die Gesandten einführet, indem er sich nach dem Kaiser zu wendet: der Abgesandte von der und der Macht, verlange bey seiner Majestät Gehör. Hierauf giebt ein Staatssecretair dem Kaiser Nachricht davon, welcher bisweilen sich stellet, als ob er es nicht höre; aber bald darauf schlägt er seine Augen auf, wirft einen Blick auf den Abgesandten und befiehlt, daß er näher kommen soll.

Das Serail geht in den Thronhof: in eben demselben Flügel siehet man eine kleine sehr schön gebauete Moschee, mit einer bleyernen

Kuppel, welche dermassen schön vergoldet ist, daß man es für ächtes Gold ansehen würde. In dieser Kapelle verrichtet der Kaiser täglich sein Gebeth, ausgenommen des Freytages, da er die große Moschee besucht. Die rechte Seite des Hofes, ist mit vielen Bogengängen gezieret, welche zu den Ställen führen, in welchen die Elephanten und schönsten Pferde des Monarchen sind. Ich habe einige darunter gesehen, welche über zehen tausend Thaler gekostet hatten. Die geringsten waren nicht unter drey Tausend gekauft. In diesem Lande, wo das Futter sehr rar ist, füttert man sie mit einem Teige von Mehl und Butter. Man macht kleine Brode daraus, in der Größe eines Dreyer-Brods und giebt ihnen täglich dreye davon. Man gewöhnt sie mit vieler Mühe zu diesem Futter. Ein Stallknecht hält ihnen die Zunge mit der einen Hand und mit der andern steckt er ihnen den Teig in den Hals. Des Abends bekommen sie ein Maaß Erbsen, die zwischen zweyen Steinen zermalmet und mit Wasser angefeuchtet werden. Wenn es die Jahreszeit mit sich bringet, so bekommen sie auch Hirsen und Zuckerröhre. Ihre Streu wird aus ihrem eigenen Miste gemacht, welcher zerrieben wird, nachdem er an der Sonne getrocknet worden. Vor der Thüre eines jeden

Stalles

Stalles hängen zwey Matten, welche man, nachdem es nöthig ist, hinauf ziehen und herunter lassen kann. Der Endzweck ist, daß die Fliegen dadurch sollen abgehalten werden, damit sie die Pferde nicht beunruhigen. Jedes Pferd hat ausserdem seinen Stallknecht, der sich mit nichts beschäfftiget, als ihm Luft zuzuwehen.

Unter den schönsten Gebäuden von Neu-Delli thut sich eine Moschee hervor, die mitten in der Stadt aufgeführet ist. Sie liegt auf einem eben gemachten Felsen, der von einem großen Platze, welcher auf eben derselben Höhe angeleget ist, eingeschlossen wird, und auf welchen vier Gassen gehen, die auf die vier vornehmsten Seiten der Moschee stoßen. Man gelangt durch fünf und zwanzig oder dreyig Stufen hinauf, welche rings um das Gebäude herum gehen. Die letzte Stufe ausgenommen, welche mit gehauenen Steinen bekleidet ist, um die Ungleichheit des Felsen zu bedecken. Die drey Eingänge sind prächtig; alles ist von Marmor, und die Thore sind mit kupfernen Platten, von sehr schöner Arbeit, bedecket. Das Hauptthor ist mit Thürmchen von weißem Marmor gezieret, welche demselben ein angenehmes Ansehen machen. Hinten an der Moschee erheben sich drey große Kuppeln oder Dome von eben demsel-

ben Marmor, davon der mittelste höher ist, als die zwey andern. Der übrige Theil des Gebäudes ist ohne Dach, wegen der so großen Hitze; der Fußboden ist aus viereckigten Marmorsteinen zusammen gesetzet. Der ganze Tempel aber, wenn man die Thürme und Kuppeln ausnimmt, ist aus rothen Steinen erbauet, welche gar sehr der Veränderung unterworfen sind.

In diesem Tempel verrichtet der Kaiser alle Freytage sein Gebeth. An besagtem Tage ziehet man ein großes Netz vor die Stufen des Tempels, damit die Elephanten sich der Moschee nicht nähern und sie entheiligen. Ehe der Monarch aus dem Pallaste gehet, werden die Gassen, durch die er zieht, mit Wasser besprengt, um den Staub zu löschen, und die Luft zu erfrischen. Zwey oder drey hundert Mann von seiner Leibwache stellen sich in einer doppelten Reihe, um ihn zu erwarten, und eine gleiche Anzahl anderer, besetzet die zwey Seiten einer großen Straße, welche nach der Moschee zugehet. Etliche Reuter reiten vor ihm her, um das Volk zu entfernen; sie sind aber allezeit sehr weit von ihm entfernet, damit sie keinen Staub erregen. Der Monarch sitzet auf einem reich gezierten Elephanten, unter einem prächtigen

Him-

Himmel: bißweilen sitzet er auf einem von Gold und Azur glänzenden Throne, der auf einem Tragsessel steht, welcher mit Scharlach oder Goldstücke bedeckt ist, und von acht auserlesenen und prächtig gekleideten Männern, auf den Schultern getragen wird. Eine Menge der Großen und der Hofleute, zu Pferde und in Paleckis, geben diesem Zuge ein großes und der Kaiserlichen Majestät würdiges Ansehen. Wenn sich der Groß-Mogol aus der Stadt begiebt, frische Luft zu schöpfen, oder auf die Jagd zu gehen: so wird er von zehen tausend Mann begleitet, vor denen über hundert Elephanten gehen, welche mit prächtigen Decken, von Scharlach, Sammet oder Brokat, gezieret sind. Auf jeglichem der ersteren acht Elephanten sitzt ein Paucker: auf den übrigen sitzen allemal zwey Personen: der eine lenkt den Elephanten, indem er ihm die Stirne mit einem eisernen Haken berühret; der andere hält eine seidene mit Gold und Silber gestickte Fahne in der Hand. Der Kaiser selbst sitzt entweder in einem Wagen, der von zween Ochsen gezogen wird, dessen Hörner mit Golde gezieret sind: oder er läßt sich in einem prächtigen Palankin tragen, oder reitet auf einem kostbaren Persischen Pferde. Seine Officiers folgen hinter ihm her: und fünf

oder sechs hundert Elephanten, Kameele oder mit Geräthe beladene Wagen, schließen den Zug.

Kurze Zeit nach meiner Ankunft in Delli, war ich ein Augenzeuge eines solchen Aufzuges. Der Hof hielt sich seit einiger Zeit daselbst auf, aber mit ungemein wenigerm Glanze, als vor dem berühmten Feldzuge des Thamas-Kuli-Kan. Die Traurigkeit war noch auf ihren Gesichtern gemalet; und erneuerte in mir das Andenken der noch frischen und schrecklichen Plünderung, welche in dieser unglücklichen Stadt von den Soldaten des Königs in Persien war verübet worden. Ob ich gleich nicht zweifele, Madame, daß sie schon eine Nachricht von dieser merkwürdigen Begebenheit gelesen haben, so höre ich doch hier so oft, und mit so vielem Antheile davon sprechen, und ich selbst bin von der Erzählung, die mir einige Personen, welche dieses harte Schicksal mit betroffen, von ihren Unglücksfällen mitgetheilet haben, so sehr gerühret worden, daß ich mich nicht enthalten kann, hier einige Umstände davon anzuführen.

Als sich der König von Persien im vergangenen Jahre, von Candahar Meister gemacht hatte, so gieng er mit seiner Armee nach Indien.

Er

Er wurde von dem Groß-Mogol zwischen Lahor und Delli angegriffen; allein, er schlug ihn und zwang den Mahumed, seinen Feind, daß er ihn um Friede bitten mußte. Er hatte die Geschicklichkeit, sich seiner Person zu bemächtigen, und in seine Residenz zu kommen. Die Einwohner von Delli hatten auf die falsche Nachricht von seinem Tode, in dem Tumulte, die Waffen ergriffen, die Perser die ihnen begegnet, niedergehauen und ihrer eine große Anzahl getödtet. Der siegreiche Monarch gerieth bey dem Anblicke seiner ermordeten Unterthanen in solche Wuth, daß er den Augenblick eine allgemeine Niedermetzelung befahl. Seine Soldaten zerstreueten sich so gleich, mit dem Säbel in der Hand, in die vornehmsten Theile der Stadt: schmissen die Thüren ein, plünderten die Häuser und hieben alles nieder, was ihnen vorkam. Man schonte nur der schönsten Frauenzimmer: allein sie entgiengen nur dem Tode, um die viehische Lust dieser Unmenschen zu stillen. Beym Rauben nahmen die Soldaten besonders das Gold, Silber und die Edelgesteine. Sie steckten die Häuser in Brand und verschiedene Quartiere der Stadt wurden in die Asche gelegt. Man hat mich versichert, daß in dieser Niedermetzelung über zweymal

hundert tausend Personen ums Leben gekommen wären. Diejenigen, die dem Blutbade entkommen konnten, ergriffen die Flucht. Nachdem der Ueberwinder seine Rache gesätiget hatte, bemächtigte er sich aller Schätze des Groß-Mogols, welche auf mehr als achtzehen hundert Millionen, nach Französischer Münze, geschätzet wurden: ohne die prächtigen Geräthe und Reichthümer aller Art, welche er schon in seine Staaten geschickt hatte, dazu zu rechnen. Mit dem siegreichen Fortgange seiner Waffen zufrieden, beschloß er nach Persien zurück zu gehen. Er berief in seinen Pallast alle Große des Reichs und eröfnete ihnen, daß er den Muhamed in den vorigen Besitz seines Reiches wieder einsetzen wollte. Er gab diesem Monarchen verschiedene Regeln, wegen der Art zu regieren: darauf wendete er sich zu den Vornehmsten, die um ihn stunden, und sagte in einem gebietherischen Tone zu ihnen: „Ich will euch „das Leben diesesmal noch lassen, so unwürdig „ihr auch desselben seyd: aber wenn ich erfahre, „daß ihr den Geist des Aufruhrs und der Un„abhängigkeit künftig unter euch heget, so sollet „ihr, auch in meiner Abwesenheit, die schwere „Last meines Zornes fühlen und alle ohne „Barmherzigkeit sterben.„ Er reisete den folgenden

genden Tag ab, uud ließ das Land in der Bestürzung, und den Kaiser unter der Vormundschaft eines Ministers, der dem Besten Persiens ergeben war.

In diesem Zustande traf ich diesen Hof zu Delli bey meiner Ankunft an. Alle Reichthümer, die dieses Land so blühend gemacht hatten, und von welchen die meisten Reisenden mit so vielen Umständen und Entzücken geredet haben, waren verschwunden. Es waren nur noch etliche Spuren der vorigen Pracht in Delli zu sehen. Allein, die ansehnlichen Einkünfte dieses Reichs, werden ihm bald seinen vorigen Glanz wieder gegeben haben. Man schätzet bloß die Einkünfte von den Ländereyen, die dem Monarchen gehören, jährlich auf mehr als achtmal hundert Millionen. Noch eine größere Summe zieht er aus dem jährlichen Tribute, welchen ihm die heidnischen Indianer, Kopf für Kopf geben müssen; aus dem Zolle, Fünf von Hundert, welches alle Waaren, die im ganzen Lande verbraucht werden, abgeben müssen, und wovon nur die Mahumedaner allein befreyet sind; aus den Bleichen; aus der Pachtung der Diamantgruben; aus den Auflagen, welche in den Seestädten eingeführet sind; aus der Erbschaft von den Ministern,

Unterkönigen, Befehlshabern in den Städten, Generals und andern Officieren und von allen Personen, die in dem Solde des Kaisers stehen. Man kann demnach die Einkünfte des Groß-Mogols auf sechszehn bis siebenzehn hundert Millionen schätzen, und diesen Fürsten als den reichsten Monarchen in der Welt betrachten. Alle Mächte von Asien und Europa bestreben sich um die Wette, ihre Kaufleute in dieses Land zu schicken und ein erstaunliches Geld dahin zu bringen, welches in Indien bleibt, ohne jemals wieder heraus zu kommen. Zwar bekömmt dieses Land Waaren aus andern Reichen von Asien und Europa, allein es vertauscht dagegen gemeiniglich seinen Indigo, Baumwolle und seine Zeuge. Aller dieser Vortheile ungeachtet, ist das Geld in Indostan sehr rar. Ein jeder sammlet sich Schätze und verbirgt sie, aus Furcht, sie möchten die Geldbegierde der Leute in der Stadt versuchen. Die Kaiser häufen ihrer Seits ihre Schätze und finden ihr Vergnügen, sie in unterirrdischen Grüften zu verschließen. Daher kam diese erstaunliche Menge Gold und Silber, welche Thamas-Kuli-Kan in Delli fand, und welche die Frucht der Sparsamkeit der Mogolschen Kaiser war.

Die

Die zahlreiche Mannschaft, die diese Monarchen beständig im Solde unterhalten, machen sie zu den furchtbarsten Fürsten von Indien; und weil ich eben jetzt von dieser Sache handele, so will ich mich in eine genauere Beschreibung der Macht und der Kriegsverfassung dieser weitläuftigen und mächtigen Monarchie, einlassen. Der Kaiser mag sich aufhalten, wo er will, so hat er allezeit eine Wache von funfzig tausend Mann zu Pferde bey sich, und die Zahl der Fußgänger ist noch einmal so stark. Diese Menge von Soldaten folgt ihm überall nach, und zieht vor seinem Pallaste auf die Wache, bald zu Delli, bald zu Agra, welche die zwey gewöhnlichen Sitze des Kaisers sind. Wenn sich dieser Monarch aus Delli begiebt, so herrschet die Einsamkeit daselbst; und ohne den Kaufmannsstraßen, welche die Banjanen bewohnen, wäre die ganze Stadt wie ein wüstes Feld. Wenn der Kaiser verreiset, so folget dieses ganze Kriegesheer ihm nach; es schlägt sein Lager um das Zelt des Kaisers auf; und der Platz, den es einnimmt, übertrift an Größe die größten Städte in Europa. Die Gassen und Zelter sind in einer geraden Linie: man trift daselbst Marketender und Krämer von aller Art an: und die Eintheilung der Buden ist so bequem

quem angelegt, daß ein jeder gleich finden kann, was er nöthig hat. Die Gezelte des Kaisers sind in der Mitte; niemand darf sich denselben bis auf einen Flintenschuß nähern; sie haben das Ansehen eines weitläuftigen Pallastes, in dessen Mitte ein Hof ist, in welchem der Kaiserliche Thron unter einem Himmel von Brokate stehet. Die Zelter seiner vornehmsten Officiere sind von verschiedener Gestalt und Farben. Einige sind so groß und so herrlich gezieret, als die größten und prächtigsten Zimmer.

Der ansehnlichste Theil der Miliz, woraus die Leibwache des Prinzen bestehet, ist derjenige, welchen man die **Sklaven des Kaisers** nennet. Er bestehet aus vier tausend Mann, und ihr Anführer ist ein Officier vom Range, dem öfters das Kommando der Armeen anvertrauet wird. Alle Soldaten von diesem Heere sind an der Stirne bezeichnet: aus ihnen nimmt man die geringern Officiers, um sie zu höhern Stellen zu erheben, welche unsern Generalsstellen gleichkommen. Es giebt noch drey andere ausgesuchte Mannschaften, welche gleichfalls verschiedene Zeichen an der Stirn haben; nämlich: die Leibwachen des goldenen, des silbernen und des eisernen **Streitkolbens.** Ihr

Sold

Sold ist stärker und schwächer, nach dem Metalle, von welchem ihre Streitkolben den Namen haben, und die Größe des Soldes entscheidet auch zugleich den Grad des Ranges. Wer monatlich zwey tausend Thaler zur Löhnung bekömmt, führt den Titel eines Omra, welches dem Range unserer Generallieutenants gleich kömmt. Er muß alsdann einen Elephanten und zwey hundert und funfzig Reuter zu des Kaisers Diensten halten. Weil aber sein Sold zu diesem Aufwande nicht zureichen würde, indem jeder Reuter zum wenigsten zwey Pferde haben muß: so weiset ihm der Kaiser etliche Herrschaftliche Güter dazu an.

Er muß nothwendig gedienet und sich in einem von diesen vier Haufen hervorgethan haben, wenn er zu den Würden des Staats steigen will; denn die Geburt giebt hier, wie in Persien und in der Türkey, keinen Rang; die Verdienste bestimmen den Vorzug, und der Sohn eines Omra befindet sich oft unter dem gemeinsten Haufen der Soldaten. Man erkennet hier keinen andern Adel, als die Abstammung aus Kaiserlichem Geblüthe, und von einigen Nachkommen des Mahomets, für den man noch einige Achtung hat.

Auſſer

Auſſer dieſen Kriegesvölkern, unterhält der Kaiſer in den Provinzen, noch andere Truppen zu Pferde, deren Anzahl Ihnen unglaublich ſcheinen wird. Man ſetzt die Zahl der Reuterey auf dreymal hundert tauſend, und das Fußvolk auf ſechsmal hundert tauſend Mann; denn bey der Mogolſchen Armee muß die Zahl der Fußvölker jederzeit noch einmal ſo ſtark ſeyn, als die Reuterey. In auſſerordentlichen Fällen muß, nebſt den Truppen, welche diejenigen Fürſten geben müſſen, die dem Groß-Mogol zinsbar ſind, auch jede Landſchaft die zum Reiche gehöret, doppelte und dreyfache Mannſchaft ſtellen. Die ganze Reuterey iſt in verſchiedene Haufen getheilet, welche aus einer ſehr ungleichen Anzahl Soldaten beſtehen. Die wichtigſten machen auf zwölf bis funfzehn tauſend Pferde aus, welche von einem Prinzen vom Geblüte oder einem andern Großen des Landes angeführet werden. Es giebt Kompagnien zu drey tauſend bis zu drey hundert Mann. Die meiſten Pferde kommen aus Arabien, Perſien und vornämlich aus der Tatarey. Die Mogolſchen ſind ſtätig, ſcheu und ohne Muth. Die beſten werden zum Dienſte des Fürſten ausgeleſen, die übrigen aber an diejenigen verkauft, welche ihres Amtes wegen ſchuldig ſind die

Reu-

Reuterey mit Pferden zu versehen. Die Reuter sind mit einem Bogen, einem Köcher voll Pfeile, einem Wurfspieße, einem Säbel und einem Dolche bewafnet. Sie haben ein kleines Schild, welches sie beständig am Halse hängen haben, aber kein Feuergewehr. Das Fußvolk bedienet sich der Muskete, bisweilen auch des Bogens und der Pfeile, und einer zehen bis zwölf Fuß langen Pike. Sie haben nicht eben den Ruhm der Tapferkeit, welchen die Reuter haben. Ein jedes Oberhaupt versorget seinen Haufen mit Waffen und Mondirung; welches viele Verwirrung bey den Regimentern verursachet. Die Löhnung des Soldaten beruhet ebenfalls auf dem Wohlgefallen des Hauptmannes; wobey große Ungerechtigkeiten, durch den Geiz der Oberhäupter, veranlasset werden. Man übersiehet diese Bedrückung, weil die Reichthümer, welche sie zusammen scharren, nach ihrem Tode, dem Kaiser wieder zufallen.

Das Geschütze des Kaisers ist zahlreich, seine Stücke sind sehr alt, und jedes hat seinen eigenen Namen. Der Kaiser hat ein besonderes Zeughaus von sehr großer Pracht. Seine Wurfspiese, Säbel, Bogen und Köcher sind in der schönsten Ordnung aufgestellet. Alles glänzt daran von Golde, Diamanten und Edelgestei-

nen.

nen. Der Kaiser verrichtet bisweilen sein Gebeth in diesem Zeughause, um Gott zu bitten, daß er ihm mit seinen Waffen den Sieg über seine Feinde wolle erfechten helfen.

Aus alle dem, was ich gesaget habe, Madame, werden sie leicht begreifen, daß man die ganze Kriegesmacht des Groß-Mogols in drey verschiedene Abtheilungen eintheilen kann. Die erste bestehet aus dem Kriegsheere, das immer unterhalten wird, und die Kaiserliche Leibwache in der Hauptstadt ausmacht. Die zweyte entsteht aus den Kriegsvölkern, welche in den Provinzen zerstreuet liegen; und die dritte wird aus den Hülfsvölkern, zusammengesetzt, welche andere Fürsten, die Vasallen des Kaisers sind, liefern müssen.

Als ich mich zu Delli aufhielt, sah ich einem sonderbaren Feste zu, welches bey den Mogoln in großer Achtung ist; man feyert es zehn Tage nach dem Neumonde des Heumonates, und ist angeordnet, den Tod zweyer berühmten Muselmänner zu beweinen. Man erzählt, daß zwey Brüder, eifrige Diener des Haly, welche nach der Küste von Koromandel hingegangen wären, um daselbst den Koran zu predigen, von den Heiden angefallen worden. Da diese ihnen an der Zahl überlegen gewesen: hätten sie sich zwar

eine

eine Zeitlang gewehret, wären aber endlich umgekommen, indem sie für ihre Religion gestritten. Zum Andenken dieser heiligen Personen trägt man jährlich, in einem Umgange, Särge, mit Bogen, Pfeilen und andern Waffen bedeckt, herum, welche das Volk mit Weinen und Wehklagen, begleitet. Einige tanzen; andere fechten mit bloßen Degen; noch andere zerschneiden sich das Gesicht und die Arme, daß das Blut allenthalben herab fleußt. Gegen Abend richten sie mitten auf dem großen Markte viele Figuren von Stroh auf, welche die Mörder dieser zween Heiligen vorstellen; und nachdem sie eine große Menge Pfeile auf sie geschossen haben; so legen sie Feuer daran und verbrennen sie. Alles dieses geschieht mit so großer Wuth und Erbitterung, daß die Heiden, welche sich um diese Zeit auf den Gassen blicken ließen, in Lebensgefahr gerathen würden. Sie halten sich auch wohl verschlossen in ihren Häusern.

Eine Gesellschaft reisender Kaufleute, welche nach Surate abzureisen Willens ist, nöthiget mich meinen Brief zu schließen. Ich werde ihn einem Englischen Kaufmanne anver-

trauen, welcher die Mühe über sich nehmen wird, Ihnen solchen sicher und so bald als möglich, zuzuschicken.

Ich bin ꝛc.

Delli, den 15ten des Heumonats, 1740.

Der 32. Brief.

Fortsetzung von Indostan, oder dem Reiche des Groß-Mogols.

Ehe ich in die Hauptstadt zurück reisete, kam mir die Lust an, in der Folge des Hofes mit nach Lahor zu gehen. Ich war begierig einer allgemeinen Jagd beyzuwohnen, welche allda sollte gehalten werden. Der Kaiser wollte in eigener Person dabey seyn, und es sollte nichts gesparet noch verabsäumet werden, um dieser Ergötzung das herrlichste Ansehen zu geben. Von Lahor bis nach Delli geht eine Allee, die nach der Schnur gezogen und auf beyden Seiten mit Dattel-Palmen- und Kokosbäumen besetzet ist; sie ist über hundert Stunden lang, uud schützt mit ihren Schatten die Reisenden, vor der übermäßigen Sonnenhitze.

Sie

Sie fängt bey den Thoren von Agra an und geht bis vor Lahor. Sie gehet so nahe bey Delli vorbey, daß wir sie in kurzer Zeit erreichten. Die schönen Häuser, welche man auf beyden Seiten findet, die Affen, Pfauen, Papageyen und andere Vögel, welche den Reisenden aufstoßen, belustigten uns ungemein.

Die Gegend um Lahor ist eine der fruchtbarsten im ganzen Reiche. Die Stadt liegt am Flusse Ravi, welcher nicht kleiner als die Loire in Frankreich ist, und für welchen man ebenfalls einen Damm nöthig hätte, der ihn in seinen Ufern hielt; denn er tritt oft aus und verändert sein Bette. Die Lage von Lahor ist sehr vortheilhaft; und in ihrer Nachbarschaft, vornämlich von der Seite des Flusses, trifft man die schönsten Gärten an. Der Kaiserliche Pallast und viele prächtige Palläste zieren das Inwendige der Stadt. Der Kaiser hält sich bisweilen mit seinem ganzen Hoflager hier auf; und weil die meisten Einwohner Mahumedaner sind: so sieht man daselbst eine große Menge Moscheen und öffentliche Bäder zu ihren gewöhnlichen Reinigungen. Die Bäder sind nach Persischer Art gebauet und die Art sie zu gebrauchen und sich reinigen zu lassen, ist eben so beschaffen und fast eben so schmerzhaft, als

diejenige, von welcher ich Ihnen die Beschreibung gemacht habe, als ich in Ispahan war. Zu Lahor sah ich ein Indianisches Feuerwerk, welches ich noch nie gesehen hatte, so lange ich in Indien gewesen war. Alle Fenster des großen Marktplatzes waren mit Lampen besetzt, vor welchen man gläserne Flaschen gesetzet hatte, die mit Wasser von verschiedenen Farben angefüllet waren, deren Mannichfaltigkeit eine sehr angenehme Erleuchtung hervor brachte. Darauf wurde das Feuerwerk angezündet, welches in Raketen von verschiedener Art bestund. Eine Menge anderer Lampen, welche an Rädern hingen, schienen unbeweglich zu seyn, ob sich gleich die Räder beständig mit großer Geschwindigkeit dreheten.

Wenn man die Weibspersonen zu Lahor, nach den Weibern des gemeinen Volkes beurtheilen soll, welchen man auf den Straßen begegnet, oder die man in den Kramläden antrifft: so muß man glauben, daß hier die Weiber sehr schön sind. Sie sind von gutem Wuchse, zarte vom Körper, und die schönsten Braunen in ganz Indien.

Die große Jagd, von der ich schon geredet habe, und welche der eigentliche Bewegungsgrund meiner Reise nach Lahor war, war auf

den

den zwanzigsten Tag nach unserer Ankunft daselbst, festgesetzt. Der Oberjägermeister, welcher voraus gegangen war, und sich seit einem Monate mit den nöthigen Anstalten beschäftigte: gab allen Jägern Nachricht davon. Er bezeichnete ihnen den Umfang des Platzes, den sie umschließen sollten; und schickte sie aus, die Gränzen zu ordnen. Er befahl darauf den Befehlshabern der verschiedenen Abtheilungen von Truppen, welche, wie ich schon gesaget habe, den Kaiser allezeit begleiten, den Jägern so bald als möglich, an der Spitze ihrer Völker nachzufolgen, und die bestimmten Oerter zu besetzen. So bald sie auf den Platz angelanget waren, stelleten sie ihre Soldaten in Reihen, und verdoppelten bisweilen die Glieder, um den weiten Umfang, welchen die Jagdofficiers abgezeichnet hatten. Es ist bey Lebensstrafe verbothen, ein Thier aus dem Nerke zu lassen: diesen Namen geben die Mogols dem ganzen Umfange, welcher ein sehr großes Land und viele Wälder in sich faßte und über vier hundert Stunden im Umfange hatte. Die Mitte des Umkreises war in einer Ebene, wohin alle Thiere getrieben wurden. Die Jagdofficiers schickten darauf Bothen an den Oberjägermeister ab, um ihn von den gemachten Anord-

nungen zu benachrichtigen und den Befehl zum Aufbruch abzuholen. Der Oberjägermeister gieng selbst hin, solchen von dem Kaiser zu empfangen, und ertheilte ihm den abgesandten Bothen, die ihn in aller Eil den Jagdofficiers überbringen mußten, welche ihn wiederum den Anführern der Soldaten kund thaten. Es ließen sich hierauf die Pauken, Trompeten und Waldhörner hören, und es wurde von allen Seiten zum Aufbruche geblasen; dieser gieng den Augenblick überall auf einerley Art vor sich; nämlich, die Soldaten giengen dicht beysammen, und beständig nach dem Mittelpunkte zu, indem sie die Thiere vor sich her trieben; die Officiers, welche sie beobachteten, folgten ihnen hinter drein; und ob sie gleich alle, als zum Streit gerüstet, einherzogen; so war es ihnen doch bey harter Strafe verbothen, ein Thier zu verwunden oder gar zu tödten, was für Gewaltthätigkeiten es auch begehen könnte. Es war ihnen nur erlaubt, ein großes Geschrey zu machen, sie zu erschrecken und abzuhalten, damit sie nicht durch den Kreiß brechen möchten. Der Zug gieng viele Wochen nach einander ohne Hinderniß fort: allein ein großer Fluß, welchen die Soldaten von der Seite von Delli nicht durchwaten konnten, hielt ihn auf. Sie mußten

Halte

Halte machen und den andern davon Nachricht geben, damit sie die Gleichheit des Zuges beobachten. Die welche über den Fluß gehen mußten, trieben die Thiere hinein, welche durch den Fluß schwommen: hernach setzten sie selbst auf grosen runden und leichten ledernen Schläuchen über, welche mit Stricken zusammen gebunden waren. Der Zug wurde hernach nicht wieder unterbrochen und blieb allezeit gleich. Weil der Kreis allmälich verringert wurde, so fühlten sich die Thiere sehr gepreßt, und es schien, als wenn sie es merkten, daß man ihnen Gewalt anthun wollte. Deswegen flohen einige auf die Berge, andere in die verborgensten Thäler. Andere verließen die gewöhnliche Straße, und verbargen sich in den dicksten Wald: aber so bald sie die Jäger wieder heranmähern höreten, so suchten sie wieder einen andern Aufenthalt. Sie versteckten sich vergebens in die Hölen und Felsenklüfte: man eröfnete diese Schlupfwinkel mit allerley Werkzeuge. Und alles bis auf die Kaninchen wurde gezwungen, aus seinen Löchern hervorzukommen. Endlich fieng der Raum an, immer mehr abzunehmen; und weil die verschiedenen Gattungen sich untereinander vermischten, so wurden einige Thiere so wüthend, daß sie viel zu schaffen machten. Sie

wurden mit erstaunlicher Mühe, mit großem Geschreye der Soldaten und dem Schalle vieler Instrumenten aus einander gebracht. Man schickte Haufen Jäger aus, das Wild, das sich auf den Bergen verkrochen hatte, herunter zu treiben: dieses wurde nicht ohne große Schwierigkeit vollzogen. Andere Truppen begaben sich bis in die Abgründe, die gewissen wilden Thieren zum Aufenthalte dienten, so daß man noch grössere Mühe anwenden mußte, sie aus denselben zu vertreiben. Unterdessen da dieses vorgieng, begaben sich von Zeit zu Zeit, und von allen Seiten, Bothen zum Kaiser, ihm die Flucht, die Bestürzung und die Bewegungen der Thiere zu hinterbringen. Der Kaiser beobachtete bisweilen selbst die Veranstaltungen und sah ob seine Befehle in allem waren befolget worden. Weil der Raum, welcher eine so große Menge Thiere von aller Art einschloß, täglich kleiner wurde, und die Thiere sich nirgends mehr hinbegeben konnten, so fielen sie die schwächsten an und zerrissen sie. Aber ihre Wuth war von keiner langen Dauer; denn als man sie von allen Seiten zusammen trieb und sie keinen andern Raum mehr hatten, als denjenigen, in welchem man sie beysammen haben wollte; so ließ der Oberjägermeister die Trommeln und

Pau-

Paucken schlagen und auf allerley Instrumenten spielen. Dieser Lärm zu welchem noch das Geschrey der Jäger und Soldaten kam, brachte solche Furcht unter sie, daß sie ihre Grausamkeit verlohren. Die Löwen und Tiger wurden zahm, und die wilden Schweine schienen wie die Lämmer niedergeschlagen und so zu sagen, bestürzt. Als sie in den vorgeschriebenen Raum gebracht waren, so befahl der Kaiser, daß man sich fertig machen sollte, in den Kreis zu gehen. Er gieng zuerst unter dem Schalle der Instrumente hinein; hielt in der einen Hand seinen bloßen Degen, in der andern seinen Bogen, und auf seiner Achsel hieng ein Köcher voll Pfeile. Er fieng das Blutbad an, und tödtete viele von den Thieren. Einige wurden wüthend und wehrten sich mit vielem Muthe. Alsdann zog sich der Kaiser zurück auf einen erhabenen Platz, und setzte sich auf einen Thron, den man ihm zubereitet hatte. Er beobachtete von da die Stärke und Geschicklichkeit der Großen seines Gefolges, welche durch die Gegenwart ihres Herrn angefeuert wurden, die allerwildesten Thiere anzugreifen. Nach dem sie eine große Menge getödtet hatten: so stellten sich die Angesehensten unter ihnen, vor den Thron des Monarchen, und bathen um das

Leben und die Freyheit der übrigen Thiere, die noch in dem Netze waren. Er ließ sich durch ihr Bitten bewegen und lobte die Herzhaftigkeit seiner Soldaten, welche beurlaubet und in ihre Quartiere zurück geschicket wurden. Die Thiere, die dem Säbel und den Pfeilen entkommen waren, merkten nicht so bald, daß sie nicht weiter verfolgt und umringet wurden, als sie ihre Hölen wieder zu erreichen suchten. Dieses war die Jagd, welche bey Anwesenheit des Kaisers in Lahor gehalten wurde, und vier ganzer Monate, von der ersten Zurüstung an, bis auf die Abreise des Monarchen, dauerte.

Nebst dieser Hauptjagd, welche höchstens einmal im Jahre unternommen wird, um den Soldaten etwas zu thun zu machen, und sie in beständiger Uebung zu erhalten, giebt es noch ganz besondere, welche einzig und allein für den Monarchen aufgehoben sind. Nämlich die Jagd des Rothwildprets, welches man in großer Menge, in den Wäldern von Agra, Delli und Lahor antrifft, die der Kaiser sorgfältigst hägen läßt. Haasen, Wachteln und anderes geringes Wildpret ist jedermann frey gegeben: sie werden gewöhnlich mit Netzen gefangen. Die Gazellen-Jagd ist eine der anmuthigsten. Sie gehen in Haufen von fünf oder sechs Weiblein, welche

von

von einem Männchen angeführet werden, das an seiner Farbe kenntlich ist. Sie werden mit zahm gemachten Leoparden gefangen, die auf kleinen Karren angefesselt sind. Auf dem Kopfe haben sie eine gewisse Art von Larven, in Gestalt einer Brille, welche ihnen die Augen bedecket. So bald man einen Haufen Gazellen entdecket hat, so zieht man dem Leoparden die Larve ab und bindet ihn los. Er lauert auf sie eine Weile, wendet allerley List an, und kommt seinem Raube allmälich näher. Wenn er so nahe ist, daß er sie erreichen kann, so setzt er auf sie und erwürget sie. Fehlet ihm der Streich, welches bisweilen geschiehet, so macht er nicht die geringste Bewegung mehr seinen Raub zu verfolgen, weil die Gazellen länger und schneller laufen als er. Man zähmet auch die Tiger zur Jagd; aber gemeiniglich bedienet man sich der Windhunde, welche kleiner sind als die unsrigen.

Die Kraniche werden mit Raubvögeln gefangen, welche hierzu abgerichtet werden. Sie vertheidigen sich gegen sie mit vielem Muthe; weil es ihnen aber an Geschicklichkeit mangelt, sich zu drehen, so widerstehen sie sehr schwer der Gewalt der vielen Vögel, die sie von allen Seiten angreifen. Einer andern List bedient

man

man sich die Wasservögel zu fangen: man nimmt eine Ente aus und stopft sie voll Heu; ein geschickter Schwimmer bringt sie unter das Wasser, menget sie unvermerkt unter die andern Vögel ihrer Art, faßt sie bey den Füßen und nimmt sie mit sich.

Die Löwenjagd ist die sonderbarste unter allen. Wenn man seine Höle ausgespüret hat, so bindet man einen Esel in der benachbarten Gegend an, welchen er begierig auffrißt: er geht darauf hin und trinkt, und legt sich in seiner Höle nieder, bis an den andern Tag. Man giebt ihm auf diese Art nach und nach mehrere Thiere von gleicher Gattung; und läßt den letzten viel Opium fressen, damit sein Fleisch den Löwen schläfrig machen möge. So bald er eingeschlafen ist, ziehen die Jäger um seine Höle ihre Netze herum, welche sie allmälich verengern. Dem Kaiser ist gemeiniglich die Ehre vorbehalten, ihn zu tödten. Er sitzt auf einem mit Eisen bewehrten Elephanten und wird von seiner Leibwache, welche mit Piken bewafnet ist, begleitet: er schießt viele Pfeile über das Netz auf den Löwen, bis er ihn tödtlich verwundet hat. Gleich wie es ein sehr glückliches Zeichen ist, wenn der Kaiser einen Löwen tödtet: so ist es im Gegentheile ein sehr schlim-

schlimmes, wenn er ihn verfehlet. Sein Triumph ist deswegen auch mit vielen Zurufungen und Feyerlichkeiten begleitet. Man bringt das Thier in die allgemeine Versammlung der Großen des Hofes; man untersucht und mißt es, und zeichnet in den Archiven des Reichs auf: den und den Tag habe der Kaiser einen Löwen von der und der Größe und Farbe getödtet: und man vergißt auch nicht den geringsten Umstand von dieser großen Begebenheit.

Als ich im Begriffe war von Lahor abzureisen, so machte ich mir die Abreise eines vornehmen Mogols zu Nutze, welcher die Statthalterschaft von Kisinire in Besitz nehmen wollte, um dieses fürtrefliche Land in Augenschein zu nehmen, welches man in Frankrrich Kachemir heißt. Kachemir ist eine Provinz des Groß-Mogols und liegt in dem Nördlichen Theile dieses Reiches, am Berge Kaukasus. Ihre Hauptstadt heißt Syranakar, und liegt mitten in einer sehr schönen Ebene, die mit einer großen Anzahl Hügel untermenget ist. Weiter hin sind Berge mit Bäumen und Viehweyde bedecket und mit allen Arten von Thieren und Wildprete angefüllet. Ueber diese erheben sich andere, welche viel höher sind und deren Gipfel beständig mit Schnee bedeckt ist. Es

fließen eine Menge Quellen aus denselben, welche die Einwohner geschickt in ihre Felder vertheilen und durch Damme so gar auf die Hügel selbst zu leiten wissen. Nach dem diese Bäche viele Umschweife und angenehme Wasserfälle gemacht haben, so vereinigen sie sich endlich und machen einen Fluß in der Größe der Seine. Er fließt durch die Hauptstadt, macht viele krumme Gänge in den Provinzen, nimmt in seinem Laufe viele kleine Flüsse mit sich und ergießt sich endlich in den Indus. So viele angenehme Bäche und die natürliche Anmuth dieser Gegend verursachen allenthalben eine angenehme Kühlung und ungemeine Fruchtbarkeit. Als ich in diesem reizenden Lande ankam, so glaubte ich einen weitläuftigen Garten zu sehen, der mit Flecken und Dörfern untermenget, mit Wiesen abgewechselt, und von vielen Kanälen durchschnitten war, welcher auf allen Seiten den angenehmsten Anblick verschafte. Die Mogoln nennen ihn das irrdische Paradieß von Indien. Man findet hier weder Schlangen, noch Bäre, noch Tiger, noch Löwen. Statt der wilden oder giftigen Thiere, findet man hier Bienen, Rebhüner, Gazellen und einige andere Thiere, die den Muskus haben. Ich erkannte überall die Europäischen Pflanzen,

Früchte

Früchte und Blumen. Sie schienen mir zwar nicht so gut als die unsrigen; es konnte aber vielleicht daher kommen, weil wir bessere Gärtner haben. Nach einer alten Sage im Lande, soll dieses ganze Land ehedem nichts anders als eine große See gewesen seyn: wenn dieses wahr ist, so ward nicht durch das Gebeth eines Heiligen, diesem Wasser ein wunderbarer Ausfluß verschafft, wie es die Geschichte und die Heiligen dieser Gegend erzählen, und wie es das Grab dieses Heiligen, zu welchem große Wallfahrten geschehen, zu bestätigen scheinet: sondern diese Veränderung rühret vielleicht mehr von einigen Erdbeben her, welchen diese Gegenden sehr ausgesetzt sind.

Die Hauptstadt von Kachemir ist groß und liegt an dem Ufer eines Sees, welcher vier oder fünf Stunden im Umfange hat, und mit kleinen Inseln ganz angefüllet ist. Die allezeit grünenden Bäume stellen gleichsam so viel Gärten vor, welche eine sehr schöne Aussicht verschaffen. Der Fluß theilet die Stadt in zwey Theile, welche etliche hölzerne Brücken mit einander vereinigen. Die meisten Häuser sind von Holze, ob schon das Land an Steinbrüchen keinen Mangel hat, und hin und wieder viele alte Tempel und Ueberbleibsel von steinernen

Gebäu-

Gebäuden gefunden werden. Die Häuser sind zwey bis drey Geschoß hoch, und haben meist alle einen kleinen Garten, an dessen Ende ein Kanal fließt, der mit dem See zusammen hängt, und einen Nachen zum spazieren fahren. Auserhalb Syranakar stellen sich dem Auge viele angenehme Lusthäuser dar. Das schönste ist dasjenige, welches der Garten des Königes genennet wird. Man kömmt in denselben durch einen groſsen, auf beyden Seiten mit Rasen eingefaßten Kanal, der sich über fünf bis sechs hundert Schritte lang, zwischen zwo schönen Alleen von Pappelbäumen, erstrecket. Er führet zu dem Fuße eines Lusthauses, das sich in der Mitte des Gartens befindet; und da fängt sich ein anderer viel schöner Kanal an, welcher bis an das Ende des Umfanges gehet. Der Rand dieses zweyten Kanals ist schräg und mit gehauenen Steinen gefüttert; und der Boden ist mit dergleichen Steinen gepflastert. In der Mitte siehet man in einer abgemessenen Weite eine lange Reihe springender Wasser, und rings herum sind verschiedene runde Wasserbecken angebracht, aus welchen andere springende Wasser in die Höhe steigen, welche eine vortrefliche Wirkung thun. Ein zweytes Lusthaus, welches dem erstern ähnlich ist, schließt

auf

auf eine angenehme Art diesen langen Kanal. Die Lusthäuser sind auf die Art eines Domes gebauet, um welchen eine Gallerie rund herum gehet, mit vier einander gegen über stehenden Thüren; jedes Lusthaus besteht aus einem großen Saale in der Mitte, und vier Zimmer in den vier Ecken. Inwendig sind sie mit Malereyen und Vergoldungen ausgezieret, und mit Sprüchen in Persischer Sprache und mit Persischen Buchstaben angefüllet. Die äussern Thore ruhen auf Säulen, welche von den alten Götzentempeln genommen sind. Der Werth und die Materie der Steine, aus welchen sie gebauet sind, ist mir unbekannt; aber sie schienen mir schöner zu seyn, als der Marmor und Porphyr.

Ich habe noch kein Land gesehen, Madame, welches in einem so kleinen Umfange, so viel natürliche Schönheiten gehabt hätte, als die Provinz Kachemir. Sie war vor diesem ein eigenes Königreich, welches von den Fürsten des Landes beherrschet wurde, denen es einer der Mogolschen Kaiser entrissen hat. Die Einwohner dieses schönen Landes werden für das witzigste Volk in ganz Indostan gehalten. Man rühmt ihre Fähigkeit zur Dichtkunst, und sie vereinigen mit der natürlichen Geschicklichkeit zu den Wissenschaften, viele Begierde und Lust zur Ar-

heit. Sie sind sehr geschickt in Holzarbeit, auf welches sie Gold und Lack mit besonderer Geschicklichkeit tragen. Das Hauptwerk ihres Handels aber besteht in einer Art Zeuge, der sehr leicht ist und aus der Landwolle oder Ziegenhaar verfertiget wird, welches viel feiner als Biberhaar ist. Jedes Stück ist eine Elle breit und anderthalb Ellen lang: und alles bis auf die Kinder beschäftiget sich damit. Die Indianer, beyderley Geschlechts, tragen sie im Winter über den Kopf, und lassen sie wie einen Mantel über der linken Schulter herabhängen. Die andern Arbeiter in Indien können ihnen nie das Weiche und Schöne geben, was die Zeuge von Kachemir haben: sie werden daher auch in ganz Indostan am meisten geschätzt und gesucht.

Die Einwohner von Kachemir sind schön und wohl gebildet, und ihr Frauenzimmer anmuthig. Sie geben dem Frauenzimmer zu Lahor nichts nach; sie sind viel reizender als sie. Die Fremden, die in Indostan ankommen, suchen sich dergleichen zu verschaffen; sie gewinnen sie durch Geschenke an Gelde und Konfekt.

Bey der Gelegenheit, die ich hatte, diese ganze Provinz zu besuchen, sah ich eine Seltenheit, die ich nie anderswo bemerket hatte: es war

ein

ein Brunnen etliche Tagereisen von der Hauptstadt. Während des Maymonats, zu welcher Zeit der Schnee gewöhnlicher Weise schmilzt, fließt er und hält ordentlich dreymal des Tages inne, des Morgens, zu Mittage und des Abends. Dieses Wunder dauert vierzehn Tage: worauf sein Lauf schwächer und unordentlicher wird, und endlich gar aufhöret, da er sich denn nach Jahr und Tag erst wieder zeiget. Als ich diesen Ort verließ, so wich ich vom Wege ab, um ein Lusthaus der alten Könige von Kachemir zu besehen. Seine größte Schönheit besteht, in einer lebendigen Quelle, welche aussen um das Schloß eine Art von Graben machet, und in einer großen Menge Kanäle, welche die Gärten zieren und befeuchten. Sie quillt aus der Erde und springt mit ausserordentlicher Gewalt, Geräusche und Menge aus einem tiefen Brunnen in die Höhe. Das Wasser ist ungemein hell und so kalt, daß man kaum die Hand darinne halten kann. Der Garten ist mit prächtigen Baumgängen gezieret, welche mit springenden Wassern, Wasserbehältnissen und Wasserfällen untermenget sind. Ich wich noch einmal von dem Wege, um einen andern Königlichen Garten zu besehen, in welchem ich, nebst eben denselben Annehmlichkeiten einen Kanal voll Fische

sah, welche der Stimme gehorchen und wenn man sie ruft, herbey kommen. Einige haben goldene Ringe in den Nasen, mit Aufschriften, welche von ihrem Alter und dem Namen der Personen, welche sie ihnen angehenkt haben, Nachricht geben.

Als ich in Kachemir wieder angekommen war, so erzählte man mir von dem Grabe eines Heiligen, wobey wie man saget, beständige Wunder durch Heilung der Kranken geschehen. Ich wollte diese Seltenheit sehen und begab mich daher nach dem Berge Baramulay, wo dieses Grabmaal befindlich ist. Ich sah in der Moschee einen großen Stein, den der stärkste Mann kaum bewegen würde; und man versicherte mich, daß die Priester dieses Tempels, wenn sie ihr Gebeth an den Heiligen verrichtet hätten, ihn mit der Spitze des Fingers, wie einen Strohhalm, aufheben. Zwölf Priester stelleten sich in der That um den Stein, sie schlossen aber einen so dichten Kreis und hatten so lange Röcke an, daß ich nicht sehen konnte, wie sie ihn hielten, ob sie ihn gleich wirklich aufhoben. Viele Pilgrimme, die den Tempel umgaben, gaben sich für Kranken aus, und erwarteten ihre Heilung von dem Wunderwerke, oder besser zu sagen, von einer Küche mit großen

Kesseln voll Fleisch, welche andächtige Seelen zur Unterhaltung derjenigen, die diesen heiligen Ort besuchen, gestiftet hatten. Auf der andern Seite entdeckte ich den Garten und das Haus der Priester, die bey dem Grabe des Heiligen, dessen Wunderthaten sie erheben, in einem glücklichen Ueberflusse leben.

Weil ich von der Provinz Kabul nicht weit entfernet war, so entschloß ich mich sie zu durchreisen, um mich von da nach Multan, darauf nach Lahor und endlich durch die große Allee nach Agra zurück zu begeben. Ich hatte nicht Ursache mit meiner Reise zufrieden zu seyn, denn alles was ich sah, verdiente nicht aufgezeichnet zu werden. Kabul darf nicht mehr unter die Provinzen des Groß-Mogols gerechnet werden, nachdem sie im vorigen Jahre an Thamas-Kuli-Kan war abgetreten worden. Indessen ist zu merken, daß es die Indianer stets als einen alten Theil ihres Landes angesehen haben: sie war sonst in Indien so angesehen, daß die Indianer ihre Fürsten nicht eher erkannten, als bis sie sich daselbst hatten krönen lassen. Diese Provinz hat ihren Namen von der Hauptstadt, welche wohl gebauet und mit zwey guten Schlössern befestiget ist. Die Tatarn bringen jährlich über sechzig tausend Pferde hieher zu

verkaufen: aus Persien führt man viel Vieh dahin; und die Lebensmittel sind daselbst sehr wohlfeil. Auf diesem Wege sah ich einen sonderbaren Gebrauch eines Volkes, Augans genannt, welches sich in dieser Gegend, durch seine erstaunlichen Räubereyen, sehr furchtbar gemacht hat. Sie schaben alle Morgen, wie die andern Indianer, ihre Zunge mit einer Wurzel des Landes ab; aber das sonderbarste dabey ist, daß sie sich nicht gleich darauf, wie diese letztern übergeben, sondern sich erst zu brechen anfangen, wenn sie ihre Mahlzeit zu sich nehmen. Kaum haben sie drey oder vier Bissen in den Mund gesteckt, so giebt ihr Magen alles dasjenige von sich, was ihnen beschwerlich seyn könnte und essen hernach mit sehr gutem Appetite. Sie sagen, daß sie ohne diesem Gebrauche kaum das dreyßigste Jahr erreichen und alle die Wassersucht bekommen würden.

Die Stadt **Multan**, von welcher die ganze Provinz den Namen empfängt, von der sie die Hauptstadt ist, ist ihrer Größe, ihrer Fabriken und ihres Handels wegen berühmt. Sie wird durch ein gutes Fort beschützt: und die herumliegende Gegend eröfnet den Anblick vieler weitläuftigen Gärten und prächtigen Palläste. Die Banjanen, die den größten Theil ihrer Einwoh-

ner

ner ausmachen, breiten sich durch Persien aus, wo sie einen beträchtlichen Handel treiben; aber sie sind daselbst auch wegen ihres Wuchers eben so sehr beschrieen, als bey uns die Juden. Sie haben ein Gesetz, welches erlaubt, daß etliche Brüder eine Frau gemeinschaftlich nehmen dürfen; und die Kinder gehören dem Aeltesten zu. Ungeachtet des Grundsatzes ihrer Religion, welcher ihrer Sekte Fleisch zu essen verbiethet: so ist es ihnen an gewissen Tagen im Jahre gleichwohl erlaubt, Hühner zu essen. Die Weiber in diesem Lande sind tapfer, führen die Waffen und steigen zu Pferde wie die Männer. Multan liefert auch Seiltänzer und Marktschreyer beyderley Geschlechts für Indostan und Persien.

Unter den verschiedenen Kunststücken dieser Gauckler, von welchen ich Zeuge war, sah ich, wie sie im Feuer eiserne Ketten glüend machten und solche ohne die geringste Verletzung um den nackenden Leib wunden. Sie steckten einen hölzernen Stock in die Erde und indem sie ihn mit ihrem Blute rieben, das sie aus einer Wunde zogen, die sie sich unter der Achsel ins Fleisch schnitten: so brachten sie ein Bäumchen daraus hervor, welches zusehends zu wachsen und Aeste zu treiben schien. Diese Kunststücke machen sie

mit der größten Geschwindigkeit. Ein Haufe solcher Gauckler, reisete mit uns einen Theil des Weges von Multan nach Lahor.

Bey meiner Zurückkunft nach Lahor sah ich noch an demselben Tag, da ich angekommen war, einem falschen Münzer die Hand abhauen. Man beleget sie in ganz Indostan mit keiner andern Strafe. Es ist zwar wahr, daß sich wenig Leute mit diesem gefährlichen Handwerke vermengen, und daß man hier sehr selten falsche Münze siehet. Sie haben aber Mittel, das gute Geld zu verringern, indem sie es entweder beschneiden wenn es dünne ist, oder es mit einem Bohrer durchlöchern, wenn es dicke ist. Diese Dieberey geschieht mit solcher Geschicklichkeit, daß, nachdem sie einen gewissen Theil Metall herausgenommen haben, sie das Loch wieder sehr künstlich zumachen, in dem sie mit einem kleinen Hammer darauf schlagen. Nur die Wechsler können den Betrug entdecken; und dieses machet sie in diesem Lande so nothwendig. Ihre Anzahl ist so groß, daß man sie so gar in den Dörfern antrifft. Man läßt sie bey wichtigen Zahlungen rufen, um die Geldsorten zu untersuchen; und sie bekommen sechzehn vom Hundert, für ihre Mühe. Sie bedienen sich des Probiersteins bey der Untersuchung der Mün-

Münzen: und um die Gold- oder Silbertheilchen nicht zu verlieren, die sich an den Stein anhängen, so nehmen sie solche mit einer Wachskugel ab, die sie hernach verbrennen, und dadurch das Metall bekommen, welches sich daran gesammlet hat. Alles Geld, das in den Schatz des Kaisers kömmt, wird ins Feuer gebracht, und wenn sie glüend sind, so löscht man das Feuer aus und untersucht sie Stück vor Stück: spüret man an einem einige Verfälschung, so wird es auf der Stelle entzwey gebrochen. So oft eine Münze in den Schatz kömmt, so bohret man sie mit einem kleinen Bohrer, welcher nur die Oberfläche berühret. Einige haben sieben bis acht Löcher: dieses beweiset sodann, daß sie sieben oder achtmal in den Schatz geworfen worden.

Ich that weiter nichts, als daß ich bald nach Lahor bald nach Delli reisete, wo ich nichts merkwürdiges mehr antraf. Ich eilte daher nach der Hauptstadt wieder zurück zu kehren. Ehe ich sie aber verließ, um andere gegen Mittag gelegene Provinzen zu besuchen, so befließ ich mich je mehr und mehr die Sitten und Gebräuche der Einwohner von Indostan kennen zu lernen. Ich sah daselbst zwo Feste, welche jährlich gefeyert werden, und wovon eins der

Geburtstag des Kaisers; und das andere die Feyerlichkeit des ersten Tages im Jahre ist. Der Kaiser erschien an seinem Geburtstage mit den prächtigsten Kleidern angethan, auf seinem Throne, an dessen Fuße die Großen des Hofes stunden, auf einer Erhöhung die mit einem herrlichen Gitter umgeben war. Nachdem er sich also in einem prächtigen Saale gezeiget, so begab er sich unter ein prächtiges Zelt, worinn eine goldene mit Edelgesteinen besetzte Waage hieng, auf welcher er sich wägen ließ. Er setzte sich in die eine Schaale, auf die Knie, wie die Weiber: in die andere Schaale that man allmälich, Gold, Silber, Edelgesteine, seidene und baumwollene Zeuge, Pfeffer, Gewürznägelein, Muskat, Zimmet, Getraide, Hülsenfrüchte und Kräuter. Man zeichnet die Verschiedenheit des Gewichts, die man jährlich findet, sorgfältig auf. Man fand, daß der Kaiser in diesem Jahre etliche Pfunde mehr wog, als im vorigen: jedermann bezeigte darüber seine Freude durch einen allgemeinen Beyfall. Nach dieser Feyerlichkeit theilete der Kaiser in eigener Person gemünztes Gold und Silber unter die Armen aus, das übrige bekamen die Banjanen. Man setzte ihm darauf einige Becken voll Nüsse, Pistazien, Mandeln und allerley aus Gold und

Sil-

Silber gemachten Früchten vor, welche er unter die Großen warf. Diejenigen, die ihm am nächsten stunden, krochen auf die Erde hin, um sie aufzulesen. Anfänglich glaubte ich, diese Früchte wären von hohem Werthe: allein ich erfuhr, daß sie so leicht wären, daß ihrer tausend kaum zwanzig Pistolen am Gewichte betrügen und daß alles was der Kaiser an diesem Tage ausgetheilt hätte, sich ohngefähr auf vier hundert Thaler beliefe. Die Großen müssen ihm dagegen nach dem Verhältnisse ihres Vermögens wieder beschenken. Einige verehren ihm goldene Gefäße mit Edelgesteinen besetzet; andere Perlen, Diamanten oder angefüllete Beutel mit Geld. Das Fest endiget sich mit einem großen Gastmahle, das der Kaiser seinem ganzen Hofe giebt und an welchem man die ganze Nacht mit trinken zubringt.

Zu Begehung des Neujahrstages richtet man vor dem Pallaste eine Bühne, funfzehn bis sechszehn Fuß hoch, sechszig Fuß lang und von gehöriger Breite auf, die mit einem Geländer eingefasset, und mit reichen Teppichen behangen ist. Zur Seite dieser Bühne, wird ein anders Gebäude von Holze errichtet, das gemalet und mit Perlenmutter ausgezieret ist, in welches sich die Großen des Reichs begeben. Der Kaiser

begiebt

begiebt sich von seinen Ministern begleitet, auf die Bühne, wo er sich auf sammetenen Küssen die mit Gold und Perlen gestickt sind, niederläßt und die Geschenke, die man ihm bringt, erwartet. Diese Feyerlichkeit währet acht Tage; darauf theilet er selbst den Großen und dem Volke seine Gunstbezeigungen aus; diese bestehen in Ehrenämtern und Würden, die er denjenigen ertheilet, die ihm das meiste verehret haben. Die Rajas, welche die vornehmsten Personen des Staats sind, haben eine so große Hochachtung für den Kaiser, daß sie mit mehrerer Ehrfurcht und Erniedrigung mit ihm reden, als mit Gott selbst. Sie begleiten ihre Gespräche mit beständigen Vorbeugungen, und wenn sie Abschied von ihm nehmen: so bücken sie sich sehr tief, fahren mit der Hand über die Augen, legen sie hernach auf die Brust und lassen sie bis auf die Erde sinken; um anzuzeigen, daß sie gegen ihn nichts als Staub und Koth sind. Sie wünschen ihm darauf alles Wohlergehn und begeben sich rückwärts hinweg.

Diese Feste werden öfters von einer ganz besondern Lustbarkeit begleitet, welche eine Art von Jahrmarkt ist, der in dem Serail des Kaisers von den schönsten Frauenzimmer des Hofes gehalten wird. Sie legen verschiedene

Arten,

Arten, goldene, silberne und seidene Zeuge, gestickte Arbeit, kostbare Turbane, und allerhand andere Waaren aus. Der Kaiser durchgehet alle Buden und handelt um alles, was ihm vorkommt, wie der gemeinste Mann. Man streitet auf beyden Seiten um den Preiß, und bisweilen geht es bis aufs schimpfen. Zuweilen läßt man Tänzerinnen, Gaucklerinnen und öffentliche Weibspersonen mit hinzu. Es giebt unter ihnen welche, die eben so reich sind, als die in Frankreich; und ich habe deren gesehen, die so wie in Paris, vor mehr als zwanzig tausend Französische Thaler Diamanten an sich hatten. Die meisten sind artig und wohlgebildet; und sie werden sehr selten, ohne diese zwey Annehmlichkeiten in die Gesellschaft aufgenommen. Ihre Hauptbeschäftigung ist, daß sie Haufenweis in den Häusern tanzen, dahin sie gerufen werden. Sie nehmen auch Mannspersonen auf, welche die Trummel schlagen, und die Flöte oder Haubois blasen. Ihre Tänze und Gesänge sind angenehm, aber frech, und ihre Lebensart ist sehr frey. Sie dienen den Vornehmsten zum Zeitvertreibe, welche ihnen ausserdem sehr hochmüthig und streng begegnen. Zum Beyspiele dienet der Stadthalter von Amadabad, der, wie ich schon gemeldet habe, sieben oder achte dergleichen,

gleichen, eines kleinen Ungehorsams wegen, die Köpfe abschlagen ließ. Folgende Geschichte, welche zwar an sich weniger ernsthaft ist, zeuget gleichwohl eben so stark von dem traurigen Schicksale dieser Personen, welche in Frankreich ein viel glücklicheres Schicksal haben. Ein gewisser Kaiser hatte einen Liebling, welcher sich durch seinen Verstand und muntern Umgang bey ihm so beliebt gemacht hatte, daß er keinen Tag, ohne ihm, zubringen konnte. Als dieser sein Liebling an einem gewissen Tage Arzeney brauchte, so schickte der Kaiser, welcher sich ergötzen wollte, einen Haufen Tänzerinnen zu ihm, die in seiner Gegenwart sich aufheben und den Leib erleichtern sollten. Der Hofmann, dem sie den Befehl des Kaisers kund thaten, und der sich dieser Kurzweil zu Nutze machen wollte, um seinen Herrn zu erlustigen, fragte sie: ob dieses alles wäre, was ihnen der Kaiser befohlen hätte? Er hat uns weiter nichts befohlen, antworteten die Tänzerinnen, welche sich fertig machten, den Befehl des Kaisers zu vollziehen. Befolget ihm ja genau, erwiederte der Hofmann, aber hütet euch, daß ihr nichts mehr thut, als er euch befohlen hat; wenn ihr dabey das Wasser lassen werdet: so will ich euch bis aufs Blut peitschen lassen. Es war keine einzige von

ihnen,

ihnen, welche sich dieser Gefahr aussetzen wollte. Sie kehreten daher nach Hofe zurück und hinterbrachten dem Monarchen die Antwort seines Lieblinges. Sie gefiel ihm so wohl, daß er den ganzen Tag ausserordentlich aufgeräumt war.

Der Pater Sylveira erzählte mir vor kurzem eine Handlung von eben diesem Fürsten; welche Ihnen einen Begriff von dem Schauspiele geben wird, welchem wir vor einigen Tagen beywohneten. Der Thierkampf, welcher in Indien sehr gewöhnlich ist, wird hier mit vieler Pracht angestellet. Der Kaiser, welcher sich daran ergötzte, daß er Elephanten, Stiere, Leoparden, Löwen und Tiger mit einander streiten sah, hatte zuweilen die Grausamkeit, daß er Menschen mit diesen Thieren kämpfen ließ. Einstens da er seinen Unterthanen ein solches blutiges Schauspiel gab, stund ein Officier aus der Versammlung auf und versprach im Namen des Kaisers demjenigen eine Belohnung, der das Herz haben würde, mit einem von diesen Thieren zu kämpfen; aber mit der Bedingung, daß er sich keiner andern Waffen als des Säbels bediene. Die Würde eines Khans sollte die Belohnung des Sieges seyn. Es fanden sich unter den Anwesenden drey Männer, welche die

Aus-

Ausfoderung annahmen und in den Kampfplatz hinein giengen. Man wiederholte ihnen noch einmal, daß die Meynung des Kaisers wäre, daß sie sich keines andern Gewehres als des vorgeschriebenen bedienen sollten, widrigenfalls sie bey ihm in Ungnade fallen würden. Darauf ließ man gegen den ersten einen wüthenden Löwen los, welcher gerade auf ihn los gieng: der Indianer wehrete sich tapfer; da ihm aber der Löwe zu nahe auf den Hals kam, zog er einen Dolch hervor, den er in seinem Gürtel versteckt hatte, und stieß ihn dem Löwen in den Rachen: darauf bedienete er sich seines Säbels, verfolgte ihn und tödtete ihn vor seinen Füßen. Die Zuschauer gaben ihren Beyfall durch allgemeines Zurufen zu erkennen: aber nachdem das Schreyen aufgehöret hatte: so ließ der Kaiser den Ueberwinder zu sich kommen und sagte zu ihm: „Ich muß gestehen, daß du tapfer „gekämpft hast; allein du hast wider mein Ver„both dich des Dolches bedienet; du hast deinen „Feind als ein Meuchelmörder getödtet: du „verdienest den Tod.„ Er befahl darauf, daß man ihm den Bauch aufschneiden sollte: welches in dem Augenblicke geschah. Der andere, welcher sich zum Kampfe dargestellet hatte, ward darüber gar nicht erschrocken: er gieng kühn

gegen

gegen einen Tiger, welchen man wider ihn los ließ; aber das Thier sprang ihm nach der Kehle, tödtete ihn und zerriß seinen Körper in Stücken. Der dritte gieng freudig auf den Kampfplatz und griff eben denselben Tiger an, welcher von seinem Siege noch ganz erhitzt war. Das Thier kam auf ihn los und vermeinte ihn auf den ersten Streich niederzuwerfen: aber der Indostaner hieb ihm mit seinem Säbel die zwey Vorderpfoten ab, daß es fiel, und tödtete es hernach vollends. Der Kaiser ließ diesen Mann zu sich kommen und nachdem er nach seinem Namen und seinen Umständen gefragt hatte: so überhäufte er ihn mit Geschenken und Lobsprüchen und gab ihm die Würde eines Khans; eine Belohnung, welche er so wohl verdienet hatte. Indessen sind doch die Kämpfe der Menschen mit den Thieren in Indostan sehr rar, und geschehen allezeit freywillig von Seiten der Indianer. Der Fürst trägt die Unkosten zu diesen großen Schauspielen, welche vor seinen Augen auf einem großen Platze, der zu diesem Gebrauche bestimmet ist, gehalten werden. Er unterhält darzu in seinen Thierhäusern alle Arten von wilden Thieren. Ob man auch gleich bisweilen Elephanten darzu gebrauchet, so muß man doch gestehen, daß sie eine viel edlere Bestim-

mung haben; und hiermit werde ich Sie, nunmehr unterhalten.

Die Elephanten machen einen wichtigen Theil der Armeen des Kaisers aus. Man setzet ihre Anzahl auf mehr als vierzehn tausend: davon einige in den Ställen des Kaisers, andere hingegen in den Häusern der Großen sind, und keiner kann unter zehn Thaler des Tages erhalten werden. Man füttert sie mit Getraide, Butter, starkem Getränke und Zucker; und jeder Elephant hat zum wenigsten zehn Sklaven zu seiner Bedienung. Einige sind gesetzt ihn abzurichten, zahm zu machen, und ein Feuerwerk vor seinen Augen anzuzünden, um ihn kriegerisch zu machen, wenn er mit den Löwen und Tigern streiten soll. Andere, lehren sie die Stadtthore einstoßen; große Lasten auf dem Rücken tragen; und ihre Bewegungen, so wohl zu Feldzügen als zum spazieren reiten des Kaisers, einzurichten. Andere legen sie an, und sind allezeit bereit ihn mit auf den Leib geschüttetem Wasser, abzukühlen, und die Fliegen zu wehren, die ihn beunruhigen. Andere bereiten ihm sein Futter und die Streu; alle haben ihre bestimmten Geschäfte zur Bedienung des Thieres, das ihnen anvertrauet ist. Der Elephant, der den Monarchen trägt, ist über und

über

über mit Gold und Edelgesteinen bedecket. Man setzt ihm einen prächtigen Thron auf den Rücken, auf welchen sich der Monarch niederläßt. Die andern Elephanten des Pallastes haben gleichfalls ihren sehr reichen und prächtigen Schmuck. Die Statthalter in den Provinzen suchen es der Pracht des Kaisers, so wohl bey öffentlichen Feyerlichkeiten als auch bey bloßen Spazierritten nachzuthun; daher reuten sie gemeiniglich auf Elephanten. Bey einem Spazierritte sitzt man bloß auf dem Halse des Thieres, ohne einige Art des Sitzes: Aber auf der Reise, sitzen drey Personen auf dem Thiere; einer hinten, der andere auf dem Halse und der Herr auf einem bequemen Sessel in der Mitte. Wenn dieser hinauf steigen will, so bedienet er sich einer Leiter, oder der Elephant muß auf die Knie niederfallen, welcher beym Niederfallen ein Bein hinhält, auf welches man den Fuß setzt; von da steigt man auf den Bauch und endlich auf den Rücken; der Elephant hebt sich nicht eher in die Höhe, als bis sein Herr sich aufgesetzt hat. Der eiserne Haken mit welchem man ihn regiert, reichet zu, ihm alle Befehle verständlich zu machen. Er machet einen weitern Schritt als das Pferd, er galopiret niemals, aber sein Trab fördert desto stärker. Die Invostaner bedienen

sich ihrer als einer Verschanzung wider den ersten Anfall der Feinde. Ein jeder Elephant hat einen hölzernen Thurm auf seinem Rücken, welcher mit Feuerröhren und mit Menschen besetzt ist, welche sie regieren. Es geschieht aber gar oft, daß das Geräusche dieser Waffen und das Feuerwerk, dessen sich der Feind bedienet sie scheu zu machen, sie dergestalt in Verwirrung bringt: daß sie ihren eigenen Haufen mehr Schaden thun, als denenjenigen, wider die sie gebrauchet werden.

Werden Sie es aber wohl glauben, Madame, daß diese Thiere von so großer Schwere und so erstaunlicher Größe, sich mit vieler Gelehrlichkeit zu allerley Künsten abrichten lassen? Ich habe einige in den Ställen des Groß-Mogols gesehen, welche jedem Befehle ihres Führers gehorchten. Er ließ sie brüllen wie Tiger, wiehern wie Pferde, brummen wie Ochsen, den Gesang der Vögel und den Schall der Trompete nachahmen. Hierauf nöthigte er sie, uns ihre Ehrerbietung zu erzeigen, sich auf allen vier Knien auf die Erde zu legen, sich erst auf eine Seite, hernach auf die andere zu werfen, und alsdann sich zu erheben. Sie machten diese Künste auf einen bloßen Befehl. Wenn sie sich niederlegen wollten, so streckten

sie

sie erst ihre Vorderfüße vorwärts, darauf die Hinterfüße hinten hinaus, und legten sich hernach mit dem Bauche auf die Erde. Bisweilen bedienet man sich der Elephanten zu Vollziehung der Todesstrafen. Sie theilen den Leib eines Menschen, zerreißen ihn in Stücken und zerstreuen seine Glieder. Man stecket ihnen ein dreyschneidiges sehr spitziges Eisen auf die Zähne; den zahmgemachten Elephanten schneidet man die Spitzen der Zähne ab, damit sie desto besser wachsen.

Es wird Ihnen, Madame, vielleicht nicht unangenehm zu wissen seyn, wie man diese Thiere in Indien fängt, und wie man sie zahm machet. Ich habe die genaue Beschreibung davon von dem Pater Sylveira, welcher mir gesagt, daß er öfters bey der Elephantenjagd in Siam zugegen gewesen wäre. Man treibt viele Haufen zahmgemachter Elephanten in die Wälder, welche ihnen zum Aufenthalte dienen; und jeder Haufe, der aus vierzig bis funfzig Elephanten besteht, wird von zehn oder zwölf Personen geführet. So bald die Führer die wilden Elephanten merken: so befehlen sie den zahmen Weiblein hinzugehen, und sie zu umringen; ich habe schon angemerket, daß sie die Sprache ihrer Führer verstehen. So bald die

Elephanten die man fangen will, von den Weibchen umgeben sind: so nähern sich ihnen die Führer, welche auf den Männchen sitzen, und lassen die gefangenen Elephanten in der Mitte des Haufens gehen. Nicht weit von dem Walde ist ein mit Bäumen umgebener Einfang gemacht, den die wilden Elephanten für den Fortgang des Waldes halten. Sie gehen mit den übrigen, einer nach dem andern hinein, und so bald sie darinnen sind: so läßt man hinten und vorn große Pfähle durch ein Fallgatter niederfallen; und sie sind den Augenblick wie in einem Käfiche gefangen, daß sie sich weder auf die eine noch auf die andere Seite drehen können. Die Pfähle, welche diese Falle machen, sind so stark wie Mastbäume, und widerstehn aller Gewalt der Elephanten. Man bindet ihnen die Füße mit dicken Seilen, doch so daß sie ohne entrinnen zu können, die Freyheit zu gehn haben. Man führet sie also in ein bedecktes Haus, in dessen Mitte ein großer fünf bis sechs Klaftern hoher Mast stehet. Oben durch den Mast, welcher sich wie die Winde auf einem Schiffe drehet, gehet ein großer Balken; an diesen Balken zieht man die gefangenen Elephanten, mit Tauen um den Leib, in die Höhe, doch so, daß ihre Füße auf der Erde stehn.

So

So angebunden, können sie sich nicht anders als mit Hülfe der Winde herumdrehen; und man läßt sie in dieser Stellung zwey oder drey Tage, von zwo Männchen und zwo Weibchen bewachen, ohne ihnen was zu fressen zu geben. Nach verflossener Zeit machet man sie von der Winde los, und bindet sie mit dem Leibe an andere zahmgemachte Elephanten. Sie bleiben so lange aneinander gebunden, bis die wilden selber zahm werden: Alsdann bekommen sie ihre Führer und sie werden so, wie die andern gehalten. Bisweilen sperret man sie in einen Hof ein, in welchem man zwey große viereckichte Käfiche erbauet, die mit ziemlich weit auseinander gesetzten Pfählen umschlossen sind, damit Leute ungehindert von Zeit zu Zeit hinein und herausgehen können, welche die Thiere reitzen, um sie in Wuth zu setzen, sich hierauf geschwind in diese Verschanzung zurückziehen und dadurch der Verfolgung dieser gefährlichen Feinde entgehen. Nachdem man die Elephanten durch diese strenge Uebung genug ermüdet hat: so läßt man sie in einen kleinen Käfich hinein gehen, welcher aus dicken Balken gemacht ist; man bindet sie bey den Füßen mit andern zahmen Elephanten zusammen und läßt sie so lange in diesem Zustande, bis der Hunger und das Beyspiel der

andern sie zahm machet. In den Wäldern oder im freyen Felde hat man noch ein anderes Mittel sie zu fangen. Man läßt einen zahmgemachten Elephanten unter sie, den sie so gleich anfallen; während der Zeit, da sie in der Hitze des Streits sind, bindet man ihnen die Hinterfüße dergestalt zusammen, daß sie sich nicht mehr erhalten können und sich also so müssen fortführen lassen; welches aber gleichwohl nicht ohne große Gefahr geschieht. Bisweilen trifft man auch auf diesen Jagden weiße Elephanten an; welche Art sehr rar ist, und für welche die Indianer eine ausserordentliche Hochachtung haben. Sie betrachten sie als die Könige der andern Elephanten; man läßt sie in dem Pallaste wohnen, bedienet sie mit goldenem Geschirre, führet sie unter einem Himmel spazieren, giebt ihnen Beamte, Bediente und ein fürstliches Gefolge, redet mit Ehrerbietung mit ihnen, geht sehr höflich mit ihnen um, machet ihnen Ehrenbezeugungen, und hält Reden an sie. Diese äusserliche Pracht tröstet sie in ihrer Sklaverey. Wenn sie einen Fehler begehen: so besteht ihre Strafe gemeiniglich darinnen, daß man ihnen ihr Gefolge nimmt, sie aus dem Pallaste jagt, und sie in unbequemere Käfiche einsperret. Diese Strafe verursachet eine empfindliche

pfindliche Betrübniß bey ihnen, und bisweilen gerathen sie darüber in Wuth. Es haben mächtige Potentaten blutige Kriege geführet, um sich einander einen weißen Elephanten abzunehmen. Der Ueberwinder hält sich für den glücklichsten Monarchen des Erdbodens und glaubt, daß mit dem Titel des Königes des weißen Elephanten er vor allen andern benachbarten Fürsten den Vorzug habe; welchen man ihm auch selten streitig machet.

Es giebt Elephanten von einer erstaunlichen Größe. Man hat mich versichert, daß man welche gesehen habe, deren Zähne neun Fuß lang, und von der Dicke eines Mannes Schenkel gewesen, und über hundert und zwanzig, oder hundert und fünf und zwanzig Pfund gewogen haben. Es haben einige vorgeben wollen, als ob die Elephanten ihre Knie nicht beugen könnten und daß sie stehend schliefen, weil sie, wenn sie sich einmal niedergelegt hätten, allein nicht wieder aufstehen könnten. Allein es ist ein Irrthum; sie gehen, legen sich nieder und stehen auf wie die andern Thiere: folglich ist es auch nicht an dem, wie einige vorgegeben, daß man nur einen Baum am Unterthcile des Stammes von einander sägen dürfte, um sie zu fangen;

denn so bald sie sich an den Baum lehneten: so würfen sie ihn durch ihre Schwere um, und fielen selbst hinter drein, ohne aufstehen zu können.

So wild auch die Elephanten von Natur sind: so thun sie doch niemand etwas, zu Leyde, wenn man sie nicht angreift; wo man sie aber reitzet: so vertheidigen sie sich mit ihrem Rüssel, welchen sie ausdehnen und zusammen ziehen nach ihrem Gutdünken. Mit diesem fürchterlichen Gewehre greifen sie den Menschen an und werfen ihn über hundert Schritte weit weg. Man würde ihnen vergebens entfliehen wollen; sie laufen mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit und die jüngsten sind die gefährlichsten. Ihr ordentlicher Schritt ist wie eines Menschen wenn er schnell gehet; im Laufen sind sie noch schneller, ob solches gleich sehr selten geschieht. Wenn man sie eben nicht lebendig fangen will, sondern sie nur des Elfenbeins wegen tödtet: so macht man tiefe Gräben, welche man mit Aesten und Baumblättern bedecket; und wenn der Elephant hinein gefallen ist: so bringt man ihn leicht mit Pfeilen vollends ums Leben. Andere versammlen sich in großer Anzahl und so bald sie seine Fußstapfen entdeckt haben: so bleiben sie stehen ihn zu erwarten.

Er

Er wird sehr geschwind an dem Gräusche erkannt, wenn er die Zweige zertritt. Darauf folgen sie ihm nach und schießen unaufhörlich Pfeile nach ihm, bis sie an dem Verluste seines Blutes und seiner langsamen Flucht merken, daß seine Kräfte abgenommen haben. Bisweilen entgehet er ihnen, aller Wunden ohngeachtet: aber er stirbt einige Tage hernach an dem Orte, wo ihn seine Kräfte verlassen. Daher trifft man in den Wäldern viele Elephanten Zähne an. Das Fleisch wird von wilden Thieren verzehret, die Knochen vermodern allmälich, nur die Zähne widerstehen der Fäulniß am längsten; allein wenn sie lange an der Luft gelegen haben: so verderben sie, und verlieren ungemein von ihrem Werthe.

In gewissen Ländern bedienet man sich einer andern List die Elephanten zu tödten. Wenn sie in einer Heerde beysammen sind: so reibt sich der Jäger über und über mit ihrem Miste, und nachdem er mit seiner Lanze bis zu ihnen hingekrochen ist, so schleicht er sich unvermerkt unter ihren Bauch, bis er die Gelegenheit ersieht, einen hinters Ohr zu stechen, welches der empfindlichste Ort am Elephanten ist. So bald er den Stoß versetzt hat: so macht er sich fort, ehe das verwundete Thier Zeit hat ihn gewahr

zu werden. Die übrigen werden durch den Geruch ihres Mistes betrogen, daß sie ihren Weg fortsetzen und ihren Gefährten dem Jäger zur Beute lassen. Hat aber das Thier ungeachtet der erhaltenen Wunde noch Stärke genug behalten, sich wider seinen Feind zu vertheidigen, oder ihn gar anzugreifen: so ist das einzige Mittel für diesen übrig, daß er durch Herumlaufen im Kreise entrinnet und wartet, bis das Thier durch den Verlust des Blutes gänzlich entkräftet ist.

Man hat noch eine andere Art die Elephanten mit weniger Mühe und Gefahr zu fangen. Weil diese Thiere allezeit Heerdenweise zum Wasser gehen und in einer Reihe hinter einander ziehen: so sind ihre Fußstapfen sehr kenntlich. Auf der Straße die sie ziehen gräbt man ein Loch von sieben bis acht Fuß tief, etwa vier Fuß im Durchschnitte, und in der Mitte steckt man einen sehr spitzigen Pfahl. Alsdann bedeckt man die Hölung mit kleinen Baumästen, Blättern, Gras und Erde, so künstlich, daß selbst ein Mensch dadurch betrogen würde. Der Elephant, welcher ohne Furcht geht, fällt mit seinen Vorderfüßen hinein und der Pfahl durchstößt ihm im Fallen den Hals oder die Brust; worauf ihn die Jäger vollends todt machen.

In

In manchen Ländern ißt man das Fleisch des Elephanten: allein es ist sehr hart und hat einen unangenehmen Geschmack. Indessen wenn es gut zugerichtet ist und eine Weile gestanden hat: so sagt man, daß viele Leute daran Geschmack fänden. Man kocht es im Wasser und macht allerley Brühen daran; aber gebraten schmeckt es nicht so gut. Der Rüssel wird für das schmackhafteste Stück gehalten. Ein gemeiner Elephant giebt mehr Fleisch als vier bis fünf Ochsen, und ist neun bis zehn Fuß lang und eilf bis zwölf Fuß hoch. Diejenigen Elephanten die sich in bergigten und wüsten Oertern aufhalten, sind viel wilder und geschickter als die andern, weil sie öfters gegen Löwen, Tiger und andere wilde Thiere ihre Kraft und Geschwindigkeit zu üben, Gelegenheit haben. Die in den Ebenen wohnen, sind zahmer, weil sie mehr gewohnt sind, Menschen zu sehen.

Obschon die Löwen und Elephanten einander todt feind sind, und man mir von dem Verstande der letztern sonderbare Sachen erzählt hat: so will ich Ihnen, doch nicht als eine wahre Geschichte, folgende Erzählung mittheilen. Ein Elephant hatte einstens, wie man mir erzählet, einen Löwen erwischet, welchen er in den Wald trug, einen Baum von einander spaltete,

den

den Kopf seines Feindes zwischen die beyden Theile des Stammes steckte, und ihn in diesem Zustande umkommen ließ. Ein anderer trug einen Löwen an einen sumpfigten Ort, und hielt seinen Kopf in den Sumpf, um ihn zu ersticken. Der Pater Sylveira erzählte mir, daß die Portugiesen ein gewisses Salz besäßen, das sie sehr schätzten, und welches ihnen die Elephanten als ein vortreffliches Gegengift entdeckt hätten. Sie nennen es das Salz von Nogne, nach dem Namen eines Flusses in Afrika, welcher ihn hervorbringt. Einige, die auf der Elephantenjagd gewesen waren, hatten viele vergiftete Pfeile auf sie geschossen, und erstaunten, da sie sahen, daß sie fortgiengen und weydeten, ohne etwas von ihren Wunden zu empfinden. Sie forschten nach der Ursache dieses Wunders und wurden gewahr, daß diese Thiere an die Flüsse giengen, und etwas mit ihrem Rüssel aufhoben welches sie begierig hinunter schluckten. Da sie es untersuchten, fanden sie, daß es ein weißes Salz war, welches als Alaun schmeckte. Die Portugiesen, welche dem Gifte niemals trauen, machten unterschiedliche Versuche damit und erkannten dieses Salz für das stärkste Gegengift, so jemals entdeckt worden.

Die

Die Elephanten leben vom Grase und in Ermangelung dessen, nehmen sie mit Blättern, Aesten der Bäume, Schilfe und dergleichen, vorlieb. Sie treten mit ihren Vorderfüßen die Aeste nieder, und wenn die Bäume zu hoch sind, so erschüttern sie solche so stark mit ihren Schultern, daß sie endlich umstürzen, oder sie beugen sie mit ihren Zähnen nieder, bis sie die Blätter erreichen können. Bey großem Hunger fressen sie auch wohl Erde und Steine; aber dieses Futter bringt sie gar bald um. Es ist wahr, sie halten lange den Hunger aus, und können acht bis zehn Tage ohne einige Lebensmittel zubringen: Inzwischen fressen sie auch nicht wenig, wenn sie überflüßig Futter haben. Ein einziger Elephant verzehret in einem Tage so viel, als dreyßig Personen in einer Woche verzehren würden. In den Tobacksfeldern wird er trunken und bisweilen ist er so voll, daß er darüber umfällt und einschläft. Wenn er aus einem Flusse trinkt, so macht er das Wasser mit seinen Füssen vorher allemal erst trübe. Diese Thiere haben an ihren Schwänzen eine Art Haare oder Borsten, so dick als Binsen und von glänzender schwarzer Farbe. Je älter das Thier wird: desto schöner und stärker werden auch diese Haare. Man hat mir erzählt, daß

in

in Afrika öfters dieses Haar theurer als vier Sklaven verkauft werde, weil sowohl das Frauenzimmer als die Großen im Lande, ihnen einen großen Werth beylegen, und sehr nach diesem Zierathe trachten. Alle Kräfte eines Mannes reichen nicht zu, sie zu zerreißen. Um diese Haare zu bekommen, von welchen man so viel Wesens macht, lauren die Negers von weitem auf den Elephanten, und so bald er sich in einem schmalen Wege verwickelt hat, daß er sich nicht umwenden, und mit seinem Rüssel handthieren kann: so überfallen sie ihn, und schneiden ihm den Schwanz ab. Andere, welche noch kühner sind, erwählen die Zeit da er auf der Weyde ist, und verwahren sich dadurch für seiner Wuth, daß sie im Kreise herumlaufen, welches er wegen seiner Schwere und der Schwierigkeit sich umzudrehen, nicht mit eben der Geschwindigkeit nachthun kann. Sie sind wegen ihrer Sicherheit wenig besorget, weil sie sich auf ihre Stärke verlassen: aber so wenig sie sich vor etwas fürchten, so wenig suchen sie auch jemanden zu schaden. Sie kommen in die Häuser, ohne einigen Schaden darinnen zu thun, und geben die mehreste Zeit, auf die Personen die ihnen begegnen, wenig Achtung. Sie heben sie bisweilen mit ihrem Rüssel in die Höhe, hal-

ten sie auch wohl einige Augenblicke schwebend in der Luft, setzen sie aber auch wieder sachte nieder. Es ist wahr, wenn ein Jäger sie verwundet hat, so wenden sie alle ihre Kräfte an, ihren Feind umzubringen; aber wenn sie sich an ihn gerochen haben, so fügen sie seinem Körper ferner kein Leid zu; vielmehr ist ihre erste Beschäftigung mit ihren Zähnen ein Loch in die Erde zu graben, um ihm ein Grab zu machen, in welches sie ihn sehr geschickt legen, und mit Sand und Blättern zudecken. Kurz diese Thiere haben einen sehr zarten und empfindenden Trieb, sind ihren Herrn sehr ergeben, haben große Gelehrigkeit, und so gar eine Art von Schaam; denn sie begatten sich nur in den Wäldern, und allezeit in den verstecktesten Oertern. Man ist nicht einig, wie lange die Mütter ihre Frucht tragen; einige sagen zwölf andere achtzehn Monate. Ihre Stärke soll von ihrer Geburt bis ins vierzigste Jahr zunehmen, und sie leben gemeiniglich zwey Jahrhunderte. Die zahmgemachten Elephanten paaren sich nie und bringen auch niemals Junge .....

Ich bin bey dieser Stelle meines Briefs durch den Klang einiger musikalischen Instrumente gestöhret worden, welche mir Gelegenheit geben, ehe ich ihn völlig schließe, Ihnen ein paar

Worte, von der Mogolschen Musik zu sagen. Sie betäubt überhaupt das Ohr sehr; denn die gewöhnlichsten Instrumente, sind acht bis neun Schuh lange und zehn oder zwölf Zoll weite Hoboen, welche den Ton der Trompete nachahmen. Mit denselben begleiten sie eiserne und kupferne Pauken, die bisweilen sechs Fuß im Durchschnitte haben. Die Musik des Kaisers besteht aus einem Dutzend solcher Hoboen, und eben so viel Pauken. Alle diese Instrumente lassen sich zu gewissen Stunden des Tages und des Nachts mit einem Getöse hören, das mir anfangs unerträglich war, aber welches ich nun so gewohnt worden bin, daß ich es in der Ferne so gar angenehm finde. Diese Musik hat ihre Regeln und Tonfügung, welche darinn bestehen, daß sie das Rauhe dieser Instrumente mäßigen.

Ich bin ꝛc.

Agra, den 24sten des Octob. 1740.

Der

Der 33. Brief.

Fortsetzung von Indostan, oder dem Reiche des Groß-Mogols.

Dieses ist der letzte Brief, Madame, den ich Ihnen aus Agra schreiben werde. Ich verlasse in etlichen Tagen diese Stadt mit einem Haufen Kriegesvölker, die der Kaiser nach Bengala schickt. Ich habe mich mit dem Oberhaupte dieser Mannschaft bekannt gemacht; und dieses soll uns eine gute Bedeckung seyn. Ich hatte mir zwar vorgenommen, vor meiner Abreise von Agra, noch einige andere Provinzen zu besehen: man hat es mir aber widerrathen, weil ich, ausser Bengala, nichts merkwürdiges finden würde, daß mich wegen der Beschwerlichkeit dieser Reise schadlos halten könnte. Man spricht nur von einigen Seltenheiten, mit welchen ich Sie unterhalten werde. In der Landschaft **Nagrakut** befindet sich ein Götzenbild, welches eine Menge Pilgrimme hinzieht, von welchen sich einige, wie man vorgiebt, ein Stückchen von der Zunge abschneiden, um solches diesem Götzen zu opfern. Von dem Tempel sagt man, daß die Decke und der Boden mit Goldblechen

bedeckt sind. Kanamaka, eine Stadt in eben derselben Provinz, ist nicht weniger wegen einer Wallfahrt der Indianer berühmt, welche dahin kommen, die Flammen, die aus einem Feuerspeyenden Berge herausgehen, anzubethen. In einem kleinen Dorfe bey Cambaya, wo wir nicht hinkamen, weil es zu weit vom Wege abgelegen war, ist ein berühmter Tempel, welcher wegen der Art Wallfahrten, die dahin gethan werden, berühmt ist. Die meisten öffentlichen Weibspersonen aus Indien bringen ihre Opfer dahin; er ist mit nackenden Bildern angefüllet, unter welchen man ein groſses Bild einer Mannsperson, in einer sehr unanständigen Stellung, wahrnimmt; dieses Bild wird von abgelebten Weibspersonen dieser Art, unter allen am meisten verehret. Diejenigen, die in ihrer Jugend eine Summe Geldes zusammen gebracht haben, kaufen junge Mädchen dafür, welche sie in allen Uebungen ihrer Handthierung abrichten. Diese junge Sklavinnen, welche von ihren Gebiethe-rinnen in ihrem eilften oder zwölften Jahre in die Pagode gebracht werden, halten es für ein Glück dem Götzen dargebracht zu werden, und versprechen ihm, daſs sie andere junge Untergebene aufziehen wollen, wenn sie in ihrer Handthierung veraltet seyn würden, welche seine Verehrung fortsetzen sollten.

Die

Die Provinz **Chitor** war vor diesem ein ansehnliches Königreich. Sie hat ihren Namen von ihrer Hauptstadt, welche, wie man sagt, mehr als sechs Stunden im Umkreise hatte. Sie ist so sehr verwüstet worden, seitdem sie ein Mogolscher Kaiser sich unterworfen hat; daß man heut zu Tage nur noch die Ueberbleibsel ihrer prächtigen Tempel und Palläste sieht. Der jetztregierende Kaiser und seine Vorfahren haben alle alte Städte zerstöret, und verbothen, sie wieder aufzubauen; vielleicht nur um das Andenken von alle dem aus dem Gedächtniß zu bringen, was größer und älter in Indien ist, als ihr Geschlecht.

Die Stadt **Goddah** liegt in der anmuthigsten Gegend von der Welt und ist eine der schönsten und wohlgebautesten im ganzen Mogolschen Reiche gewesen. Sie ist mit Mauern umschlossen und ihre meisten Häuser sind zwey Geschoß hoch, welches in den andern Städten was sehr seltenes ist. Viele Gassen bestehen aus lauter Kramläden, welche mit den allerkostbarsten Waaren angefüllet sind. Man sieht noch, daß die öffentlichen Gebäude ungemein prächtig gewesen; und auf den großen Plätzen findet man noch Wasserbehältnisse mit Gängen umgeben und mit Stufen rings herum, darauf

man hinabsteigen, Wasser schöpfen und sich abkühlen kann. Die Lage von Goddah übertrifft noch die Stadt an Schönheit. Sie liegt in einer weiten Ebene mit unzählich schönen Dörfern besetzt; und ist überaus fruchtbar an Getraide, Baumwolle und vortreflicher Weyde. Auf allen Seiten erblickt man die kleinen Tempel, die die Einwohner Pagoden nennen und welche mit Bädern, Teichen, kleinen gewölbten Lusthäusern und allerhand unordentlich gepflanzten Bäumen, umgeben sind. Diese Vermischung macht den angenehmsten Anblick; aber die Stadt war noch viel blühender als jetzt, da sie einem Rasbutischen Fürsten zugehörte.

Das was das Städtchen Calleade in der Provinz Mandoa merkwürdig macht, ist die Begebenheit, welche man von einem ihrer Könige erzählt. Dieser Fürst war einmal ins Wasser gefallen, und einer von seinen Sklaven schwamm ihm nach, ergriff ihn bey den Haaren und zog ihn heraus. Nachdem er zu sich selbst gekommen war: so fragte er, wem er diesen wichtigen Dienst zu verdanken hätte? Als er aber erfuhr, daß es ein Sklave gewesen: so stellete er ihn zur Rede, wie er die Kühnheit haben und seine Hand an seines Fürsten Haupt

legen

legen können? und befahl sogleich, ihn hinzurichten. Einige Zeit hernach, da er sich voll getrunken hatte, setzte er sich auf den Rand eines Fahrzeuges, neben eine von seinen Weibern, und fiel zum zweytenmale ins Wasser. Dieses Frauenzimmer hätte ihn mit leichter Mühe retten können; allein, da ihr die Begebenheit mit dem Sklaven ins Gedächtniß kam: so ließ sie ihn lieber ersaufen.

In der Stadt Seronge wird ein starker Handel mit gemalten Zeugen, Zitze (Chites) genannt, getrieben, darein in Persien und in der Türkey die gemeinen Leute sich kleiden. Es werden zwar auch dergleichen Zeuge anderwärts verfertiget; weil aber das Wasser, welches man dabey gebrauchet, nicht so gut ist, wie das zu Seronge: so sind die Farben nicht so lebhaft und gehen bey dem Waschen sehr leicht aus, da die von Seronge hingegen, nur desto schöner werden, je ofter man sie wäscht; das Flußwasser giebt der Farbe diese Lebhaftigkeit. Das sonderbarste ist, daß, je trüber das Wasser ist, desto lebhafter und dauerhafter wird die Farbe. Die Arbeiter erwählen auch daher mehrentheils die Tage nach großem Regen, um sie zu waschen. Man verfertiget in eben dieser Stadt eine Art von Flor oder einem so feinen Gewebe,

daß, wenn man sich damit bekleidet, man den ganzen Leib fast nackend hindurch sehen kann. Die Kaufleute dürfen ihn nicht ausführen; der Statthalter nimmt alles für das Kaiserliche Serail. Die Sultaninnen machen Hemden und Röcke daraus, und der Kaiser findet, aus einer Erfindung der Morgenländischen Wollust, sein Vergnügen daran, wenn sie damit bekleidet sind. Er genießet unter dem äusserlichen Scheine der Kleidung, daß Vergnügen sie nackend zu sehen.

Von den andern Provinzen habe ich nichts sonderlich merkwürdiges Ihnen zu melden: ich werde noch eins und das andere anzeigen, und mit der Beschreibung der Regierung, der Religion, der Sitten und einiger Gebräuche der Mogolen, schließen.

Ich habe Ihnen schon gemeldet, daß die Länder die dem Groß-Mogol unmittelbar unterworfen sind, in vier und dreyßig Provinzen vertheilet werden, von welchen viele ganz besondere Königreiche ausgemacht haben. Die vornehmsten nach denen, die ich schon oben genennet habe, sind, gegen Morgen: Jesuat, deren Hauptstadt Rajapur ist, und wo die Franzosen ein Handelshaus gehabt haben. Gualor eine der besten Städte von Indien, woselbst man eine Festung gebauet hat, welche das Staatsgefängniß

niß des Groß-Mogols ist. Man schickt die Großen dahin, deren Ansehen und Gewalt man fürchtet, und viele Fürsten haben hier ihren Tod gefunden. Man sieht allda ein prächtiges Grabmaal eines von den Brüdern des Aurengzeb, den dieser Monarch daselbst vergiften ließ. Patna von ihrer Hauptstadt so genennet, ist ihres Schwefelhandels wegen berühmt: sie soll anderthalb Stunden lang seyn; eine große Gasse, welche auf beyden Seiten Kramläden hat, gehet mitten durch die Stadt; ihre Häuser sind mit Stroh oder mit Schindeln gedecket; man sieht hier indessen sehr schöne Tempel, einige Palläste und ein sehr festes Schloß; die Holländer haben hier ein Kaufhaus. Gegen Mittag treibt die Provinz Kandisch, worinne Brampur die Hauptstadt ist, einen starken Handel mit überaus feinem Nesseltuche (Musseline), welches halb Gold und halb Baumwolle ist. Soret eine kleine, sehr reiche und stark bevölkerte Landschaft, desgleichen Hajakan und Kandahar liegen gegen Abend: Aber letztere zwo Provinzen, sind seit dem Einfalle des Thamas-Kuli-Kan an Persien abgetreten worden, dahin sie vor diesem schon gehöret hatten. Die Provinzen gegen Norden sind Jemba, welche wegen einer Pagode berühmt

ist, zu welcher die Banjanen wallfahrten; Siba, wo der Ganges aus einem Felsen heraus zu kommen scheinet, der nach der Einwohner Einbildung etwas ähnliches mit einem Kuhkopfe haben soll, welches Thier von den Banjanen sehr verehret wird. Dieses zieht eine Menge von Indianern dahin, welche kommen, sich daselbst zu baden. Vermuthlich ist dieses der Ursprung der Hochachtung, welche diese Völker für das Wasser des Ganges haben, so weit sich sein Lauf erstrecket.

Der Groß-Mogol hat so wohl in diesen Provinzen als in der Hauptprovinz eine volle unumschränkte Macht; er theilet seine Gewalt mit einigen Staatsräthen, welche den Staat in seinem Namen regieren: aber der Stand, welcher der Würde eines Großvezirs gleichkömmt, ist bisweilen nur ein bloßer Ehrentitel, den ein Fürst von Mogolschem Geblüthe, oder der Vater einer Sultaninn annimmt. Man läßt ihm zwar die Einkünfte, welche ansehnlich sind: aber man erlaubt ihm nicht, das Amt selbst, zu verwalten. Die andern Staatsbedienungen sind, das Amt des Grosschatzmeisters, welcher die Besoldungen, und den Gehalt der Kronbedienten, den Sold der Soldaten, und die Staatsschulden bezahlet; das Amt des Ober-

einneh-

einnehmers des Reichs, welcher die Auflagen, die Schatzungen und Einkünfte der Herrschaftlichen Güter erhebet; das Amt des Oberhaupts der Beschnittenen, welcher gleichsam der Oberhofmeister des Pallastes ist; das Amt des Oberbefehlshabers über die Elephanten, welcher gleichsam der Oberstallmeister ist; das Amt des Verwahrers des Kaiserlichen Geräthes, der Gezelte, der Kronjuwelen, u. s. w. Ein anderer Bedienter, der aber nicht in so großem Ansehen steht, muß die Erbschaften von denenjenigen einsammlen, die in des Kaisers Diensten sterben; denn weil sie nur von den Wohlthaten des Monarchen leben: so wird ihre Verlassenschaft für dessen Eigenthum gehalten. Es ist fast eben dieselbe Gewohnheit, als in dem Ottomannischen Reiche üblich ist.

In den Städten wo sich der Groß-Mogol aufhält, hält er bisweilen in eigener Person Gericht. Er giebt jedermann in einem großen Saale Gehör, wo er die Schreiben und Bittschriften annimmt, die ihm gebracht werden. Anderemale überläßt er diese Sorge seinen Ministern. Die Unterkönige in den Provinzen, die Befehlshaber in den Städten, und die Oberhäupter in kleinen Städten, thun in ihrem Bezirke, das, was der Kaiser in seiner Residenz thut;

thut; und ihre Macht ist fast eben so willkürlich als des Kaisers seine. Was ich Ihnen von der Justitz und Polizeyverwaltung der Landschaft Guzurate gesagt habe, gilt auch von allen andern Ländern des Kaisers. Die vornehmste Sorge der Obrigkeitlichen Personen an diesen Orten ist, das Vollsaufen zu verhindern, die Schenkhäuser zu zerstören, die Zänkereyen, und nächtlichen Zusammenkünfte zu verwehren, und auf die Beobachtung der guten Ordnung ein wachsames Auge zu haben. Sie haben in allen Theilen der Stadt ihre Kundschafter, davon die gefährlichsten eine Art Knechte sind, welche man die Häuser zu kehren braucht, und welche dadurch von allem was vorgehet, Nachricht einziehen können. Andere Gerichtspersonen, welche den Titel des Cadi führen, ordnen das Heurathen, fällen ihr Urtheil bey Ehescheidungen, und thun den Ausspruch bey Religionsstreitigkeiten, und gewissen Lehrpunkten. Es steht jedermann frey, von diesem Untergerichte gerade an den Befehlshaber der Stadt, an den Unterkönig der Provinz, oder an den Kaiser selbst, sich zu wenden. Das Recht zum Tode zu verurtheilen, kömmt nur den obersten Richtern zu, und diese müssen ihr Urtheil dreymal nach einander an drey verschiedenen Tagen, unterschrieben

haben, ehe es vollzogen werden kann. Dieses hindert sie nicht, daß sie in ihren Urtheilen nicht sehr streng seyn sollten. Auf meinen verschiedenen Reisen, habe ich zuweilen in einer einzigen Gegend, hundert hingerichtete Straßenräuber angetroffen. Noch unlängst wurde ein Mädchen, welches man in den Armen eines Verschnittenen ertappet hatte, verurtheilet, lebendig bis unter die Achseln in die Erde gegraben, und mit den Armen an einen Pfahl gebunden zu werden, und dreymal vier und zwanzig Stunden in dieser Stellung, ohne Essen und Trinken, der Hitze der Sonne am Kopfe, Brust, und Schultern ausgesetzt zu bleiben. Sie starb unter der Marter, und der Verschnittene wurde von den Elephanten in Stücken zerrissen. Auch die heydnischen Indianer selbst sind den Obrigkeitlichen Personen der Mogolen und Mahumedaner unterworfen. Eine lang gewohnte Sklaverey macht sie so gehorsam, daß sie sich weder über dieses Gesetz, noch über die Strenge der Urtheile beklagen. Die Christliche Religion wird in dem Mogolschen Reiche geduldet. Es sind selbst Kaiser gewesen, welche geschienen haben, als ob sie solche annehmen wollen. Unter andern ist einer Namens Eckbar bekannt, von welchem mir der Pater Sylveira, welcher in der

Ge-

Geschichte seines Ordens sehr bewandert ist, folgendes erzählet hat. Dieser Kaiser hatte die Jesuiten von Goa zu sich berufen, und sie vermocht, ein Buch zum Besten ihres Glaubens aufzusetzen. Er las zum öftern des Nachts diesen Aufsatz, und erlaubete endlich diesen Ordensleuten Kirchen zu bauen, zu predigen, zu lehren, und zu bekehren. Unter der folgenden Regierung sind sogar Prinzen von Mogolschem Geblüthe gewesen, welche im Christlichen Glauben erzogen worden. Der Pater Sylveira behauptet, daß, als der folgende Kaiser, der Sohn und Nachfolger des Eckbars, ein großes Verlangen getragen, Portugiesisches Frauenzimmer in seinem Serail zu haben, er sich dieser Gelegenheit bedienet hätte, um die Jesuiten dahin zu bewegen, daß sie ihm dergleichen verschaffen mögten. Er begehrte sie unter dem Vorwande von ihnen, daß er sie mit diesen Prinzen verheurathen wollte. Allein die Jesuiten merkten die wahre Absicht des Kaisers, und hielten nicht für dienlich, sich zu dieser Unterhandlung gebrauchen zu lassen. Der Kaiser wurde dadurch sehr aufgebracht; die jungen Prinzen wurden wieder Mahumedaner, und die Hoffnung dieser Bekehrer verschwand. Der Pater Sylveira erzählte mir auch einen besondern Umstand, der das Buch

angeht,

angeht, welches auf Befehl des Kaisers Eckbar zum Besten des Christlichen Glaubens aufgesetzt worden. Ein Persischer Priester verfertigte eine Widerlegung, und ein Jesuit antwortete dem Perser, und ließ die Antwort zu Rom drucken. Sie fieng sich mit erstaunlichen Flüchen wider den Mahomet an. Man stellete dem Verfasser vor, daß sein Buch für diejenigen unbrauchbar seyn würde, für die er es eigentlich geschrieben hätte, weil diese Verfluchungen sie abhalten würden, es zu lesen. Er besorgte demnach eine zwote Ausgabe, darinnen er mit so großem Lobe vom Mahomet redete, daß seine Vorgesetzten ihm deswegen einen harten Verweis gaben.

Sie werden aus dem, was ich gesagt habe, schließen können, Madame, daß sehr wenige wahre Christen im Mogolschen Reiche sind. Mit Ausnahme einiger Armen, die nur von den Allmosen der Jesuiten leben, glaube ich, daß fast kein einziger von den Einwohnern des Landes sich zu unserer Religion bekenne. Selbst die Jesuiten, denen das böse Gemüth dieses betrügerischen Volkes bekannt ist, werden der vergeblichen Arbeit überdrüßig.

Die Mogolen sind, wie die Perser, Anhänger der Sekte des Ali; doch mit einigen andern Erklärungen des Korans. Während des Ramadans,

madans, welcher dreyßig Tage lang dauert, bevbachten sie eine sehr strenge Fasten. Sie bethen fünfmal des Tages, beobachten treulich das gesetzliche Waschen, die Feyer des Freytags und alle übrigen Gebräuche der Mahumedanischen Sekten. Ihre Moscheen sind sehr niedrige Gebäude in Form eines Viereckes, haben ein plattes Dach, und Wände von einer ausnehmenden Weiße. Ich glaube, daß ich Ihnen gesagt habe, daß diese Farbe den Mogolen ungemein gefällt. Diese Tempel sind mit schönen Sälen umgeben, zu welchen öfters verschiedene Häuser gehören, die zu Unterhaltung der Moscheen vermiethet, oder die von dem Iman und dem Mullah bewohnet werden; deren einer gleichsam der Pfarrer und der andere der Vicarius dieser Kirche ist. Einige steinerne Grabmäler, und ein sehr niedriger Predigtstuhl ist der ganze Zierath dieser Tempel; denn die Mogolschen Mahumedaner leiden, wie die Türkischen, weder Bildsäulen noch Gemälde. In der Nachbarschaft ist ein Brunnen, wo sich die Mahumedaner das Gesicht, Hände und Füße waschen, ehe sie in den Tempel gehen. Es ist hier auch, wie in der Türkey, der Gebrauch, daß das Volk oben vom Thurme zum Gebethe gerufen wird, alle Freytage in die

Haupt-

Hauptkirche zu gehen, den Koran vorlesen zu hören, u. s. w.

Die Mullahs haben keine gewisse Einkünfte, und leben nur von den freywilligen Geschenken, die man ihnen macht, oder von dem Verdienste bey ihren Schulen. Die meisten führen ein sehr exemplarisches Leben; bisweilen trifft man auch gelehrte Leute unter ihnen an. Viele widmen sich dem Unterrichte der Jugend, andere entsagen dem Ehestande, begeben sich in die Einsamkeit, und bringen ihre Lebenszeit mit Bethen und mit Kasteyung des Leibes zu.

Die Mullahs und der Cadi sind bey den Hochzeitsgebräuchen der Mahumedanischen Indianer gegenwärtig. Man hat in diesem Lande die Gewohnheit die Kinder in der zartesten Kindheit zu verloben: aber die Heurath wird erst vollzogen, wenn sie mannbar sind, und Vater und Mutter ihre Einwilligung dazu geben. So bald die Aeltern von beyden Seiten einig sind, und der Hochzeitstag bestimmet ist: so bringt man dem Bräutigam ein mit Blumen geziertes Pferd vor die Thüre, führt ihn auf demselben durch die vornehmsten Gassen der Stadt, von seinen Anverwandten und Freunden begleitet; und um ihn sind eine Menge Spielleute, Gaukler und Leute die ihm Parasols über dem Kopfe tragen.

Er verweilet sich vor dem Hause derjenigen Person, die er heurathen soll, und sucht sie eine Zeitlang zu belustigen. Darauf begiebt er sich in das Haus, wo man ihn auf Teppiche niedersetzen läßt, die zu dieser Feyerlichkeit vorbereitet sind. Die junge Frau, welche aus dem Bade kömmt, und von ihren Anverwandten, mit Blumen bedecket, und mit wohlriechenden Sachen einbalsamiret, hergeführet wird, setzt sich dem jungen Manne zur Seiten. Der Priester und der Bürgerliche Richter befinden sich in eben demselben Zimmer. Der Priester liest etliche Gebethe aus dem Koran, und nachdem der neue Ehemann geschworen, daß er bey sich ereigender Ehescheidung für den Unterhalt seiner Frau sorgen wolle: so giebt er den Verheuratheten den Seegen, und geht hinweg. Die Gerichtsperson, welche so zu sagen, ein bloßer Zeuge gewesen, zeichnet die Heurath in seinem Buche auf, und bleibt, wenn er es für gut befindt, bey der Mahlzeit, die auf die Feyerlichkeit folget. Das Hochzeitmahl ist sehr prächtig; die Mogols haben in diesem Stücke eine besondere Sorgfalt: indessen sind sie bisweilen mit einer geringen Mahlzeit zufrieden. Zuweilen setzen die Freunde und Anverwandten, ihre Zusammenkünfte viele Tage hin-

tereinander fort, besonders wenn die Merkmale der vollzogenen Heurath, sich in den Bettüchern der Neuvermählten zeigen. Wenn aber der Ehemann den Weg gebahnet gefunden: so trägt er kein Bedenken, seine neue Frau zu verlassen. Wenn er aber selbst drey oder vier Tage hinter einander hingehen läßt, ohne ihr Proben seiner Mannheit zu geben, und seine Frau ihren Freundinnen Nachricht davon giebt: so schickt ihm eine von ihren Anverwandten aus Spott eine Spindel zu, um ihm zu sagen, daß, weil er zu den ersten männlichen Verrichtungen unfähig wäre, er sich mit weiblichen beschäftigen könne.

Die Ehescheidung bey den Mahumedanern in Indostan ist keinesweges ungewöhnlich. Die Männer bedingen bey Vollziehung der Ehe vorzüglich, daß es ihnen erlaubt seyn möge, ihre Weiber, nicht nur allein wegen Ehebruch oder Unfruchtbarkeit, wie in der Türkey gebräuchlich ist, sondern so gar eines bloßen Widerwillens wegen, zu verstoßen; doch müssen sie ihnen den nöthigen Unterhalt anweisen. Es ist hier keine Rede von der Wiedererstattung der Mitgabe: denn sie bringen weiter nichts zu ihrem Manne, als ihre Kleidung und Juwelen, wenn es ihre

Umstände erlauben sich dergleichen bey der Heurath anzuschaffen.

Es ist den Männern erlaubt viele Weiber zu nehmen. Ich kenne Kaufleute welche ihre Serails in den vornehmsten Städten haben, wo ihre Geschäffte sie hinrufen. Sie sind versichert, daß sie jederzeit wohl aufgenommen werden, weil die Weiber in jedem Hause, durch ihre Liebkosungen sich bestreben, sie an sich zu ziehen und bey sich zu behalten. Die Weiber erhalten vor Gericht nur die Ehescheidung, im Falle sie beweisen können, daß ihre Männer sie geschlagen, oder ihnen den Unterhalt versagen. Wenn die Trennung wirklich vor sich geht: so behalten die Weiber ihre Töchter, und die Söhne bleiben bey dem Vater. Die Mogolen erziehen ihre Kinder mit vieler Sorgfalt, und die Kinder haben eine besondere Zärtlichkeit gegen ihre Aeltern; sie würden sich eher alles Nöthigen berauben, um der Nothdurft derjenigen eine Genüge zu thun, die ihnen das Leben gegeben haben.

Ungeachtet der starken Unterwürfigkeit der Weiber und der Strenge der Ehegesetze gegen sie, verursachen sie doch öfters große Unordnungen in den Häusern der Privatpersonen, und selbst in dem Serail des Kaisers. Wie man mir

erzäh-

erzählet hat, so fand man, zu Aureng-Zebs Zeiten, zwo Mannspersonen in den Gärten des Pallastes herum irren. Man sagt, sie wären von der Sultaninn die von dem Kaiser am meisten hochgeschätzet würde, in das Serail gebracht worden; und nachdem sie solche einige Tage lang verborgen gehalten, und ihre Kräfte erschöpfet hatte: so hätte sie den Weibern, die von diesem Geheimnisse gewußt, befohlen, sie wieder weg zu bringen. Allein diese hätten sich eingebildet, daß sie entdeckt worden, oder gefürchtet, entdecket zu werden, wären erschrocken, hätten die Flucht ergriffen und ihre Gefangenen verlassen, welche keinen Ausgang, zu entwischen, finden konnten. Sie wurden gefangen genommen, und vor den Kaiser geführet, welcher unter andern den erstern fragte, wie er hinein gekommen wäre? Er konnte aber keine andere Antwort aus ihm bringen, als daß er über die Mauern gesprungen wäre. Der Kaiser befahl, daß man ihn durch eben denselben Weg wieder hinausschaffen sollte; und die Verschnittenen folgten dem Befehle von Wort zu Wort, und warfen ihn oben von den Mauern hinunter. Der andere gestund offenherzig, daß er durch die Thüre hinein gekommen wäre. Gut! sagte der Kaiser ganz gelassen, man führe ihn wieder zu der

Thüre hinaus. Aureng-Zeb ließ alsdann seinen Zorn an den Verschnittenen aus, welche den Pallast zu bewachen hatten.

Die Serails der Reichen, Unterkönige, oder Statthalter in den großen Städten, sind mit vielen Weibern angefüllet, von welchen jede ihr eigenes Zimmer, ihre Sklavinnen und alle Bequemlichkeit hat, die sie sich nur wünschen kann. Es wird Ihnen schwer zu glauben vorkommen, Madame, daß Privatpersonen dergleichen Ausgaben bestreiten können, wenn Sie nicht erwägen, daß alle Reichthümer nur in einer kleinen Anzahl mächtiger Familien zusammen fließen, und daß die meisten Bedienten keinen andern Lohn verlangen, als ihren Unterhalt, welcher sich kaum auf sechzehn bis zwanzig Thaler jährlich beläuft; sie leben bloß von Reiß, welcher in Wasser gekocht ist.

Wenn die Mogolschen Frauenzimmer ausgehen, daß doch sehr selten geschieht; so fahren die Reichen in einem zugemachten Wagen, oder sie lassen sich in einem Palankin tragen; andere reiten auf Pferden, und bedecken sich das Gesicht mit einem Schleyer. Nur die Armen oder öffentliche Weibspersonen gehen zu Fuße aus, und zeigen sich mit aufgedecktem Gesichte. Die Palankins sind eine Art von Sänften, welche

sechs

sechs bis sieben Schuhe lang, dreye breit, und mit einem kleinen Gitter rings umgeben sind. Sie werden von einer langen Stange erhalten, welche vier, sechs oder acht Mann, nachdem die Reise lang ist, tragen, welche in einer Linie, die Hälfte forn und die Hälfte hinten gehen. Es können viele Personen auf diesen Tragstühlen sitzen, oder liegen. Die Träger gehen barfuß, und lösen sich ab. Spielleute, Soldaten, Köche, und andere die Lebensmittel, Zelte, und Reisegeräthe tragen, gehen zu Fuß und umgeben die Sänfte; denn das Futter für die Thiere ist so theuer, daß nur Fürsten und reiche Leute von Stande in ihrem Gefolge Pferde, Ochsen oder Kameele haben können.

Die **Palekis**, eine Art Fuhrwerk dasigen Landes, sind große Wagen mit zwo Rädern die von Ochsen gezogen werden. Der Kaiserliche Palekis hat die Gestalt eines abschüssigen Daches. Einige sind an den Seiten offen, mit Vorhängen, die man fallen lassen oder zurückschlagen kann; andere sind mit einem Gitter von Rohr verschlossen. In diesem Fuhrwerke unternimmt man lange Reisen; nur hat man die Vorsicht, daß man eine gute Begleitung mit sich nimmt, und alles was zur Nothwendigkeit des Lebens gehöret, mit sich tragen läßt: denn die

Wirthshäuser sind in diesem Lande sehr rar, und schlecht bestellt. Die nöthige Geräthschaft eines Reisenden von mittlerem Stande sind, ein Zelt, ein Fußteppich, ein Feldbette, ein Kopfküssen, zwo Decken, davon man eine an statt der Matratze braucht, ein ledernes Tischtuch, einige Servietten, allerhand Küchengeräthe, etliche Schüsseln, Reiß, Wasser und Limonien zur Erfrischung. Sehen Sie, Madame, hieraus besteht seit geraumer Zeit mein Reisegeräthe; meine Wäsche, Kleider und andere Sachen habe ich in meinem Felleisen. Diejenigen, die diese Vorsicht nicht gebrauchen, sind mancherley Krankheiten ausgesetzt. Es giebt eine ganz besondere Krankheit, für welche man sich nicht genug in Acht nehmen kann; es entstehen nämlich Würmer in den Beinen, welche eine gefährliche Entzündung verursachen. Sie gehen ordentlich von sich selbst am Ende der Reise heraus, manche aber bleiben sehr lange darinnen. Sie sind so dünn und so lang, daß man sie vor kleine sehr zarte Nerven halten würde. In manchen Ländern befreyet man sich davon, indem man sie wie einen Faden um einen kleinen Stock windet, und sie ganz sacht herauszieht, damit sie nicht zerreißen.

Ich glaube, ich habe Ihnen schon gemeldet, Madame, daß die Reisen des Kaisers, mit ausserordentlicher Pracht geschehen. Er hat allezeit zween Haufen Zelter, welche wechselsweise aufgeschlagen, und abgebrochen werden, damit er, wenn er eins verläßt, wieder ein anderes zubereitet findet. Ein jedes von diesen Zeltern wird mit samt seinem Geräthe von vielen Elephanten, Kameelen, Mauleseln und Sklaven getragen. Hierzu kömmt noch allerley kostbares Hausgeräthe, Gefäße und alles was man zur Auszierung nur schönes haben kann. Man nimmt auch so gar allerley Thiere aus den Kaiserlichen Wirthsschaftshäusern mit: denn diese wollüstigen Fürsten, verschaffen sich auch so gar auf ihren Reisen, alle die Gemächlichkeit und Annehmlichkeit, die sie in ihrem Pallaste genießen. Ja was noch mehr: das Feldlager muß so viel als möglich ihren Pallästen ähnlich seyn. Der Hofmarschall sucht den Ort aus, und zeichnet den Platz ab; die Schanzgräber machen ihn rein und eben, sondern ihn, nach dem Risse den sie vor Augen haben, in verschiedene Abtheilungen ab, und theilen ihn in verschiedene Gemächer, welche inwendig prächtig gezieret sind. Es werden Zelter für die Officiers des Kaisers und seine Weiber aufgeschla-

gen. Von außen sind sie mit gemalten baumwollenen Tüchern gezieret, und der ganze Platz ist mit dergleichen groben Tüchern umgeben, welche wieder mit feinern gefüttert sind.

Wenn der Kaiser unterwegens ist: so werden eine große Anzahl silberne Bilder, von Thieren, Händen, Waagen und andern Dingen vor ihm hergetragen, welche an lange Stangen fest gemacht sind. Seine Gemahlinnen, die ihn begleiten, fahren in Wagen, welche von kleinen Elephanten, Kameelen oder Ochsen gezogen werden. Letztere Thiere gebraucht man auch auf Reisen zum Reiten. Sie gehn sehr sanft, und lassen sich sehr leicht, ohne andern Zaum als einen Strick, den man ihnen durch die Nase zieht, regieren. Auf ebenen Wegen werden sie nicht beschlagen, wohl aber an steilen und rauhen Oertern. Die stärksten gehen zween Monate lang, und legen jeden Tag funfzehn Stunden zurück. Zu Mittage bekommen sie drey aus Mehl, Butter und schlechtem Zucker gemachte Klöße, und des Abends ein Maaß gestossene Erbsen, welche mit Wasser angefeuchtet sind. Es ist eine sehr gewöhnliche Handthierung bey den Mogolen, Ochsen zu vermiethen, sie zu leiten, um Waaren von einem Orte zu dem andern damit zu bringen, mit einem Worte,

das

das Fuhrmannshandwerk zu treiben. Man findt in Indien ganze Zünfte oder Casten, welche blos diese Lebensart ergreifen. Einige führen Getraide, andere Reiß, andere Hülsenfrüchte, und wieder andere Salz. Erstere haben ein rothes Zeichen auf der Stirn, eines Daumens breit, und einen langen Streif längst der Nase, auf welchem etliche Getraidekörnchen kleben. Die zwote Zunft hat ein goldenes Zeichen mit Reißkörnern auf der Nase. Die dritte Zunft hat ein graues Zeichen mit Hirsenkörnern, und die vierte hat beständig einen Sack mit Salz am Halse hängen. Sie wohnen an keinem gewissen Orte, sondern leben blos unter Zelten; ihre Weiber und Kinder folgen ihnen auf allen ihren Reisen. Weil sie ordentlich Karavanenweis reisen: so führen sie ihre Priester und Götzenbilder mit sich. Der Ochs, der den Götzen trägt, ist ihnen ein Gegenstand der Verehrung. Die Fuhrleute einer jeden Zunft haben ein Oberhaupt, dem sie eine große Gewalt zugestehen, und den man an einer Perlenschnur erkennet, mit der er gezieret ist. Die Weiber brechen die Zelter ab, unter der Zeit, da die Männer die Thiere beladen. Die Weiber haben nichts als ein leichtes Tuch um sich, das sie von dem Gürtel bis auf die Füße um sich

herum

herum wickeln; der übrige Theil des Leibes ist blos, und an dem Obertheile vom Gürtel an, schneiden sie sich allerley Blumen in die bloße Haut, welche sie mit den natürlichen Farben malen.

Man trifft fast auf allen Wegen in Indien Karavanen von dieser Art Leuten, an, Die Wege sind bisweilen so voll von ihnen, daß man genöthiget ist, stille zu halten, bis derselbe wieder frey ist; dieses währet öfters ganze Tage lang, besonders in holen Wegen, deren es in den Mogolschen Ländern sehr viele giebt. Es ist nichts seltenes, zehn bis zwölf tausend Ochsen, die durch halb so viel Männer und Weiber geführet werden, beysammen zu sehen, welche Reiß oder Salz aus einer Provinz in die andere bringen. Wenn eine Zunft, welche Korn, und eine andere, welche Hülsenfrüchte geladen hat, in einem Wege zusammen stoßen, und ihre Menge eine Hinderniß, verursachet: so setzet es zum öftern zwischen beyden Casten, des Ausweichens wegen, blutige Köpfe. Es herrscht unter ihnen eine erstaunliche Eifersucht, und eine Erbitterung, welche immerwährende Streitigkeiten verursacht. Zum Glücke hält noch das Ansehen ihrer Vorgesetzten sie im Zaume, und da der Kaiser eine vollkommene Gleichheit des

Ran-

Ranges unter ihnen bestimmt, indem er sie mit einerley Halsbändern von Perlen gezieret hat: so haben sie auch eine gegenseitige Hochachtung für einander. Die Karavanen, welche aus Wagen bestehen, sind nicht so zahlreich als die von Lastthieren. Man trifft selten über zwey hundert Wagen auf einmal an; sie werden von zehn oder zwölf Ochsen gezogen, welche von vier Mann geführet werden; zwey gehen zu Fuß auf der einen Seite und zwey auf der andern Seite des Karns. Jeder hält das Ende von zween queer durch den Wagen gezogenen Stricken, um ihn zu erhalten, wenn er umfallen will .....

Den Augenblick tritt mein Freund, der P. Sylveira herein und bittet mich, einer Leichenbegleitung beyzuwohnen, bey welcher er sich einzustellen versprochen hat. Diese Feyerlichkeit, wie sie bey den Mahumedanern in den Mogolschen Landen gebräuchlich, ist ein Stück ihrer Religion, von welchem ich Ihnen noch nichts gesagt habe: ich werde Ihnen aber bald davon Nachricht geben können .....

Nichts ist betrübter und zugleich wohlanständiger, Madame, als der Auftritt von welchem ich den Augenblick Zeuge gewesen bin; drey Tage langes Weinen und Trauren geht

alle-

allezeit vor demselben her. Die Weiber, Kinder, Verwandten und Nachbarn erregen ein Geschrey; nach solchem wäscht man den Leichnam des Verstorbenen, man salbet ihn mit wohlriechenden Sachen, und wickelt ihn in ein starkes Tuch ein, welches man mit groben Zwirne zunähet. Die Priester gehen verschiedenemal um die Leiche herum, und sprechen einige Gebethe aus dem Koran. Acht oder zehn Mann in weißen Kleidern, legen ihn in einen Sarg, und bringen ihn an den Begräbnißort. Die Anverwandten und Freunde, welche auch weiß gekleidet sind, denn weiß ist hier die Trauerfarbe, folgen paarweise, mit vieler Ordnung und Sittsamkeit nach. Man leget den Körper in eine Höle auf die rechte Seite, mit den Füßen nach Mittag, und mit dem Gesichte gegen Abend, nach der Seite von Mecca zu, gekehret. Man bedeckt ihn mit etlichen Bretern, und wirft Erde darauf; alsdann gehen alle Leichenbegleiter und waschen sich die Hände in einer benachbarten Cisterne, welche zu diesem Gebrauche bestimmet ist; sie kommen hierauf mit ihren Priestern zurück, gehen um das Grab herum, verrichten dabey ein kurzes Gebeth, mit entblößtem Haupte, zusammen gefaltenen Händen, das Gesicht gen Himmel gekehret; nehmen sodann ihre Stelle wie-

wieder ein, und begleiten die Anverwandten bis in das Haus des Verstorbenen, wo sich die Gesellschaft mit einer ernsthaften und sittsamen Mine trennet.

Die Krankheiten, an welchen man hier gemeiniglich stirbt, sind der Durchlauf und hitzige Fieber. Man hat hier keinen Mangel an Aerzten, noch weniger an Wundärzten, welche man von den Barbieren nicht unterscheidet. Ihre ganze Wissenschaft besteht in Schröpfen und Aderlassen. Indessen, so leben doch die Mogolen nicht in einer gänzlichen Unwissenheit. Ausser den Werken, welche die Religion betreffen, und ihren eigenen Philosophischen Schriften, haben sie auch die Bücher des Aristoteles ins Arabische übersetzt. Sie kennen die Schriften des Avicenna, und ohne Schriftsteller von Profession zu haben, merken sie in ihren Archiven alles an, was in ihrem Reiche merkwürdiges vorgeht; und die meisten von denen, die mit öffentlichen Angelegenheiten zu thun gehabt, hinterlassen besondere Nachrichten, welche einmal zu einer allgemeinen Geschichte dienen können. Ihrer Schreibart, welche zwar nicht so verblümt noch so nachdrücklich ist, als die Arabische und Persische, fehlt es gleichwohl nicht an Stärke und Beredtsamkeit. Ihre Sprache ist

in

in verschiedene Mundarten getheilet; aber wenn man sich mit einer recht bekannt gemacht hat: so werden einem die andern nicht schwer, und die Ausländer lernen sie mit leichter Mühe. Ausserdem giebt es wenige unter Leuten von Stande, welche nicht Persisch und Arabisch sprächen. Und ich bin niemals in Verlegenheit gewesen, mich verständlich zu machen, selbst im Anfange nicht, da ich die Mogolsche Sprache erlernte. Man lacht hier nicht, wie in Frankreich, die Ausländer aus, welche Fehler wider die Sprache begehen; man bedient sich, bey solcher Gelegenheit, einer so großen Bescheidenheit in den großen Städten, daß man nicht nur über ein unrecht ausgesprochenes Wort nicht lacht: sondern auch nicht einmal das wiederholet, was man in Ermangelung eines bessern Ausdruckes nicht recht verstanden hat. Sie können daher, Madame, einen Schluß von der Denkungsart der Mogolen machen. Ihre Gesinnungen sind edel, ihre Sitten gefällig, ihre Aufführung höflich, ihr Umgang geistreich und anmuthig. Ob sie gleich durch die unumschränkte Gewalt sehr geschwächt sind: so bewahren sie doch noch einen Theil des Tatarischen Muthes ihrer Vorfahren; und der Ruhm des Tamerlans belebt in ihren Herzen den Rest der alten

Tapfer-

Tapferkeit, welche sie zu einer der furchtbarsten Völkerschaft von Asien machte. Dieses Volk ist meistens wohl gewachsen, lang von Gestalt und von starker Leibesbeschaffenheit. Sie sind prächtig in ihren Kleidern, Geräthe, Mahlzeiten und Festen; aber in der äusserlichen Auszierung ihrer Häuser sind sie es nicht eben so. Ausser einigen Pallästen, von welchen ich Ihnen die Beschreibung gemacht habe, haben die Häuser der Großen ordentlich nur Mauern von Thon und gemeiner Erde, welches mit einander vermenget, und mit Kalk und Kuhmist verkittet ist, um das Ungeziefer abzuhalten. Man überweißt diese Wände mit einer Vermischung von Kräutern, Milch, Zucker, und Harz, welches ihnen vielen Glanz giebt. Uebrigens sind diese Pallaste weitläuftig, und haben viele räumliche und bequeme Gemächer. Hierzu kommen noch schöne Gärten, mit Blumen und Küchengewächsen, Baumgängen, Lustgebüschen, Wasserbehältnissen, grünen Lusthäusern, Bogengängen, kostbaren Bädern, Pyramiden, und alles was zur äusserlichen Pracht des Pallastes etwas beytragen kann. Bey dem Eingange dieser Häuser, vornämlich wenn sie von Kaufleuten bewohnet werden, sind Arten von Vorgebäuden angebracht, worunter die Waaren ausgelegt werden, und wo man

Besuch annimmt. Fast gleiche Beschaffenheit hat es vor den Pallästen der Statthalter. Ein großes vorgerücktes Dach, welches auf vier Säulen ruhet, stellet einen Saal vor, in welchem sie Gehör geben. An Tagen, welche Gepränge verlangen, sind sie des Abends mit vielen Fackeln erleuchtet, und prächtig ausgeschmückt; die andern Tage sehen sie nur als eine Halle aus. Die Häuser der gemeinen Leute sind nur von Erde und Stroh, mit Kühmist überzogen. Die Dächer sind platt, niedrig und mit Schilf gedecket. Sie haben weder Keller noch hohe Zimmer; an den Thüren sind weder Schlösser noch Riegel, und es gehen nicht einmal Fenster auf die Gasse heraus, welches sie sehr traurig und dunkel machet. Die Oefnungen an den Seiten, sind ohne Glas. Ich habe Ihnen schon gemeldet, Madame, daß, obgleich die Mogolen wenig die äusserliche Pracht an den Häusern lieben: so zieren sie doch den innern Theil mit eben so vielem Geschmacke als Pracht. Man sieht überall kostbare Teppiche, kostbare Lakirungen, Bekleidungen mit Porzelain und Perlenmutter, goldene und silberne Gefäße, und alles was die Morgenländische Weichlichkeit und Pracht jemals ausgesuchtes und rares erdenken kann. Es ist etwas edles in ihrer Kleidung:

dung: aber sie ändert sich mit jeder Landschaft. In den am meisten gegen Morgen gelegenen Provinzen, tragen die Mannspersonen Röcke welche bis auf die halben Beine herunter hängen, und von oben bis unten mit Schleifslein zugebunden sind. Unter dieser obersten Kleidung haben sie eine leichte Weste von Baumwolle oder Seide, die ihnen statt des Hemdes dienet, und bis über die Hüften geht. Ihre Beinkleider sind oben sehr weit und unten eng, falten sich auf den Schenkeln, fallen bis auf die Knöchel herunter und machen mit den Schuen die einzige Bekleidung der Füße aus. Ihre Schue sind sehr weit, von rothem vergoldeten Leder, und ohne Riemen, damit man sie leichter ausziehen könne; welches die Indianer allemal thun, wenn sie in ein Zimmer kommen, um den Teppich nicht zu verderben. In den benachbarten Ländern von Persien, tragen sie die Röcke offen; aber sie schlagen sie unter dem linken Arme übereinander, und lassen die beyden Enden ihres Gürtels herabhängen, den sie vorn zubinden, und welcher ordentlich von rother Seide, mit weißen und goldenen Streifen ist. In diesen Gürtel stecken sie ihren Dolch, dessen Gefäß entweder von Golde, oder von kostbaren Steinen ist; und die Scheide ist nach Verhältniß

eben so kostbar. Der Turban ist von einem Stücke sehr feinen Musselin, welches verschiedenemal um den Kopf gewunden wird. Die gemeinen Leute sind zwar schlechter, aber sittsam gekleidet; und die Priester tragen lange weiße baumwollene Röcke.

Das Niederkleid der Mogolschen Frauenspersonen besteht aus einem Stücke Musselin, welches sie drey oder viermal von dem Gürtel bis auf die Füße um den Leib winden; unter diesem Tuche haben sie Hosen, welche den Hosen der Mannspersonen ähnlich sind, und dieses ist ihre einzige Kleidung zu Hause, wo sie übrigens an Kopf, Füße, und Leib bis auf den Gürtel bloß sind. Wenn sie aber ausgehen: so tragen sie einen Leibrock mit einer Binde, und einen Schleyer; es ist aber alles dieses, so leicht und so weit, daß man öfters Arme, Achseln und Brust entblößt sieht. Ich sage nichts von dem Halsgeschmeide, Spangen, Fingerringen, Perlen, und den goldenen, silbernen, elfenbeinernen, crystallenen und lakirten Zirkel-Ringen, welche sie um den Hals, in den Ohren, an den Fingern, Armen und Füßen, ja gar in der Nase tragen. Ich glaube, daß ich Ihnen schon gesagt habe, wie sehr das Morgenländische Frauenzimmer auf diesen Putz sinnet. Das

Mogol-

Mogolsche Frauenzimmer schlägt seine Haare in Locken, und läßt sie auf die Achseln herunter fallen.

Ob gleich die Musik wenig Fortgang bey diesen Völkern gewonnen hat: so haben sie doch fast allgemein eine große Neigung zu derselben. Sie haben eine große Leidenschaft gegen das Spiel, besonders gegen das Schachspiel. Das Gesetz, welches das Weintrinken verbeut, wird öffentlich sehr strenge beobachtet. Man bestraft die Trunkenheit sehr scharf, und die Verbrecher entgehen der Geissel sehr selten. Indessen ist sie doch der gewöhnlichste Zeitvertreib der Mogolschen Fürsten; und ich erinnere mich einer sonderbaren Geschichte dieser Art, welche ich Ihnen erzählen will. Ein gewisser Kaiser hatte einen Portugiesischen Abgesandten und die Vornehmsten seines Hofes zur Abendmahlzeit einladen lassen, und das Gastgeboth dauerte bis in die Nacht. Der Fürst betrank sich zuerst, und erlaubte allen Gästen seinem Beyspiele zu folgen. Des folgenden Tages erwähnte einer aus Unbedachtsamkeit, daß verschiedene Hofleute Wein getrunken hätten. Der Monarch, dem der Rausch aus den Gedanken gebracht hatte, daß dieß auf seinen eigenen Befehl geschehen war: wollte wissen, wer ihn zugetragen hätte.

Er erfuhr, daß es sein Mundschenke gewesen; und niemand unterstund sich hinzu zufügen, daß er selbst die Erlaubniß dazu gegeben hätte. Der Kaiser ließ darauf die Schuldigen vor sich kommen und verurtheilte einige zu einer starken Geldsumme, und andern ließ er dreyßig Streiche mit der Geißel geben. Darauf befahl er, ihnen mit den Füßen auf den Leib zu treten, und gab den Thürhütern ein Zeichen, ihre Stöcke an ihnen entzwey zu schlagen. Endlich wurden sie von Schlägen halb gerädert vor den Pallast hinaus getragen; und einer von diesen Unglückseligen blieb auf der Stelle todt. Ob sich schon die Mogols stellen, als ob sie sich von allen groben Lastern in einer weiten Entfernung zu halten wüsten: so überlassen sie sich doch im Geheim der Trunkenheit, und den schändlichsten Ausschweifungen.

Da ich die Sachen so aufschreibe, wie sie mir vor die Augen kommen: so will ich Ihnen von dem Empfange zwoer Abgesandten etwas melden, welche vor kurzem in dieser Kaiserlichen Stadt angelanget sind, und von denen der eine ein Türkischer, der andere aber ein Persischer war. Der erste hielt seinen Einzug mit einem zahlreichen Gefolge, das zum Theil aus Mogoln bestund, die man commandirt hatte, ihn ein-

einzuholen; man hatte ihm die Hofmusik und ohngefähr hundert Elephanten entgegen geschickt. Sein eigener Zug bestund in eben so viel Pferden, welche mit prächtigen Decken behangen waren; und sechzig Leuten, welche sein Geräthe führten. Er ward in ein Zimmer geführet, welches zu dem Vorhofe des Pallastes gehörete, und aus solchem in den Audienzsaal. Er machte bey dem ersten Schranken die demüthigende Ceremonie des Sizeda, welches darinnen besteht, daß man auf die Erde niederfällt, und den Boden zu verschiedenenmalen mit der Stirne berühret. Er überreichte das Schreiben seines Herrn, und der Kaiser nahm es mit einer kleinen Verbeugung an und fragte, wie sich der Kaiser sein Bruder befände? Nach einer kurzen Antwort, welche ich nicht hören konnte, weil ich zu weit entfernt war, ließ man den Abgesandten im siebenten Range der Thür gegen über sich niedersetzen; die obersten Stellen waren von den vornehmsten Herren des Hofes eingenommen. Ich wurde nicht ungehalten darüber, daß man dem Abgesandten mit so wenig Achtung begegnete; denn ich muß Ihnen gestehen, daß ich mit Unwillen ansah, wie der Bothschafter eines so großen Monarchen, sich so niederträchtig dem Sizeda unterwarf, davon

sich die mehresten von denenjenigen, welche ihm in dieser Würde vorgegangen waren, frey zu sprechen den Muth gehabt hatten. Der Kaiser beschenkte ihn, der Gewohnheit nach, mit einer Weste und einem Leibgürtel, und der Abgesandte dankte ihm mit einem Rizeda, einer andern Art von einer Neigung des Leibes, dabey man sich bis auf die Erde bücket. Der Gesandte übergab seiner Seits dem Kaiser, zu drey verschiedenenmalen sieben und zwanzig Persische und Arabische Pferde; man führete jedesmal neun Pferde vor, weil diese Zahl bey den Mahumedanern eine geheimnißvolle Bedeutung hat. Hierzu fügte er noch neun Maulesel, und eben so viel mit kostbaren Zeugen, Waffen, Geräthen und Edelgesteinen von aller Art beladene Kameele. Diese Geschenke kamen bey dieser ersten Audienz nicht zum Vorschein: sondern der Abgesandte übergab nur ein Verzeichniß davon, und sie wurden erst etliche Tage hernach dem Kaiser überbracht.

Der Persische Abgesandte wurde mit mehrerer Achtung empfangen, als der Türkische. Er kam vom Thamas-Kuli-Kan, dessen Siege noch zu neu waren, als daß man nicht das Andenken davon behalten hätte. Man muthete ihm auch bey dem Eingange der ersten

Schran-

Schranken nicht zu, das Sizeda zu machen; er begnügte sich mit einer bloßen Verbeugung, welche er wiederholte, nachdem er etwas weiter vorwärts gegangen war, und die dritte machte er als er sich vor dem Kaiser befand. Dieser Prinz saß in einem Balkon, welcher etwas über dem erhöheten Platze des Hofes, erhaben war. Die Abgesandten, die Großen des Reichs, und vornehme Ausländer, befanden sich hinter einem Schranken, der nur wenig von dem Balkon entfernet war. Hinter dem ersten Geländer stelleten sich Leute von mittlerem Stande, zu denen ich auch mich gesellete; das gemeine Volk, welches niemals in diesen Hof kömmt, stund auf einem benachbarten Platze, und war so geordnet, daß jedermann den Monarchen sehen konnte. Der Kaiser kam dem Abgesandten zuvor, wünschte ihm zu seiner zurückgelegten Reise Glück, und redete mit vieler Ehrerbietung von seinem Bruder und Freunde dem Könige von Persien. Noch niemals hatte er einem Abgesandten mit solchem Vorzuge begegnet. Der Persische Abgesandte überreichte sein Schreiben; man untersuchte seinen Auftrag, und nahm seine Geschenke, ob solche schon sehr mittelmäßig waren, mit vieler Zufriedenheit an: da man hingegen, die Geschenke des Türkischen Abgesandten kaum an-

gesehen hatte, welche doch ungemein kostbarer, zahlreicher und prächtiger waren, als die, welche der König von Persien übersendet hatte.....

Den Augenblick meldet man mir, daß der Aufbruch der Mannschaft, die der Kaiser nach Bengala schickt, auf den zehnten dieses Monats festgesetzt sey. Ich habe also hohe Zeit mich zu meiner Reise fertig zu machen; denn, da wir nur kleine Tagereisen machen werden: so müssen wir uns desto reichlicher mit Lebensmitteln versehen.

Ich bin ꝛc.

Agra, den 2ten Novemb. 1740.

Der 34. Brief.

Fortsetzung von Indostan, oder dem Reiche des Groß-Mogols.

Madame,

Endlich sind wir nach einer sehr langen Reise in Bengala angekommen, bey dessen Erblickung der Pater Sylveira einige Thränen fallen ließ. Ich frug ihn um die Ursache seines Schmerzens: und ich erfuhr von ihm, daß nahe bey dieser Stadt ein junger Mensch, aus dem Geschlechte seiner Mutter, ehemals

mals das traurige Schlachtopfer der Grausamkeit gewesen, die die Portugiesen in Indien verübet hätten. Nachdem er sich glücklich mit einigen seiner Landsleute aus einem Sturme gerettet: war er mit ihnen in einer Schaluppe ans Land gefahren. Die Einwohner des Landes, welche durch die Gewaltthätigkeit der Portugiesen stets gereizt worden: hatten ein Gelübde gethan, den schönsten von ihnen, der in ihre Hände fallen würde, ihren Götzen zu opfern. Ein Vetter des P. Sylveira von mütterlicher Seite, ein junger Mensch von einer angenehmen Bildung, hatte das Unglück zu diesem Opfer erwählet zu werden. Diese Begebenheit, dessen Andenken noch in seiner Familie fortgepflanzt wird, erneuerte sich viel empfindlicher an dem Orte, wo sie sich zugetragen, hatte.

Ehe ich Ihnen diese berühmte Stadt kennen lerne, wo die Arbeit, die Manufacturen und der Handel der Einwohner, eine Quelle des Ueberflusses und der Pracht, für alle Stände ist: so muß ich, um nichts zu vergessen, Ihnen einige Umstände unserer Reise melden. Wir haben die Ufer der Gemena von Agra an bis an ihre Mündung fast gar nicht verlassen. Von da sind wir den Ufern des Ganges gefolget, an welchen die Stadt Benares oder

Benas-

Benaru liegt, deren ich schon erwähnet habe, als ich von den Wissenschaften der Banjanen mit Ihnen redete, welche ihre vornehmste Schule daselbst haben. Die Häuser, welche meist alle von Ziegeln oder gehauenen Steinen gebauet, sind hier viel höher als in den andern Indianischen Städten, aber die Gassen auch viel enger. Ich habe hier ein Karavanserai angetroffen, welche ihrer Größe und Schönheit wegen, merkwürdig ist. Der Hof wird von zween Gallerien durchschnitten, darinnen man baumwollene und seidene Zeuge, und andere Waaren verkauft, welche im Lande verfertiget werden; und man kauft sie hier aus der ersten Hand. Ehe sie aber zum Verkauf ausgelegt werden: so sind die Verkäufer unter harter Strafe verbunden, das Kaiserliche Siegel durch den Oberpachter darauf drücken zu lassen. Was Benares noch ausser den Schulen und dem Handel merkwürdig macht: sind ihre berühmten Götzenbilder; die Banjanen haben hier eine von ihren Hauptpagoden, welche ich zu besichtigen die Neugierde hatte. Sie ist in Gestalt eines Kreuzes gebaut, wie alle andern Indianische Tempel, und ihre vier Flügel sind von gleicher Länge. In der Mitte erhebt sich eine Kuppel, wie ein Thurm, und an dem Ende eines jeden Flügels, ist ein

etwas

etwas kleinerer Thurm, welcher eine Treppe hat, auf der man hinauf steigt. In den verschiedenen Stockwerken hat man Altane angebracht, frische Luft darauf zu schöpfen; von außen sind sie mit Bildern von allerley Thieren in halb-erhabener Arbeit, gezieret, die aber sehr schlecht gezeichnet sind. Unter der Hauptkuppel, in der Mitte der Pagode, ist ein länglichter Tisch, welcher nach der Feyerlichkeit des Tages, auch auf verschiedene Art behangen wird; aber die seidenen oder baumwollenen Zeuge, mit welchen er bedeckt wird, sind allezeit sehr kostbar. Diejenigen, die vor der Thüre des Tempels stehen, haben ihn mit allen den darauf befindlichen Götzenbildern im Gesichte; denn da die Mädchen und Weiber, und gewisse besondere Stämme, die Freyheit nicht haben in die Pagode zu gehen: so müssen sie ihre Anbethung außer demselben verrichten. Unter den Götzenbildern, die sich auf dem Tische befinden, ist eines viel größer als die andern, und stellet einen alten Mann vor, dessen Tugenden ihn berühmt gemacht haben. Man nennet ihn Bainmadu, und die Banjanen führen diesen Namen öfters in ihrem Munde. Neben ihm steht das Bildniß seines Pferdes oder vielmehr eines Ungeheuers, Garu genannt, worauf er zu reiten

gepfle-

gepfleget. Es stellet zum Theil einen Elephanten, ein Pferd und einen Mauleſel vor, und schien von dichtem Golde zu seyn. Ganz nahe bey der Pagode ist eine sehr schöne Schule, welche von einem heydnischen Fürsten, zur Unterweisung der Jugend, gestiftet worden. Man kömmt durch einen großen Hof, welcher von einem doppelten Gange eingefaßt ist, in das Gebäude. Zur Linken ist die Pagode der Schule; weil das Hauptgötzenbild eine Frauensperson vorstellet: so wird es insbesondere von dem weiblichen Geschlechte angebethet, welches dasselbe als seine Schutzgöttinn ansieht. Man hat mich versichert, daß der Stifter über achtmal hundert tausend Franken, oder zweymal hundert tausend Thaler, an die Banjanen hat bezahlen müssen, um es aus der Hauptpagode herauszunehmen, wo es stand, und es in die seinige zu versetzen. Er hat demselben statt der Augäpfel zween Diamanten in die Augen setzen lassen, eine Schnur Perlen um den Hals gehangen, und einen Himmel über den Kopf gestellet, welcher auf vier silbernen Säulen ruhet. Es sind noch verschiedene andere sehr reiche Pagoden, und einige sehr schöne Moscheen in dieser Gegend, welche von dem Ganges gewässert wird, für welchen die Banjanen, wie Sie schon wissen,

eine

eine sonderbare Hochachtung haben. Ich will Ihnen keine Beschreibung davon machen, weil ich fürchte, Ihre Geduld durch dergleichen einförmige Erzählungen zu ermüden. Gleichwohl darf ich meine Verwunderung, bey dem Anschauen dieses berühmten Flusses, nicht vergessen, welcher etliche Stunden über Benares nicht viel breiter, als die Seine bey Paris ist; ja er hat vor der Regenzeit so wenig Wasser, daß ohnmöglich ein Fahrzeug den Fluß aufwärts fortkommen kann. Als ich an das Ufer kam, wollte ich von dem Wasser trinken: allein der P. Sylveira, welcher seine Eigenschaft kennet, hielt mich davon ab, und versicherte mich, daß es denenjenigen ein heftiges Schneiden verursache, welche seiner nicht gewohnt wären. Die Ausländer, welche an dem Wasser ihre Kaufhäuser haben, lassen solches zuvor abkochen, ehe sie es trinken; dieses benimmt demselben seine böse Eigenschaften. Die Gewohnheit macht es für die Landeseinwohner so gesund: daß der Kaiser und sein ganzer Hofstaat kein anderes Wasser verlangen. Eine große Anzahl Kameele werden zu nichts anders gebraucht, als dasselbe zuzuführen. An den Ufern dieses Flusses sieht man eine große Menge prächtiger Pagoden, welche der abergläubischen Freygebigkeit der

India-

Indianer ihr Daseyn zu danken haben, die sich einbilden, daß sie ihre Götter, nach der Größe der Geschenke welche sie ihnen bringen, ehren. Man kann nach der Menge der Karavanen, welche zu keiner Jahreszeit unterbrochen werden, die Einkünfte von diesen Geschenken beurtheilen. An gewissen Festtagen, welche viele Tage hinter einander dauren, hat man bisweilen einen Zusammenlauf von hundert tausend Menschen gesehen, welche dahin kamen, sich in dem Ganges zu baden. Aber die größte Tugend, dieses Flusses, und welche ihn fast einzig und allein schätzbar machen könnte, ist, daß er Gold in seinem Sande mit sich führet und solches ans Ufer wirft; und daß man ihm den ersten Rang unter denen zusteht, welche Edelgesteine bey sich führen.

Indem wir stets dem Laufe dieses Flusses folgten: so kamen wir durch viele Städte; wir besuchten viele Pagoden, Moscheen, Gräber, Palläste und Gärten, mit deren verdrießlichen Beschreibung ich Sie verschonen werde. Etliche Tagereisen von der Stadt **Mongher**, begegnete uns ein Haufe Mahumedanischer Derwische, welche in gewissen Stücken mit den Banjanischen Fakirs übereinkommen, von welchen ich schon geredet habe, und in verschiedenen

andern

andern von ihnen unterschieden sind. Diese Derwische zogen in Karavanen, und hatten einen Vorgesetzten, vor dem die andern viele Ehrerbietung hatten. Seine Kleidung bestund in einem vier oder fünf Ellen langen Tuche, davon ein Zipfel, welcher zwischen den Beinen durchgezogen, und am Rücken hinauf gesteckt war, die Schaam bedeckte. Das Uebrige war verschiedenemal um den Leib gewunden, und diente statt einer Binde. Ueber seinen Schultern hieng eine Tigerhaut, welche unter dem Kinne zusammen gebunden war. Die andern Derwische hatten nichts als einen bloßen Strick um den Leib, ohne eine andere Decke der Ehrbarkeit als ein Stückchen baumwollen oder seiden Zeug, und keinen andern Hauptschmuck, als ihre Haare, welche um den Kopf in der Gestalt eines Turbans herum gewickelt waren. Sie waren mit Bogen und Pfeilen, und noch mit einer andern Art von Gewehre bewaffnet, welches ich nie habe nennen hören. Es war ein schneidender eiserner Reifen, in Gestalt eines Schüsselrandes, dessen Boden man heraus genommen. Sie tragen acht bis zehn dergleichen um den Hals wie einen Kragen. Sie nehmen sie vom Halse ab, so wie sie solche brauchen, und werfen sie mit solcher Gewalt, als wenn sie

einen Teller abfliegen ließen, daß sie einen Menschen mitten durch den Leib von einander theilen. Sie haben noch ein anderes eisernes Werkzeug, welches sie beständig auf ihren Reisen mit sich führen, daß wie eine Mauerkelle gemacht ist, und mit welcher sie die Erde abkratzen und rein machen, wo sie bleiben wollen: sie bringen sie alsdann auf einen Haufen, und legen sich oben darauf, wie auf eine Matratze, um etwas weicher zu liegen. Ihr Gebrauch ist, wenn sie herumziehen, daß sie einige aus ihrer Gesellschaft in die Städte und Flecken schicken, daselbst zu betteln. Die Almosen werden hernach unter den ganzen Haufen ausgetheilet; und was übrig bleibt, bekommen die Armen: denn ihr Gesetz verbeut ihnen, etwas bis auf den andern Tag aufzuheben.

Bey unserer Ankunft in Mongher hatten wir ein anderes Schauspiel. Es waren nicht mehr Menschen, welche ihres gleichen flohen und in Feldern oder Wäldern wie die wilden Thiere lebeten: es waren grausame und wilde Thiere; mit einem Worte, Löwen, welche man zahm und mit den Menschen bekannt machte. Man führte vier oder fünf von diesen Thieren auf einen großen Platz, wo man sie mit den Hinterfüßen an einen großen und festen Pfahl band;

um den Hals hatten sie einen andern Strick, dessen Ende ihr Herr in der Hand hielt. Jeder Pfahl war von dem andern ohngefähr zehn oder zwölf Schritte weit entfernt, und in einer geraden Linie gestellet. Der Strick welcher an den Hinterfüßen festgemacht war, ließ den Löwen auf vierzehn bis zwanzig Schritte Freyheit, auf das Volk los zu gehen, welches sie reitzte und wüthend machte; sie wurden aber von ihrem Herrn durch den Strick, den er in der Hand hatte, an den Pfahl zurück gezogen. Nachdem sie nun lange auf diese Weise gereitzet, und durch ihre vergeblich angewandten Kräfte so zu sagen, gebändiget worden, so wurden sie unvermerkt zahm, und ließen sich wie die Schaafe führen. Das Volk läuft Haufenweise zu diesem Schauspiele, welches man zuletzt ohne Furcht mit ansieht; welches mir aber so gleich eine Art von Entsetzen verursachte, daß ich kein Gefallen daran finden konnte.

Von **Mongher** giengen wir ohne uns aufzuhalten nach **Ragimohol**, und blieben allezeit an den Ufern des Ganges. Ich weis nicht, ob ich es als ein Glück betrachten soll, daß ich in dieser letztern Stadt just an dem Tage angelanget war, da eine Banjanische Frau sich mit dem Körper ihres Mannes lebendig ver-

brennen sollte. Ich hatte diese Feyerlichkeit noch nie gesehen; und ich gestehe ihnen, daß ich mich, ungeachtet des Abscheues welchen man empfindet, wenn man seines gleichen umkommen sieht, doch von der Neugierde verführen ließ, ein Augenzeuge von diesem Schauspiele zu seyn. Da der Kaiser, die Unterkönige und Statthalter Mahumedaner sind: so bemühen sie sich, so viel als möglich, diesen heydnischen und grausamen Gebrauch in Indien abzuschaffen; aber es ist bey gewissen Banjanischen Sekten, ein so fest eingewurzeltes Vorurtheil, daß man leider noch oft genug dergleichen Beyspiele sieht. Viele Weiber begeben sich eher in ein anderes Land, wo die heydnische Religion mehr Freyheit hat, als daß sie diesen Gebrauch nicht mit machen sollten. Wenn sie dieser verhaßten Gewohnheit nicht folgen, so sind sie tausenderley Beschimpfungen ausgesetzt; sie müssen sich die Haare abschneiden lassen, welches die schimpflichste Strafe ist mit der sie können beleget werden; sie müssen sich den niederträchtigsten Verrichtungen überlassen, und eine besondere Art von rother Kleidung zum Unterschiede tragen, welche zur Demüthigung bestimmet ist. Man glaubt, daß der Ursprung dieses grausamen Gebrauchs aus einem Lande komme, in wel-

welchem die Weiber, die ihrer Männer überdrüßig gewesen, keine Schwierigkeit gefunden hätten, sie zu vergiften. Das Gesetz sich lebendig nach ihrem Tode zu verbrennen, wurde als das wirksamste Mittel angesehen, sie im Zaume zu halten. Man hat sie selbst überredet, daß diejenigen, welche Herz genug hätten, ihre Männer nicht zu überleben, mit ihnen ein glückseliges Leben genießen würden. Eine Frau, welche nach dieser Glückseligkeit begierig war, erhielt durch vieles Geld, von dem Statthalter zu Raginohol, die Erlaubniß, daß sie sich mit dem Leichname ihres Mannes verbrennen durfte, welchen sie vor einigen Tagen verlohren hatte. Ich gieng auf eine Stunde weit von der Stadt, an dem Ufer des Flusses welcher bey den Mauern vorbey fließt, an einen Ort, wo die Banjanen ihre todten Körper zu verbrennen pflegen. Man sah daselbst den Körper eines Menschen, dessen Füße in das Wasser hiengen. Drey Schritte vom Ufer, diesem gegen über war eine kleine Hütte, welche sechs Fuß im Vierecke hatte, und aus Holz und Stroh aufgebauet war. Inwendig war ein Scheiterhaufen, in der Höhe eines ordentlichen Stuhles. Indessen, da ich diese traurige Veranstaltungen ansah: näherte sich die Frau des Ver-

storbenen, welche mit einem Tuche bedecket war, und von einer Menge Volkes begleitet wurde, dabey die Spielleute mit Hoboen und Pauken, nach Landes Art, vorausgiengen. Weiber und Jungfrauen sungen und tanzten vor der Wittwe her, welche mit den schönsten Kleidern angethan und an den Fingern, Armen und Beinen mit Ringen, Armbändern und andern kostbaren Zierathen gezieret war. Als sie hundert Schritte von dem Orte, wo ich stund, angelangt war: so trat sie mit vielen andern Weibern von ihren Anverwandten und Freundinnen, welche sie begleiteten, in das Wasser. Sie verrichteten einige Gebethe, welche sie funfzig Schritte von da wiederholten. Als sie dem Leichnam ihres Mannes sich näherte, so gieng man hin und trug ihn auf den Scheiterhaufen; und während dieser Zeit gieng sie zum drittenmale ins Wasser. Sie blieb ein wenig länger darinnen, als die beyden erstenmale; und gieng darauf auf die kleine Hütte zu, um welche sie dreymal herum gieng. Ihre Anverwandten und Befreundten umarmten sie, wünschten ihr Glück, indem sie von ihr zu guter letzt Abschied nahmen; und sie theilte alle ihre Juwelen unter sie aus. Darauf erschien ein junger Mensch von etwa sechzehn Jahren, welcher sich zu ihren Füßen nieder=

niederwarf, und durch seine Seufzer und Thränen bezeigte, wie gerühret er über das Unglück sey, auf einem Scheiterhaufen zwey Personen zu verlieren, welche ihm das Leben gegeben hätten, und ihm die liebsten auf der Welt wären. Allein, die Mutter blieb allezeit standhaft, und gieng ohne das geringste Merkmal einiger Bewegung in die Hütte, setzte sich auf den Scheiterhaufen, und nahm den Körper ihres Mannes auf ihren Schooß. Man gab ihr darauf eine angezündete Fackel, welche sie nahm, um das Feuer selbst an die Reißbündel zu legen: zu gleicher Zeit verstopfte man den Eingang der Hütte mit Holz und Stroh, und acht oder zehn fast nackende Kärls, welche noch viel häßlicher als unsere Schmiedeknechte waren, legten das Feuer auf allen Seiten von außen an, um das inwendige Feuer zu vermehren. Sie goßen Oel darein, und erhoben ein erstaunliches Geheul, um dadurch ohne Zweifel zu verhindern, daß die Anwesenden das Geschrey der Frau nicht hören mögten, wenn ihr der Schmerz etwa dergleichen auspressen sollte. Ich gestehe Ihnen, daß dieser Anblick mir einen Schmerz verursachte, der sich allemal in mir wieder erneuert, so oft ich daran gedenke; und ich bin für meine Neugierde genug gestraft worden.

Die kurze Zeit über, die wir uns in Ragimohol aufhielten, wurde angewendet, ihre Festungswerke, Tempel und besonders einen Pallast zu besehen, welcher vor diesem sehr prächtig war, jetzt aber fast eingegangen ist. Er hat die Gestalt eines vollkommenen Viereckes; und die Länge jeder Seite betrug ohngefähr fünf hundert Schritte. Man bemerket dabey fünf Hauptgebäude, deren Zimmer sehr groß, die Gewölber und Bogen schön gearbeit, gemalet und vergoldet oder mit Bildhauerarbeit gezieret waren, welche alle auf hölzernen, steinernen und kupfernen Säulen ruheten. Jedes Gebäude hatte seinen Garten, mit marmornen Springbrunnen gezieret, aus welchen das Wasser in verschiedenen Strahlen in die Höhe stieg, und sich auf eine anmuthige Weise durchkreutzte. In dieser Stadt macht man das Bengalische Silber fein, und münzet Rupien daraus.

Meine Absicht war die Kaiserlichen Truppen bey Ragimohol zu verlassen, und rechter Hand gegen Mittag den Weg nach der Diamantgrube von Sumelpur zu nehmen, welche für die allerälteste Diamantgrube im ganzen Lande gehalten wird. Allein, man widerrieth es mir, weil der Weg sehr gefährlich, und voller Wälder ist, die mit Spitzbuben angefüllet

sind,

sind, welche wohl wissen, daß die Reisenden niemals ohne Geld nach dieser Grube reisen und ihnen deswegen aufpassen, um sie umzubringen. Da ich überdieß nach Golkonda reisen mußte, so stellete man mir vor, daß die reichsten Gruben in diesem Lande mir nichts übrig lassen würden, was ich in diesem Stücke noch wünschen könne. Ich änderte daher meinen Entschluß, und verließ weder die Mannschaft noch den Ganges bis nach Bengala, welches an dem Ufer dieses Flusses lieget. Diese Stadt ist sehr bekannt durch den Namen, welchen sie dem großen Asiatischen Meerbusen giebt, welcher die zwey Halbinseln von Indien von einander trennet. Der Ganges theilt sich in seinem Bezirke in viele Arme, und ergießt sich durch vier Mündungen in den Meerbusen. Die Provinz Bengala ist ohnstreitig eine der reichsten Landschaften in ganz Indien, und war vor ihrer Vereinigung mit dem Mogolschen Reiche ein wichtiges Königreich. Die Witterung ist daselbst sehr angenehm und gemäßiget. Es fallen häufige Regen, die das Land fruchtbar machen, und es dergestalt überschwemmen, daß die Einwohner sich der Kähne bedienen müssen, wenn sie aus ihren Häusern gehen wollen. Das Land bringt hauptsächlich Seide, Baumwolle, Reiß, Zucker,

Pfeffer und Opium hervor. Man machet hier so feine Zeuge, daß ein Stück von sieben und zwanzig Ellen in der zugemachten Hand Raum hat, und durch einen Ring kann gestecket werden. Diese Indianer sind ungemein geschickt, diese Zeuge zu sticken und zu malen. Sie besitzen das Geheimniß, Gold und Farben auf Glas zu drucken. Sie bereiten den Zinnober und das Queckſilber sehr gut zu; und lösen alle Arten von Metalle vollkommen auf. Auſſer dem gewöhnlichen Kalke, dessen sie sich zum bauen bedienen, verfertigen sie aus ausgebrannten Muschelschaalen eine besondere Materie, mit welcher sie die Wände weiß machen. Aus diesem Lande kommen die schönsten Röhre, die nach Europa gebracht werden: es wächst hier eine gewisse Art kleiner Röhre, welche viel zarter sind, als unsere Weiden, aus welchen die Einwohner Gefäße machen, die sie inwendig mit Lak überziehen, und welche alle flüßige Sachen eben so gut aufbehalten als silberne oder gläserne Gefäße.

Die Messe zu Bengala giebt nicht nur keiner in ganz Indien etwas nach, sondern übertrifft noch die meisten durch die Menge der verschiedenen Völkerschaften, die sie besuchen. Nirgends trifft man dergleichen reiche Lagerhäuser als hier an.

Die

Die Inseln so wohl als die Städte des festen Landes, bringen alles was sie nur kostbares haben dahin: Lak in Tafeln, in Holz und ohne Holz; Myrrhen; alle Arten von Räucherwerk; Muscus; grauen Ambra von Comorin, Borax, Amphion, (diesen Namen geben die Indianer dem Mohnsafte, welches man gemeiniglich Opium nennet) u. dergl. Von diesem Orte kommen die schönsten Indianischen Musseline, die reichen Tapeten, die gestickten Decken und die Basins (sehr feine baumwollene Zeuge) her, auf welchen man diese bewunderungswürdige Stickerey von Kettelstichen mit Seide macht, deren Feinheit, Zeichnung und Lebhaftigkeit der Farben nur sehr unvollkommen in Europa nachgemacht werden. Man macht Tapeten, Küssen, Westen, Mützen, Korsets, und Halstücher für Frauenzimmer, u. dergl. daraus, nach den Mustern, welche die Europäer den Banjanen geben, die die Aufseher dieser Art Manufacturen sind. Man trifft zu Bengala auch noch eine besondere Art Zeuge an, von welchem man Tapeten und Decken verfertiget, und welcher doch weder aus Seide, noch Leingarn, noch Wolle, noch Haar, noch Baumwolle ist. Man nennet ihn schlechtweg Gras (Herbe). Die Materie woraus er gemacht wird, wächst auf einer

Pflanze,

Pflanze, welche anfangs einen hohen Stengel so dick als ein Finger treibt, bald darauf Blätter, und dann eine große Knospe in Gestalt eines Büschels, bekömmt, welchen die Weiber des Landes spinnen. Man sollte diese Zeuge für seiden halten; aber sie brechen sehr leicht, wo sie zusammen gelegt werden.

In dem Innern dieser Provinz, treiben die Banjanen den stärksten Handel, und durch ihre Hände gehen die wichtigsten Geschäfte der Europäer. Dem Holländischen Oberkaufmanne zu Bengala, der Königlich wohnt, wird auch als einem Könige begegnet; und er erwirbt bey dem Handel für sich und seine Gesellschaft unermeßliche Reichthümer. Es werden jährlich allein von Batavia über funfzehn Schiffe mit voller Ladung hieher gesendet: und gehen selten in geringerer Anzahl wieder zurück. So bald sie sich vor dem Holländischen Lagerhause vor Anker gelegt haben: so begiebt sich der Fiskal mit einigen Abgeordneten an Bord, solche zu untersuchen. Um den Schleichhandel zu verhindern, so verbeut man den Officiers und Matrosen, durch einen öffentlichen Ausruf, irgend einige Päcke, Kisten oder Ballen ans Land oder an Bord zu bringen, die Privatpersonen gehören, bey Strafe der Wegnehmung der Waaren und

ande-

anderer abgemessenen Züchtigungen. Kaum hat aber der Untersucher den Rücken gewendet, so schicken der Schiffer, der Steuermann, der Schreiber, der Oberkaufmann und alle andere Officiers ihre Güter in die Häuser, die sie gemiethet haben, und handeln den ganzen Tag mit den Landeseinwohnern. Einige Rupien, die sie den Befehlshabern des Havens austheilen, und vielleicht ein beträchtlicher Theil des Gewinnstes, den sie dem Fiskal zugestehen, haben die Kraft ihnen die Augen bey diesem verbothenen Handel zuzuschließen. Es geschieht so gar bisweilen, wie man mir erzählet hat, daß der Fiskal, ehe der Befehl kund gethan wird, sich mit den Officieren des Schiffes in die Kajüte einschließt; und nachdem sie auf guten Fortgang des Schleichhandels herum getrunken haben, so berathschlagen sie sich über die Mittel, wie man die Güter der Privatpersonen aus dem Schiffe schaffen könne. Von dem Gewinnste bey diesem verbothenen Handel, können sie nur aus dem Opium schließen, das nach Batavia zurück kömmt; und welches in Bengala nur für siebenzig oder fünf und siebenzig Rupien eingekaufet wird, und zu Batavia zwey hundert und zwanzig bis fünf und zwanzig Rupien gilt. Die Holländer haben sieben bis acht Handelshäuser

häuser in der einzigen Provinz Bengala, davon die zu **Ugli** die beträchtlichste ist. Die Französische Gesellschaft hat hier auch ihr eigenes Kaufhaus, und zieht verschiedene Arten von Musselinen daraus. Es ist zu **Daca**, in eben der Gegend, aus welcher die schönen Stickereyen, mit Gold, Silber und Seide kommen, welche man in Frankreich sieht. **Chandernagor** und **Chincora**, in der Nachbarschaft von Ugli, sind des Handels wegen ebenfalls berühmt; und die meisten Europäischen Völker haben hier ihre Handelshäuser, wie zu **Chatigara**, **Mongher** und **Philipatan**, andern Handelsstädten in der Provinz Bengala.

Ich fand die Einwohner dieses Landes gegen Ausländer ungemein dienstfertig: aber sie lassen sich auch ihre Dienste theuer genug bezahlen. Die Diebereyen, welche sie mit ungemeiner Geschicklichkeit ausüben, vermehren ihren Gewinnst noch mehr. Eine einzige Sache, nämlich die Schärfe mit welcher sie den Ehebruch bestrafen, ist mir wunderbar vorgekommen, da doch die Eifersucht unter ihnen so wenig herrscht. Sie werden durch die Freyheit, welche ein Fremder in ihrem Beyseyn bey ihren Weibern sich heraus nimmt, gar nicht beleidiget. Und gleichwohl, wenn man sie einer Untreue überführet: so

schneidet man ihnen so wohl, als demjenigen, mit welchem sie dieses Laster begangen haben, die Nase ab. Reiche Leute, haben eine Menge Leibeigene, welche sie verkaufen können, ohne daß sie solche selbst gekauft haben, weil es gemeiniglich Arme sind, die ihnen ein unumschränktes Recht über ihre Person und über ihr Leben geben, in dem sie freywillig in ihre Dienste treten. Doch seit dem dieses Land dem Groß Mogol gehöret: so widersetzen sich die Befehlshaber, welche alle der Mahumedanischen Religion zugethan sind, dieser verhaßten Gewohnheit, und geben auch nicht zu, daß die Leibeigenen ihre Weiber und Kinder verkaufen, wie der eingeführte Gebrauch es ihnen erlaubte. Andere miethen sie für dreyßig Sols, monatlich, und für diesen geringen Preis kann ein Ausländer, eine Indianerinn haben, die ihm statt Frau und Magd zugleich dienet, und sich glücklich schätzt, wenn sie ihm Kinder bringt. Man sagt, daß sie mit so leichter Mühe gebähren, daß sie eine Viertheilstunde nach der Geburth ihre gewöhnlichen Hausgeschäfte wieder vornehmen.

Man erzählte mir zu Bengala von dem berühmten Tempel zu Jarganat in der Landschaft Orixa. Man verehret daselbst vier

Götzen-

Götzenbilder, von welchen das erste den Gott Resora, und die drey andern seine Frau, seinen Bruder und seine Schwester vorstellen. Das Bild des Resora besteht ganz aus Gold und Edelgesteinen; das Bild seiner Frau ist auch von Gold aber ohne Schmuck: und die zwey letztern sind von Sandelholz. Man hat mich versichert, daß dieser Tempel so viel Einkünfte habe, daß davon mehr als zwanzig tausend Personen leben könnten. Die Landschaft Orixa, welche mit Bengala gränzet, ist oft eine Ursache des Krieges, zwischen dem Groß-Mogol und dem Könige von Golkonda gewesen. Sie gehöret jetzt dem erstern, ob er sie gleich der Regierung eines Raja überläßt. Man treibt hier einen starken Handel mit Diamanten und Edelgesteinen. Der Sandelbaum von welchem ich schon geredet habe, gleicht sehr stark der Fichte. Er hat einen geraden und glatten Stamm; allein er ist nicht dick. Das Holz ist hart, schwer und röthlich, besonders gegen das Mark. Er trägt eine Kirschenartige Frucht, welche aber schwarz wird, und ohne Geschmack ist. Dieses Holz wird in Indien sehr hochgeschätzt: man zerreibt es, oder zerstößt es im Wasser, um einen Brey daraus zu machen, und sich den Leib damit zu bestreichen. In einigen

Län-

Ländern macht man eine Salbe mit Palmenöle daraus, welche ungemein heilsam, besonders in den Blattern, seyn soll. Die Portugiesen vermischen es mit Weinessig, und bedienen sich dessen in venerischen Krankheiten, indem sie die Gelenke damit reiben. Sie gebrauchen es auch wider die Zahnschmerzen, indem sie es auf Kohlen werfen, und sich damit räuchern. Das Mark und die innern Theile werden besonders zur Bereitung der Arzneyen gebraucht: aus dem auswendigen aber macht man sich nicht gar viel. Man hat drey Arten von Sandelholz, das rothe, gelbe und weiße: die beyden letztern sind die besten. Man macht ein wohlriechendes Pulver daraus: man zündet auch kleine Stücken davon in den Gemächern, als ein sehr gesundes Räuchwerk, an. Die Indianer achten den rothen Sandel wenig, weil sie weniger Kraft darinnen finden: man verführt ihn aber in andere Länder, wo er zur Medicin gebraucht wird.

Die Menge der Bäume, der Pflanzen, der Blumen und Früchte von aller Art, die man in Europa gar nicht oder doch wenig kennet, und welche in Indien gefunden werden, ist etwas erstaunliches. Ich muß hier besonders, etwas von dem Baumwollenbaume erwähnen;

denn nirgends spinnet man die Baumwolle so fein, und nirgends verfertiget man auch feinere Tücher davon, als in den Staaten des Groß-Mozols. Dieser Baum, oder besser dieser Strauch, dessen Nutzbarkeit ihn in den ersten Rang unter den Morgenländischen Pflanzen setzen sollte, wächst in der Größe eines Rosenstrauchs, an erhabenen Oertern, die der Ueberschwemmung nicht unterworfen sind. Seine Rinde ist graulicht, dünne, und liegt genau an. Die Aeste sind gerade, voller weicher und wollichter Blätter, mit fünf Einschnitten wie bey dem Weinstocke, aber viel kleiner, und die Blüthen kommen wie die Rosenknospen hervor. Die Knospen schwellen erst nach dem Abfalle der Blüthen auf, und bringen, gleichsam durch eine neue Blüthe, die Baumwolle hervor. Sie reifen nach Beschaffenheit des Bodens und der Güte des Baums in vier oder fünf Monaten, alsdann schwellen sie mehr und mehr auf, und brechen endlich mit einer kleinen Frucht auf. Es würde alles, was in der Knospe ist, verlohren gehen, wenn man nicht auf die Zeit ihrer Reife genau Acht hätte. Die Frucht des Baumwollenstrauchs ist eine Art Saamen in der Größe einer Erbse, deren Oberfläche aber höckricht ist. Jede Knospe enthält fünf bis sechs dergleichen

gleichen Körner, welche neue Sträuche hervor bringen, wenn sie in die Erde gesteckt werden, die in zwölf bis vierzehn Monaten wieder ihre Früchte tragen können. Um die Baumwolle von seinem Saamen abzusondern: bedienet man sich entweder zu diesem Gebrauche bestimmter Maschinen; oder man nimmt auch die bloßen Hände dazu. Die Weiber und Kinder beschäftigen sich hauptsächlich mit dieser Arbeit. Die Baumwolle, welche schon gesponnen nach Europa gebracht wird, ist nicht die beste: es geht fast keine andere Sorte dahin, als nur solche, woraus man Dachte zu Lichtern, oder Strümpfe machen kann, oder welche etwa mit dem Grunde der seidenen Zeuge kann vermischt werden. Von dem allerfeinsten Gespinnste kann man in unserem Himmelsstriche keinen Gebrauch machen.

In dem Mogolschen Gebiethe werden auch die schönsten seidenen Zeuge verfertiget, und es scheint, daß der Fleiß und die Begierde zur Arbeit das Loos der Unterthanen dieses weitläuftigen Reiches sey: nur das einzige Dorf Kasambazar, in Bengala, liefert jährlich über zwey und zwanzig tausend Ballen Seide, wovon jeglicher einen Centner wiegt. Die Seide ist gelblicht, aber die Einwohner besitzen die

Kunst, sie mit einer Lauge zu bleichen, und sie der Phönizischen Seide gleich zu machen, welche die einzige seyn soll, die von Natur weiß ist.

Zu Bengala, und überhaupt in dem Mogolschen Reiche, findet man eine Sekte, von welcher ich Ihnen noch nichts gemeldet habe. Man nennet sie Theers; und sie sind weder Heyden noch Juden, noch Christen, noch Muhamedaner noch Pythagoräer. Man weis von keiner Art einer Religion bey ihnen. Sie machen eine Gesellschaft aus, welche für ein schändliches und verbannetes Geschlecht gehalten wird. Ihre Verrichtung an den Oertern, wo sie sich festgesetzt haben, ist, die Brunnen, Kanäle, Abzüchte, und heimlichen Gemächer zu reinigen; todtes Vieh, dessen Fleisch sie nachgehends essen, abzuziehen; die Verbrecher zur Strafe zu führen, und manchmal müssen sie die Hinrichtung selbst verrichten. Die andern Indianer, die sie ungefähr anrühren sollten, würden sich für verbunden halten, sich vom Kopfe bis auf die Füße zu reinigen. Man läßt sie auch nicht mitten in den Städten wohnen; sie sind ans Ende der Vorstadt verwiesen, und von der Gemeinschaft mit andern Menschen ausgeschlossen.

Die Einwohner von Bengala und den benachbarten Ländern an den Ufern des Ganges,

setzen so viel Zutrauen in das Wasser dieses Flusses, daß sich ganze Familien fünf bis sechs mal des Tages darinnen baden, und in der Meynung stehen, er habe die Kraft, nebst dem Leibe auch die Seele zu reinigen; und die meisten verordnen, daß man ihren Leichnam nach ihrem Tode hineinwerfen solle.

In Bengala sind die Regen viel häufiger und anhaltender, als in den meisten andern Ländern des Reiches. Der Nordwind herrscht überhaupt in Indostan sechs Monate nach einander, und der Südwind folget alsdann diesem eben so anhaltend nach. Die wärmsten Monate des Jahres sind der April, May, und Junius; die Hitze würde in diesen Monaten unerträglich seyn, wenn die Winde, die sehr ordentlich regieren, nicht die Luft erfrischten. Hingegen sind sie wegen der Menge Staub, der die Sonne verdunkelt, sehr beschwerlich. Die Regen fangen mit erstaunlichem Ungewitter an, und endigen sich auch so. Gleichwohl schlägt das Gewitter selten ein. So bald die Regenzeit aufgehöret hat, wird die Luft so klar und der Himmel so heiter, daß die neun übrigen Monate, nicht das geringste Wölkchen sich sehen läßt. Aber am Ende dieser langen und schönen Jahreszeit, springt die ausgetrocknete Erde allent-

halben auf, und ist einer unfruchtbaren Wüste ähnlich. Kaum aber hat es fünf oder sechs Tage geregnet, so ist sie über und über grün, und bekömmt ihre vorige Schönheit wieder. Man säet das Korn im May oder im Brachmonate; und die Aernte geschieht im November oder im Christmonate, welches die beyden gemäßigsten Monate im Jahre sind. Die Erde bringt alles, was man nöthig hat, hervor, ausgenommen in den Nördlichen Provinzen, wo sie nicht auf gleiche Weise die Arbeit derer belohnet, die sie bauen.

Ich glaube, ich werde Ihnen alles das beschrieben haben, was heut zu Tage das weitläuftige Mogolsche Reich ausmacht. Unter der großen Anzahl ihrer Provinzen, sind einige die nicht unumschränkt vom Kaiser beherrscht werden, sondern deren Einwohner kleine besondere Staaten machen, und entweder unter Fürsten, die Rajas heißen, oder unter einer Art von Republikanischen Regierung leben. Sowohl die einen als die andern sind entweder Lehnsleute vom Groß-Mogol, oder ihm zinnsbar. Seit den Zeiten des Porus haben daselbst eine Menge Könige auf dem Throne ihrer Väter in Friede und mit Ruhme regieret, ob sie selbst gleich in manchen Stücken unter einem höhern Monar-

chen stunden, welcher eher besorgt war, sie zu schützen, als ihnen das Joch seiner Herrschaft empfinden zu lassen. Aber nach dem Einfalle der Tatarischen Fürsten, hat der Mogol alles an sich gerissen; und jemehr er in seinem Reiche befestiget wurde: desto mehr war man seinem Geize, seinem Neide und seinem Zorne ausgesetzt. Man kennet die schönen Länder nicht mehr, welche die Griechen unter der Fahne des Alexanders sich unterwarfen: alles hat sich in diesen Gegenden verändert; der Gottesdienst, die Regierung, bis auf die Namen der Städte und der Flüsse, welche sie durchströmen. Ich fragte nach dem Königreiche des Porus, des Taxiles, und man nannte mir die Länder Cambul, Bucker, Tata, Soret, und andere eben so unbekannte Namen. Was ehemals Hydaspe, Acasine, Hyphase war, das ist jetzt Chantru, Ravi, Chaul, und dergl. Da Alexander seine Eroberungen nicht über letztgedachten Fluß fortgesetzet hatte: so hatten die Griechen und nach ihnen die Römer nur einen sehr dunkeln Begriff, von dem, was wir heut zu Tage, das Reich des Groß-Mogols nennen. Seit zwey hundert Jahren sind fast unzählige Reisen von Portugiesen, Spaniern, Holländern, Engländern und Franzosen dahin gethan wor-

den. Jedwede Nation hat besondere Entdeckungen daselbst gemacht; und jetzt ist dieses Land den Europäern sehr bekannt, und wird von denenjenigen häufig besucht, welche aus Eigennutz oder Neugierde, die Beschwerlichkeiten und Gefahren einer langen Reise, der Langenweile vorziehen. Seine Reichthümer ziehen unsere Handelsleute dahin; die Gelehrten untersuchen die Thiere und Pflanzen, um die Seltenheiten der Natur, welche hier mehr abwechselnd und viel fruchtbarer als in unsern Gegenden ist, zu erforschen. Seine Schönheiten schmücken die Paläste der Könige, und zieren ihre Kronen.

Ich bin ꝛc.

Bengala, den 15ten December, 1740.

Der 35. Brief.

Golkonda.

Weil man in dem Bengalischen Meerbusen sehr leicht Gelegenheit hat, zu Schiffe nach dem Königreiche Golkonda zu kommen, so bewog mich das, eine Reise dahin zu unternehmen. Der Pater Sylveira hat mich seit einiger Zeit verlassen, um sich an den Ort seiner Bestim-

Bestimmung zu verfügen. Ich reisete auf einem Französischen Schiffe; der Hauptmann, dem eine wichtige Verrichtung zum Dienste der Französischen Compagnie in Indien aufgetragen war, hatte alle Achtung für mich, die ich von einem rechtschaffenen Manne, der mit mir aus einem Lande war, erwarten konnte. Er war übrigens in den Veränderungen, welche in dieser Halbinsel von Indien sich zugetragen hatten, wohl erfahren; und auf unserer Fahrt von Bengala nach Masulipatan erzählte er mir insbesondere diejenige, welche beym Anfange des vergangenen Jahrhunderts, das Königreich Golkonda Arabischen Fürsten unterworfen hat. Dieser Staat ist aus den zerrissenen Stücken des Decanischen Reiches entstanden, welches den größten Theil der Halbinsel in sich faßte. Als der letzte Kaiser ohne Erben verstorben war: so theilten vier Große des Landes, deren jeder das Commando über eine Armee führte, das Königreich unter sich, nach dem Exempel der Nachfolger des Alexanders. Einer bemächtigte sich der Länder, welche heut zu Tage Golkonda ausmachen, und von den drey andern machte sich jeglicher ein Königreich aus den benachbarten Ländern. Diese drey Staaten wurden in weniger als hundert Jahren von der Macht der

Mogols zerstöret: der König von Golkonda hat sich blos erhalten, weil er sich gefallen ließ einen Tribut an sie zu bezahlen. Seine Nachkommen haben seit einem Jahrhunderte regieret. Der letzte aus diesem Geschlechte, welcher Abdul hieß, und keine männliche Erben hatte, vermählte seine Tochter, an einen jungen Araber von vornehmer Abkunft; dessen Begebenheiten Gelegenheit gegeben haben, ihn zu der Hauptperson einer Französischen Liebesgeschichte zu machen, welche ich ehemals unter dem Titel: Begebenheiten des Abdalla, gelesen habe. Um Ihnen seine Geschichte mit wenig Worten bekannt zu machen, sagte der Schifshauptmann zu mir: so lesen sie zum Zeitvertreibe in diesem Buche das ich ihnen überreiche, die Stelle, die diesen jungen Fürsten angeht; dieses wird ihnen die lange Weile bey der Schiffahrt in etwas verkürzen. Er gab mir in der That ein geheftetes Buch, welches er mit aus Frankreich gebracht hatte, und aus welchem ich dasjenige abgeschrieben habe, was Sie hier lesen.

„Ein Araber von hoher Abkunft, welcher in „seinem Vaterlande kein seinem Herkommen ge„mäßes Glück genoß, suchte an dem Golkon„dischen Hofe eine Bedienung. Abdul, wel„cher seine Verdienste bemerkte, hatte ihn Stu„fen-

„ feinweise zu den höchsten Ehrenstellen des Rei-
„ ches erhoben. Aber, ob er gleich mit seinen
„ Diensten zufrieden war: so hatte er doch nach
„ seinem Tode sich des Rechtes bedienet, welches
„ die Könige von Golkonda zu Erben aller Edel-
„ leute machet. Nachdem er die ganze Verlas-
„ senschaft seines Lieblings eingezogen hatte, so
„ ließ er seinem Sohne Abdalla nur einen mäßi-
„ gen Gnadengehalt, und vergaß ihn. Der
„ König hatte die Absicht, seine Tochter an einen
„ Herrn zu vermählen, welcher sich bey seinen
„ Hofleuten verhaßt gemacht hatte; diese, welche
„ die Vermählung hintertreiben wollten, mach-
„ ten seine Treue verdächtig, und riethen dem
„ Monarchen seine Augen auf den Abdalla zu
„ werfen, dessen gute Eigenschaften und Annehm-
„ lichkeiten sie rühmten. Abdul verlangte ihn
„ zu sehen und ließ ihn an einen Ort kommen,
„ wo er ihn nach seinem Gefallen betrachten
„ konnte, ohne bemerkt zu werden. Er schien
„ anfangs mit seiner Person nicht sonderlich zufrie-
„ den zu seyn, und gab zu verstehen, daß er einen
„ Eidam von einer vortheilhaftern Gesichtsbil-
„ dung suchen wollte. Die Hofleute antworte-
„ ten, wie sein bisheriges Unglück ihn etwas
„ verunstaltet hätte, und daß es nicht zu ver-
„ wundern wäre, daß man auf seinem Gesichte

„ seine

„ seine widrigen Glücksumstände bemerken könn-
„ te: wenn man ihm aber so viel geben würde,
„ daß er seiner Geburth gemäß leben könnte; so
„ würde er die ehemalige Anmuth bald wieder
„ erlangen. Abdul ließ sich dieses gefallen, und
„ bewilligte einen zweyten Versuch zu machen.
„ Die Wechsler des Hofes bekamen Befehl, heim-
„ lich den jungen Araber aufzusuchen, und ihm
„ große Summen anzubiethen, ohne ihm wissen
„ zu lassen, wo diese Freygebigkeit herkäme.
„ Abdalla weigerte sich anfänglich, sie anzuneh-
„ men, indem er wohl wußte, daß er sie nicht
„ bezahlen könnte, und daß er dadurch in weit
„ schlimmere Umstände zurück fallen könnte, als
„ vorher. Sie wiederholten ihr Bitten, und
„ brachten es endlich dahin, daß er drey tausend
„ Pagoden annahm, die er anwendete, sich eine
„ schöne Wohnung, Bediente, Pferde und andere
„ Bequemlichkeiten anzuschaffen. Die guten
„ Umstände, in welchen er sich nun befand, mach-
„ ten eine merkliche Veränderung auf seinem
„ Gesichte. Man zeigte ihn zum zweyten
„ male dem Monarchen, und seine gute Ge-
„ stalt gefiel ihm nun so wohl, daß er sich ent-
„ schloß, ihn zu seinem künftigen Tochtermanne
„ zu erwählen. Eines Tages, als Abdalla mit
„ seinen Freunden sich lustig machte, meldete

„ man

„man ihm, daß einige vornehme Officiers vom „Hofe, nebst einer Wache zu Pferde vor seiner „Thür hielten. Die Zeitung beunruhigte ihn; er „beurlaubete seine guten Freunde und die Tän„zerinnen, welche er durch eine verborgene „Thür hinaus ließ, und gieng den Omras „entgegen. Er sagte mit zitternder Stimme „zu ihnen, daß er sich keines Verbrechens wider „den Kaiser schuldig wüßte, und wenn das sein „Vergehen wäre, daß er prächtiger lebte, als „es seine Glücksstände erlaubten: so wäre er „bereit die heimlichen und unschuldigen Quellen „zu entdecken, welche er gefunden hätte. Die „Omras zogen ihm einen kostbaren Rock an, „ohne ihm ein Wort zu antworten, und machten „ihm demüthige Verbeugungen. Endlich brach „einer von ihnen das Stillschweigen, und ver„sicherte ihn, daß er ihm nichts als angenehme „Sachen zu sagen hätte, und daß ihm das „größte Glück bevorstünde, das nur ein Unter„than wünschen könnte. Er wurde sodann auf „ein prächtig geziertes Pferd gesetzt, und nach „Hofe gebracht, wo ihn der König auf der „Stelle mit seiner Prinzessinn vermählte. In „der Folge ernannte Abdul ihn zu seinem Nach„folger.„ Auf diese Weise, Madame, ist der Golkondische Thron auf ein Arabisches Geschlecht gekom-

gekommen, welches noch heut zu Tage regieret, und auf diese wahrhafte Geschichte ist die Fabel der Liebesgeschichte gebauet, von welcher ich geredet habe.

Wir warfen vor Masulipatan Anker; welche Stadt in Frankreich heut zu Tage so berühmt ist, und vor diesem die vornehmste Seestadt im Königreiche Golkonda war. Nachher hat sie der Groß-Mogol unter seine Gewalt gebracht; weil aber ihr bequemer Haven die Kaufleute aus allen Völkern in Europa dahin zieht: so gehöret sie mehr den Franzosen, Holländern und andern Europäischen Nationen, welche den Landeseinwohnern Gesetze vorschreiben, als diesem Monarchen. Sie versenden von hier gemalte Katune, welche unter allen, die in Indien verfertiget werden, am meisten geachtet werden. So groß auch der Handel hier seyn mag: so ist sie doch nur eine mittelmäßige, schlecht gebauete aber stark bevölkerte Stadt. Zum Glücke kamen wir nicht im Maymonate daselbst an; denn die Hitze ist alsdann so heftig, daß Sie das niemals glauben werden, was man davon erzählet. Man giebt vor, es erhebe sich jährlich in dieser Jahreszeit ein Westwind, welcher sieben oder acht Tage lang bläßt, und die Luft weit heißer mache, als die

größte

größte Sonnenhitze, ohne daß man gleichwohl vor Nachts in Schweiß gerathe; aber alsdann sey die Ausdünstung bey jedermann sehr stark. Niemand darf es bey Tage wagen, aus dem Hause zu gehen; er würde Gefahr laufen, zu ersticken. Wenn das anders wahr ist, was man uns gesagt hat: so ist man gleichsam von allen Seiten mit Feuer umgeben, und man zieht nur eine entzündete Luft in sich. Die Zimmer mögen noch so gut verwahret seyn, so wird doch das Getäfel und Hausgeräthe dermaßen heiß, daß man es beständig mit Wasser anfeuchten muß, damit es sich nicht entzünde. Diejenigen, die so unbedachtsam sind, zu solcher Zeit zu reisen: ersticken bisweilen in ihren Palankinen. Doch diese unerträgliche Hitze währet nur von neun Uhr des Morgens, bis gegen vier Uhr Nachmittags; hernach erhebt sich ordentlich ein kühler Wind, der die Hitze mindert. Die starken Regen, die darauf folgen, erfrischen die Jahrszeit wieder, und verursachen Ueberschwemmungen, welche, wie der Nil in Aegypten, die Felder fruchtbar machen. Man säet hier Reis und anderes Gesäme, welches man zwey und manchmal dreymal alle Jahr einärntet. Dieser Ueberfluß, nebst dem Aberglauben der Indianer, welcher ihnen verbeut Fleisch

von

von den Thieren zu essen, setzen die Lebensmittel auf einen sehr mäßigen Preis herab. Ein Schöps wird um zehn bis zwölf Sols (drey Groschen) in der Stadt verkauft, und das übrige nach diesem Verhältniße. Auf dem Lande ist es noch wohlfeiler.

Man rühmt überhaupt die Fruchtbarkeit des Königreiches Golkonda. Es ist mit einer Menge Seen und Teichen angefüllt, deren einige die Indianer gegraben haben. Man sieht deren verschiedene an erhabenen Oertern, wo man nach der Seite der Ebene zu, Dämme gemacht hat, das Wasser zurück zu halten. Viele Schleußen, welche bey der dürren Zeit aufgezogen werden, benetzen die Felder und machen sie fruchtbar. Die Bäume sind allezeit grün, und bringen in allen Monaten des Jahres Früchte.

Die Menge der Franzosen, welche sich zu Masulipatan aufhalten, und welche ich habe besuchen müssen, hat mich einige Zeit beschäftiget. Aber so bald ich frey war: so bemühete ich mich alles dasjenige kennen zu lernen, was das Land merkwürdiges hat. Ich fieng bey der Hauptstadt an, welche die Europäer Golkonda nennen, und dessen eigentlicher Name Bagnagar ist. Vor diesem war daselbst nur

ein

ein Lustgarten, welcher auf einem Berge lag, wo der erste König von Golkonda eine Festung anlegen ließ. Dieser Monarch legte nach der Zeit den Grund zu einer Stadt, der er den Namen einer seiner Gemahlinnen gab, die er ungemein liebte. Sie hieß Nagar, und Bag bedeutet ein Garten: dergestalt, daß diese zwey Wörter zusammen genommen, die Gärten der Nagar bedeuten. Ein starker Fluß strömt vor den Mauern vorbey, und fällt nicht gar weit von Masulipatan, in den Bengalischen Meerbusen. Man geht zu Bagnagar auf einer steinernen Brücke über derselben, welche weder den schönsten noch größten Brücken von Europa etwas nachgiebt. Die Stadt ist schön gebauet, und kann in Ansehung ihrer Größe, mit den Städten des zweyten Ranges in Frankreich verglichen werden. Man sieht daselbst große und schöne Gassen, die aber übel gepflastert, und beständig voller Staub sind. Sie hat eine Vorstadt, welche mir zum wenigsten drey Vierthel Stunden lang zu seyn schien, und deren Einwohner entweder Kaufleute, Mäckler oder Künstler sind. Keiner von ihnen wohnet in der Stadt; sie haben die Erlaubniß, den Tag über, in die Stadt zu kommen und ihren Handelsgeschäften nachzugehen; aber mit

Untergange der Sonne begeben sie sich wieder aus der Stadt hinweg. In der Stadt hingegen wohnet beynahe niemand als Leute von Stande, Königliche Hofbediente, Soldaten, Gerichtsbeamte, u. dergl. In der Vorstadt, von welcher ich geredet habe, sind verschiedene ansehnliche Tempel oder Moscheen, welche den Reisenden statt der Karavanseras dienen.

Zwey Stunden von der Stadt Bagnagar liegt eine Festung, Golkonda genannt; welchen Namen die Europäer der Hauptstadt und dem ganzen Königreiche gegeben haben. Hier ist der gewöhnliche Sitz des Königes, und nichts gleicht der Pracht seines Pallastes. Dieser Ort könnte für eine große Stadt gelten; denn er hat fast zwey Stunden im Umfange. Diesen weitläuftigen Bezirk nimmt der König nicht ganz allein ein; die Vornehmen des Staats haben hier ihre Palläste; die Priester ihre Moscheen; die Fremden ihre Karavanseraien; und die vorigen Könige ihre Gräber; kurz, alle diejenigen, die mit dem Hofe in einiger Verbindung stehen, haben ihre Häuser und Wohnungen daselbst. Man kommt von der Seite von Bagnagar durch eine lange Gasse dahin, welche auf den Platz geht, wo der Königliche Pallast steht. Alles was anderwärts

von

von Eisen ist, trifft man entweder von Golde, oder doch vergoldet in diesem herrlichen Pallaste an, der alle andern Palläste in Indien an Kostbarkeit und Pracht übertrifft. Man sieht hier auf Altänen, welche den Zimmern statt der Dächer dienen, Gärten, welche mit hohen Bäumen gezieret sind, und wie man uns die Gärten der Semiramis malet, in der Luft schweben. In der Mitte der Vorderseite des Pallastes ist ein Erker, wo der König seinen Unterthanen Gehör giebt, dem Volke Recht spricht, und seine Soldaten mustert. Diejenigen, welche ihre Geschäfte oder die Neugierde dahin treibt, stellen sich dem Erker gegenüber, aber in einiger Entfernung von den Mauern des Pallastes. Eine dreyfache Reihe Pfäle, die in die Erde geschlagen sind, und an deren Enden man Stricke, welche sich kreuzweis durchschneiden, befestiget hat, machen eine Art von Schranken, welche niemand ohne Erlaubniß überschreiten darf. Er geht so weit als der Platz lang ist, und hat in der Mitte, dem Erker gegenüber, eine Oefnung. Zwey Männer, davon jeder das Ende eines Seiles hält, welches vor den Durchgang gespannet ist, lassen solches nieder sinken, um diejenigen einzulassen, welche zum Gehör gerufen werden. Ein Staatssekretair, welcher unter

dem Balkon seinen Platz hat, nimmt die Bittschriften an, und wenn er eine gewisse Zahl beysammen hat: so steckt er sie in einen Sack, der an einer Schnur angebunden ist, welcher oben von dem Erker herunter hängt. Ein Verschnittener, der dem Könige zur Seite steht, zieht den Sack mit dieser Schnur hinauf, und überreicht die Bittschriften dem Monarchen.

In einer andern Gegend der Stadt zeigte man mir einen Tempel, welcher vor länger als einem Jahrhunderte zu bauen angefangen worden, und der vielleicht niemals ausgebauet werden wird. Es ist nichts besonderes daran, als der ungeheure Umfang seiner Grundlage, und die erstaunliche Größe der Steine, die bey diesem Baue angewendet worden. Derjenige Stein, welcher zu einer Art von Kanzel dienen sollte, das Gebeth darauf zu verrichten, ist ein ganzer Felsen von einer so wunderbaren Größe, daß man mehr als sechs hundert Mann und vierzehn hundert Ochsen gebraucht hat, um ihn aus dem Steinbruche zu bringen, und nach dem Gebäude hin zu schleppen. Sollte dieses Gebäude noch einmal zu Stande kommen: so würde es das vortreflichste Denkmaal von ganz Asien seyn.

Auf einer andern Seite der Stadt sahen wir große Weyher, mit vortreflich ausgezierten Gondeln, in welchen sich der König auf dem Wasser belustiget. Die Großen haben hier ihre Lusthäuser, welche einen angenehmen Anblick verursachen. Drey Stunden von der Hauptstadt sieht man eine Moschee, wo einige Könige von Golkonda ihre Begräbniße haben: es wird daselbst täglich Brodt und Reis unter die Armen ausgetheilet, welche dahin kommen.

Das ganze Königreich Golkonda ist in verschiedene Statthalterschaften abgetheilet; die Statthalter von Hofe nehmen sie in Pacht, und verpachten sie wieder an andere Unterpachter; diese machen wieder andere kleinere Unterpachtgüter daraus; und diese Eintheilung geht bis auf den geringsten Pöbel herunter. Wenn ein Statthalter, Pachter oder Unterpachter nicht richtig seinen Pacht bezahlet, so werden sie verdammt, Prügel zu empfangen, und die Anverwandten müssen für die Schuld haften. Man hat mich versichert, daß ein Statthalter von Masulipatan der nicht bezahlen können, unter den Stockschlägen gestorben sey. Alle Jahr im Heumonate werden die Verpachtungen erneuert, und weil die Statthaltereyen öffentlich ausgebothen und an die Meistbiethenden über-

lassen werden, so ist auch keine Erpressung und Gewaltthätigkeit, die nicht während des Pachtes von denen ausgeübet werden, die sie erhalten haben; um ihren Nutzen so hoch zu treiben, als es möglich ist.

Die Indianer von der Pythagoräischen Sekte, machen die größte Anzahl der Einwohner im Lande aus. Aber die vornehmen Hofämter, und die Civil- und Kriegsbedienungen, sind von Muhamedanern besetzt, welche sich zu der Religion des Königes bekennen. Einige stammen entweder von den Arabern ab, welche Indien bezwungen haben, oder von denenjenigen, welche von dem Golkondischen Könige dahin gezogen worden; andere stammen von den alten Mogolen ab, welche das Königreich Delli gestiftet haben. Die Indianer sind in eine Menge Casten oder Zünfte abgetheilet, welche ihren Rang und ihre Vorrechte bestimmen. Die erste Zunft ist der Braminen ihre: dieses sind, wie in den Staaten des Groß-Mogols, die Priester und die Gelehrten im Lande; man hat von ihrer Gelehrsamkeit und Heiligkeit den höchsten Begriff. Sie rühmen sich zwey Könige in ihrer Zunft gehabt zu haben, einen zu Calecut und den anderen zu Cochinchina. Eine andere Art Priester, von einem niedrigeren Range,

die

die Framgams genannt, machen die zweyte Zunft und sind ihrer Strenge wegen berühmt. Sie leben von nichts als von Milch und Kräutern, und würden eher sterben als Fleisch essen. Die dritte Zunft besteht aus Kaufleuten, die im Ganzen handeln, Bankirern und Wechslern. Letztere sind so geschickt, daß sie auf das bloße Ansehen eines Goldstückes, seinen rechten Werth zu wissen, vorgeben. Die vierte Zunft besteht aus Soldaten und Ackersleuten, und die fünfte aus liederlichen Weibspersonen. Dieses Handwerk, welches wir bey uns vor schändlich halten, wird ohne Schimpf in einem Lande getrieben, wo man das weibliche Geschlecht blos zum Vergnügen des männlichen aufzieht. Einige gestehen ihre Gunstbezeugungen nur Personen aus einer vornehmeren Zunft, andere schlagen sie niemanden ab. Die häßlichsten verheurathen sich in ihrer Zunft, in der Hoffnung Töchter zu bekommen, durch welche sie ihren Schaden nachholen können. Man läßt ihnen tanzen, singen und alles das lernen, was den Leib geschickt machen kann. Ich habe einige gesehen, welche ein Bein so ungezwungen auf den Kopf legten, als ein anderer seinen Arm darauf legen kann, ob sie schon aufrecht, und nur auf dem andern Beine stunden. Die Weiber von dieser

Zunft, sind keinen öffentlichen Abgaben unterworfen, sie sind nur gehalten, sich alle Freytage, in einer gewissen Anzahl auf dem Schloßplatze einzufinden, um vor dem Könige zu tanzen, wenn er auf seinem Balkon ist. Ist der König aber nicht zugegen, so winket ihnen ein Verschnittener mit der Hand, daß sie nach Hause gehen können. Des Abends sitzen sie vor ihren Hausthüren; und wenn es anfängt dunkel zu werden, so zünden sie ein Licht oder eine Lampe an; welches das Einladungszeichen ist. Darauf werden alle Läden geöfnet, in welchen Tari geschenket wird, dahin man mit ihnen geht, denselben zu trinken, und wovon ein gewaltiger Abgang ist. Die Abgaben, welche der König auf dieses Getränke leget, bringen ihm etwas beträchtliches ein: und eben dieses ist die Hauptursache, warum er in seinem Lande eine so große Menge öffentlicher Weibspersonen duldet. Nur allein in den Städten Bagnagar, Golkonda und ihren Vorstädten zählet man ihrer über zwanzig tausend. Ich muß Ihnen eine Nachricht mittheilen, welche Ihnen zeigen kann, wie weit die Behendigkeit dieser Geschöpfe geht. Ich habe sie von einem Franzosen, der mich versichert, daß er selbst Zeuge davon gewesen. Als einer von den Vorfahren des jetztregierenden Königes

nach

nach Masulipatan reisen wollte, so erbothen sich neun von ihnen auf eine sonderbare Art ihn zu tragen. Sie stelleten die Figur eines Elephanten vor; viere machten die vier Füße, vier andere machten den Leib des Thieres, und eine den Rüssel; der König, der auf diese unanständige und poßirliche Figur gestiegen war, saß auf einer Art von Throne, und hielt so seinen Einzug in die Stadt.

Außer diesen fünf Zünften, welcher ich erwähnet habe, sind noch verschiedene andere; dazu man in diesem Reiche die verschiedene Arten von Handthierungen und Professionen rechnet. Die Krämer, Goldschmiede, Zimmerleute, Mauerer, u. dergl. machen so viele besondere Zünfte aus. Die Künstler einer jeden Stadt, ohngeachtet sie verschiedene Handwerke treiben, arbeiten doch alle um einerley Lohn. Der Goldschmidt verdienet nicht mehr als der Hufschmidt, und der Drechsler nicht mehr als der Zimmermann. Der Tagelohn ist bey allen gleich groß, und was sie gewinnen, beläuft sich ohngefähr auf fünf oder sechs Sols. Den Fremden wird mit wenig Kosten von den Bedienten des Landes aufgewartet. Der Meinige bekömmt überhaupt nicht mehr, als funfzig Sols des Monats, wovor er sich auch

beköstigen muß: und ist noch dazu einer von den theuersten. Ich schreibe diese Uneigennützigkeit der natürlichen Mäßigkeit dieses Volks und dem Ueberflusse der Lebensmittel zu.

Die allerunterste Indianische Caste ist die der Lohgerber, Seifensieder und Ballenbinder. Diese Zunft ist dermaßen verachtet: daß sie nicht einmal in den Städten wohnen darf; sie ist an das Ende der Vorstädte verwiesen; eben so wie ich Ihnen von den Theers im Mogolschen Reiche gesagt habe. Ungeachtet dieses verhaßten Unterschiedes, zwischen diesen Zünften, haben sie doch alle einerley Religion, einerley Tempel, und beobachten beynahe einerley Gebräuche in ihren vornehmsten Feyerlichkeiten. Sie können ihre Todten entweder verbrennen oder begraben. Im erstern Falle streuet man die Asche in den Fluß; die andern werden mit kreuzweis über einander geschlagenen Beinen, so wie sie gemeiniglich sitzen, begraben.

Die Andacht, die Schwärmerey oder vielmehr eine übertriebene Eitelkeit giebt diesen Leuten unglaubliche Sachen ein; und die ich Ihnen nicht erzählen würde, wenn mich nicht glaubwürdige Leute versichert hätten, daß sie es mit ihren eigenen Augen gesehen. Ein Indianer

schwört

schwört zum Füßen seines Götzen, daß er sich an den Schultern, im Fleische, zwey Löcher mit einem Messer machen lassen wollte, um die Spitzen von zwey eisernen Haken hineinzustecken. Die Haken sind an dem Ende eines Balkens fest gemacht, der auf einer Achse ruhet, welche von zwey Rädern getragen wird, dergestalt daß sich der Balken frey bewegen kann. Der Indianer hat in der einen Hand einen Degen, und in der andern einen Dolch; man hebt ihn in die Höhe, und führet ihn in dieser Stellung über eine Vierthel Meile herum; und er macht in der Luft allerley lächerliche Gebärden mit seinen Waffen. Derjenige, der mir die Nachricht hiervon gegeben, hat vierzehn Personen nach und nach an dem Balken befestiget gesehen, ohne daß ihnen die Schmerzen ein Zeichen der Ungeduld abgezwungen hätten. Man verbindet ihnen ihre Wunden, und sie gehen, stolz auf die Bewunderung der Zuschauer, nach Hause.

Die Heurathsceremonien in Golkonda sind von den Indianischen in Indostan wenig unterschieden. Nachdem man die Braut und den Bräutigam in einem Palankin durch die vornehmsten Gassen und öffentlichen Plätze der Stadt getragen hat: so breitet ein Bramine

ein

ein Tuch aus, und läßt den Bräutigam das bloße Bein darunter stecken, welcher damit den nackenden Fuß seiner Braut berühret. In einem so warmen Lande, zeitiget die Natur sehr geschwind; und es ist nichts seltenes, daß Mädchen vor dem zehnten Jahre schon Mütter werden. Stirbt der Mann vor der Frau, so darf sich dieselbe niemals wieder verheurathen: sie kehret in das Haus ihres Vaters zurück, und bleibt daselbst eingeschlossen; man beleget sie mit der schwersten Arbeit, und sie ist aller Arten der Lustbarkeit, Freude und Schmuck beraubet. Die meisten laufen davon, um sich von dieser Sklaverey zu befreyen. Sie müssen zwar das Land verlassen, weil sie sonst der Rache ihrer Anverwandten nicht entgehen können, und das Gift würde die geringste Strafe seyn, die man ihnen auflegte. Die Gesetze verstatten ihnen nicht mehr wie sonst, sich mit dem Körper ihrer Männer aus Liebe, und in der Hoffnung mit dem ehemaligen Gegenstande ihrer Zärtlichkeit, bald wieder vereinigt zu werden, zu verbrennen; zumal da sie Zeitlebens zu einem fürchterlichen Wittwenstande verdammet sind.

Jeder heurathet in seine Zunft, und mehrentheils in sein eigen Geschlecht. Man giebt den Kindern einen Namen, so bald sie auf die Welt kom-

kommen, und der Name wird entweder von einem Flecken, den man an dem Leibe des Kindes gewahr wird, oder von einer berühmten Person ihrer Caſte genommen. Die Weiber kommen mit leichter Mühe nieder; den dritten Tag nach ihrer Entbindung, ſtehen ſie auf, und manche ſo gar gleich nach der Geburth. Die Kinder bleiben bis ins ſiebente Jahr nackend. Ich habe ſie auf der Erde herumkriechen und ſich wälzen geſehen; ſie werden aber alle Tage gewaſchen. Man glaubt, daß ſie davon wohlgebildet, munter und ſtark werden.

Dieſe Indianer ſind lang von Geſtalt, und ihre Farbe iſt mehr Olivengelb als ſchwarz: von ſtiller und höflicher Gemüthsart; hängen ungemein dem Aberglauben und ihren Gebräuchen an; ſind ziemlicher maßen blöde, und lieben die Mäßigkeit ſehr. Ihre Kleidung beſteht aus einer Baumwollenen Schürze, die von dem Gürtel bis an die Knie reicht, und einem Stücke eben dergleichen Zeuge, mit welchem ſie ſich die Lenden und Schultern bedecken. Ihre Haare laſſen ſie wachſen, und ſchlagen ſie zurück und bedecken ſie mit einem Turban. Sie tragen Perlen um den Hals, und in den Ohren goldene Ringe. Die Soldaten haben zu ihrer Kleidung nichts, als einige Ellen Katun, damit

ſie

sie ihren Leib hinten und forn bedecken. Ihre Haare sind auf den Kopf zurück geschlagen, und unter ein Stück Katun, das drey Zipfeln hat, befestiget. Ein Zipfel geht auf die Stirne herab, und die andern beyden werden unter dem Halse zusammen gebunden. Sie führen einen langen Degen an einem Gehänge, und haben ein Feuerrohr auf ihren Schultern, davon der Lauf viel größer ist, als bey den unsrigen.

In Golkonda kennet man, wie in andern Ländern des Morgenlandes, keinen andern Adel, als nur denjenigen, welchen die ersten Bedienungen bey der Regierung, oder den Militärgeschäften mit sich bringt. Die Leibwache des Fürsten besteht aus den vornehmsten Herren im Lande, und wohnen um seinen Pallast herum. Sie haben mehr oder weniger Mannschaft unter sich, nach der Stelle, die sie dabey haben. An Gallatagen begeben sie sich in den Hof des Pallastes, und vor ihnen gehen ein großer Haufe Menschen, Elephanten, Kameele und Tänzerinnen, die vor ihnen her tanzen und springen. Die Reuterey, nebst dem Fußvolke, ordnen diesen prächtigen Zug, und dergleichen Aufzüge geschehen sehr oft zu Bagnagar.

Die übrigen vornehmsten Städte von Golkonda sind Tenara, Madepollon, Nasciapor, Visigapatan und Bimilipatan, ohne eine Menge fester Plätze, welche größtentheils auf fast unzugänglichen Felsen liegen. Es ist sehr scharf verbothen, sie jemanden ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs sehen zu lassen; nicht allein den Ausländern, sondern auch den Landeseinwohnern; und dieser ertheilet solche fast niemals. Das sonderbarste zu Tenara, sind vier Caravanseras, von welchen die ansehnlichste nur für den Hof bestimmt ist. Sie haben alle vier vortrefliche Gärten, mit großen bedeckten Gängen, geräumlichen Sälen und vielen schönen bequemen Zimmern. Vor jedem Gebäude ist ein großer Platz, um welchen rund herum kleine Zellen vor die armen Reisenden gebauet sind. Es wird täglich unter ihnen Brodt, Reis und Hülsenfrüchte umsonst ausgetheilet, und diese Zufluchtsorte stehen jedermann offen.

Das was dem Königreiche Golkonda, vor allen andern Ländern Asiens, den meisten Vorzug macht, sind seine reichen Diamantgruben. So wohl aus Neugierde den Ort, wo der Diamant gegraben wird, zu sehen, als auch die Ordnung, die daselbst beobachtet wird, kennen

zu lernen, unternahm ich eine Reise dahin, welche mich nicht weit von der Hauptstadt entfernte; denn die Grube, die ich zu Culur besuchen wollte, ist nur etliche Tagereisen von der Stadt Golkonda entfernt. Man schreibt die Entdeckung davon einem ungefähren Zufalle zu. Derjenige, welcher die Aufsicht darüber hat, erzählte mir, daß ein Schäfer, der seine Heerde an einen abgesonderten Ort getrieben, einen Stein gefunden, welcher Glanz von sich geworfen, den er aufgehoben und vor wenig Reis, an einen, der es eben nicht besser verstanden, verkauft habe. Er kam auf diese Art in verschiedene Hände, und endlich an einen verständigen Kaufmann, welcher großen Vortheil davon hatte. Diese Entdeckung machte Aufsehen, und jedermann durchwühlte begierig den Ort, wo der Diamant war gefunden worden. Diese Bemühungen waren nicht fruchtlos: die Gruben waren reich, und sind seit dem die fruchtbarste Quelle der Reichthümer des Staates, und der beträchtlichste Theil der Kammergüter des Königes geworden. Wir gelangten durch ein wüstes, unfruchtbares Land, das voller Felsen ist, daselbst an. Der höchst dürre ungebaute und wüste Ort, ist eben derjenige, an welchem die Natur ihre meisten Reichthümer verschwendet

det hat. Man suchet die Diamanten in den Adern dieser Felsen, wo sie mit einer sandigten Erde vermischet sind, welche gemeiniglich roth ist, und weiß und gelb abfällt. Wenn diese Adern sich verdrücken: so spaltet man den Felsen mit Brecheisen um den Gang wieder zu suchen; aber oftmals werden die Diamanten davon beschädiget.

Die Anzahl der Arbeitsleute, welche bey den Gruben gebrauchet werden, beläuft sich zum wenigsten auf dreyßig tausend. Nachdem man den Platz erkannt hat, wo der Diamant zu finden ist: so machet man einen andern beynahe eben so großen Platz eben; und schließt ihn mit einer Mauer von zwey Fuß Höhe ein. An dem Fuße der Mauer machet man kleine Oefnungen, dadurch das Wasser ablaufen kann: aber man verstopfet sie bis auf den Augenblick, da es ablaufen soll. Sodann versammlen sich alle Arbeitsleute mit ihren Herren, in deren Diensten sie stehen, welcher von seinen Anverwandten und Freunden begleitet wird. Er bringt ein Götzenbild mit sich, vor welchem ein jeder dreymal niederfällt; ein Priester verrichtet das Gebeth bey dieser Feyerlichkeit; und nachdem sie sich alle gewaschen haben: so halten sie ein großes Gastgeboth. Nach der Mahlzeit fängt man die Ar-

beit an; einige graben die Erde aus, andere füllen sie in Tonnen, wieder andere tragen sie auf den ummauerten Platz, und öffnen die Löcher zum Ablaufen des Wassers, welches zugleich allen Schlamm mit sich wegnimmt. Alsdann breiten sie den Sand, welcher zurück bleibt, etliche Zoll dick auseinander, und lassen ihn an der Sonne trocknen; und wenn er noch mit etwas Erde vermischet ist: so reibt man ihn mit den Händen, oder stößt ihn mit hölzernen Keulen. So bald er also von dem Staube abgesondert ist: so siebt man ihn wie das Getraide. Die Erde sondert sich ab, und in dem, was übrig ist, wird der Diamant gesuchet. Vor diesem bediente man sich, statt der hölzernen Keulen, großer Kieselsteine: aber daher kamen die vielen Federn in die Diamanten. Die, welche Erfahrung genug haben, erkennen bey dem ersten Anblicke, ja so gar an dem Geruche die Stelle, wo man Diamanten zu finden hoffen kann. An manchen Oertern kratzen sie nur ein wenig den Boden, ohne einmal die Erdklöße oder die Kiesel zu zerschlagen; an andern graben sie zehn bis zwölf Klaftern tief. Die Golkondischen Gruben werden entweder an Handlungsgesellschaften oder an reiche Privatpersonen verpachtet: und der König bekömmt dafür wichtige

Sum-

Summen, und überdies alle Steine die über zehn Karat am Gewichte haben. Die Pachter theilen den Platz in viele viereckichte Bezirke ab, und vermiethen sie wieder an andere Personen. Und ob wohl der Unterschleif sehr hart bestrafet wird: so hindert doch dieses nicht, daß gleichwohl mancher schöne Diamant unterschlagen wird. Die Gräber verschlucken sie, indem sie solche auf keine andere Weise verbergen können, da sie fast nackend sind. Aber ungeachtet der Gefahr, welcher sie sich aussetzen, wenn sie solche blicken lassen; so wagen sie es gleichwohl, sie sehr theuer zu verkaufen.

Wenn man einen Stein aus der Grube bekömmt, der rein und ohne Feder ist, so wird er nur ganz leicht geschliffen, ohne daß man ihm ein vollkommenes Ansehen zu geben suchet; aus Furcht, sein Gewicht zu vermindern. Hat er aber etwa einen Mangel: so suchet man diesen Fehler durch einen vortheilhaften Schnitt zu verbergen. Man hat zwey Arten die Diamanten zu schneiden: man schleift sie entweder mit so vielen Ecken und Seiten, und endiget solche auf der Oberfläche mit einer platten Tafel; diese nennt man alsdann Brillianten: oder man giebt ihnen die Gestalt einer Rosenknospe, ehe sie aufgebrochen ist, und nennet sie Rosetten. Die Eigenschaften

eines schönen Diamanten sind: daß er einem vollkommenen hellen Wassertropfen ähnlich sey; und wenn der Stein eine vollkommene Figur hat, wenn weder Feder noch Flecken, noch Ader, noch ein anderer Mangel dieser Art an ihn zu finden ist: so ist es ein Stein, der für den allervollkommensten Diamant kann geachtet werden. Spielt der Stein hingegen ins gelbe, blaue, grüne oder rothe, und ist seine Farbe ein wenig dunkel: so ist es nur ein Diamant vom zweyten Range. Ist seine Farbe blaß, so ist der Preis des Steines unter der vorhergehenden Sorte. Man sagt: der Diamant hat das erste Wasser, wenn er den höchsten Grad der Vollkommenheit hat. Wenn aber etwas weniges, oder viel an dieser Vollkommenheit fehlet: so hat er das zweyte oder dritte Wasser, und so fort, bis man ihn einen gefärbten Stein (pierre colorée) nennen kann. Die großen Steine sind selten rein, und haben gemeiniglich von der Beschaffenheit des Bodens an sich. Ist er feucht oder schlammicht, so spielet der Stein ins schwarze: und nach Beschaffenheit der andern Oerter, ins rothe, gelbe, grüne, u. s. f. Ihre Oberfläche ist mit einer gewissen Fettigkeit überzogen, die man alle Augenblicke abwischen muß. Das sogenannte Himmelwasser (eau céleste), ist

das

das schlimmeste unter allen. Die Indianer untersuchen die rohen Steine bey dem Scheine einer Lampe, anstatt daß unsere Juweliers sie nicht anders schätzen können, als bey dem hellen Tageslichte.

Bey den Golkondischen Gruben, das heißt, zu Kaolkonda und Culur wird ein sehr starker Diamanthandel getrieben. Die Kaufleute begeben sich aus ganz Indien dahin; und die Art, wie sie mit einander handeln, verdienet angemerket zu werden. Es wird das tiefste Stillschweigen dabey beobachtet. Der Käufer und Verkäufer setzen sich gegen einander hin auf die Fersen. Einer von beyden nimmt seine Leibbinde ab: hierauf ergreift der Verkäufer die rechte Hand des Käufers, und decket den Zipfel der Binde darüber. Ergreift er die ganze Hand, so bedeutet es tausend. So oft er ihm selbige drücket, so vielmal wird die Zahl wiederholet. Gilt ein Diamant zehn tausend Rupien: so wird die Hand zehnmal gedrücket. Wenn der Verkäufer aber bloß die fünf Finger des Käufers ergreift, so bedeutet es nur fünf hundert. Ein jeder Finger bedeutet hundert. Die Hälfte vom Finger, bemerket funfzig, u. s. f. Durch dieses Mittel reden beyde Handelsleute, weder mit dem Munde noch mit den Augen, sondern

allein mit der Hand; daher geschieht es oft, daß ein Stein an einem Orte und in Gegenwart vieler Personen verschiedenemal verkaufet wird, ohne daß jemand, die Käufer und Verkäufer ausgenommen, den Preis davon wissen.

Wenn sie öffentlich verkaufet werden, so ist allezeit ein Königlicher Bedienter zugegen, damit man nicht im Gewichte betrogen wird, der aber keine Belohnung dafür bekömmt. Er muß alle Steine wägen, und die Kaufleute müssen sich auf sein Zeugniß berufen. Die Indianer haben eine Regel, den wahren Werth eines Steins zu erkennen, welche in Europa wenig bekannt ist. Sie untersuchen erstlich das Gewicht des Steins, und hernach sehen sie ob er vollkommen ist. Ich muß Ihnen erklären, Madame, was sie durch diese Vollkommenheit verstehen. Gesetzt, ein Stein von dieser Art, der ein Karat wiegt, ist funfzig Thaler werth, und man wollte wissen, was er werth wäre, wenn er zwölf Karat wäge: so muß man zwölf mit zwölf vervielfältigen, und man wird die Zahl hundert und vier und vierzig finden. Hundert und vier und vierzig vervielfältiget man wieder mit funfzig, so bekömmt man sieben tausend und zwey hundert Thaler. Doch es ist nicht genug, daß man den Werth eines vollkom-

menen Steins wisse, man muß auch den Werth der unvollkommenen verstehen, und dieses geschieht vermittelst eben derselben Regel, indem man den Werth eines Steins von einem Karate zum Grunde legt. Gesetzt, ein unvollkommener Diamant wiegt funfzehn Karat, und der erste Karat, nachdem er mehr oder weniger schön ist, wäre zwanzig bis dreyßig Thaler werth: so vervielfältiget man sein Gewicht mit funfzehn, und alsdann eben diese Summe mit dem Werthe von einem Karat: so erhält man den Werth eines unvollkommenen Diamanten von funfzehn Karat. Nach dieser Regel werden Sie die zwey schönsten bekannten Steine schätzen können, davon der eine in Asien und der andere in Europa ist. Der erstere war ehemals in dem Schatze des Groß-Mogols vorhanden. Er wog beynahe zwey hundert und achtzig Karat: und man glaubet, daß er in den Schatz des Thamas-Kuli-Kan gekommen sey. Er war ganz vollkommen, von schönem Wasser, guter Gestalt, und hatte nur eine kleine Feder, ohne welche man das erste Karat auf drey und funfzig Thaler hätte schätzen können; aber da man es nur auf funfzig Thaler setzt: so beläuft sich sein ganzer Werth auf drey Millionen, neun hundert, sieben tausend,

sieben hundert und neun und funfzig Französische Thaler, acht Groschen. Der zweyte, ist der Diamant des Groß-Herzogs zu Toscana, welcher hundert und neun und dreyßig Karat wiegt, und auf acht hundert, neun und sechzig tausend, vier hundert und fünf und vierzig Französische Thaler geschätzet wird. Er ist rein, von schöner Gestalt, und auf allen Seiten in Ecken geschnitten: weil aber sein Wasser etwas ins gelbe spielet: so schätzet man das Karat nur auf fünf und vierzig Thaler.

Ich that viele Fragen an einheimische Kaufleute, wegen der Bengalischen Grube, weil ich sie nicht selbst hatte besuchen können. In dem Flusse Guel werden die schönsten Steine gefunden, die zu dieser Grube gehören. Nach dem großen Regen, welcher vielen Sand mit sich führet, hellet sich das Wasser des Flusses wieder auf, und läßt an vielen Orten ein Stück Sand unbedeckt. Man umgiebt die Oerter mit Reißbündel und Erde, um das Wasser vollends heraus zu bringen, und sie völlig trocken zu machen. Der Sand, den man niemals über zwey Schuh tief ausgräbt, wird auf einen ebenen Platz gebracht, welcher wie bey den Gruben zu Golkonda mit einer niedrigen Mauer umgeben ist, und dabey eben dieselbe Arbeit vorgenommen wird. Aus

dem

dem Flusse Guel kommen auch die schönen Steine, welche man Spitzsteine (pointes naïves) nennet; welche schon von Natur Ecken und Spitzen haben.

Nebst den Diamanten, welche der größte Reichthum des Königreichs Golkonda ist, giebt das Land noch viel Krystall und andere durchsichtige Steine, als Granaten, Saphirs, Amethisten, Topasen und Agath. Und außerdem wird in diesen Gegenden auch der beste Bezoar gefunden. Dieses vortrefliche Gegengift ist nichts anders als ein Stein, welcher in verschiedenen Gegenden von Asien in dem Leibe einiger Thiere entsteht; als, in den Kühen, Ziegen, und einer gewissen Art Affen. Derjenige, welchen man bey der Kuh findet, wiegt bis siebenzehn oder achtzehn Unzen; allein er wird nicht geachtet; denn sechs Gran vom ordentlichen Bezoarstein thun mehr Wirkung als dreyßig vom erstern. Derjenige hingegen, welcher von den Affen kömmt, ist so stark, daß zwey Gran mehr thun, als sechs von dem aus den Ziegen, dessen man sich gemeiniglich bedienet; allein er ist sehr rar, denn der Affen in denen er erzeuget wird, sind sehr wenig. Diese Bezoarsteine sind lang und rund; denn es giebt deren von allerley Gestalten. Die Farbe ist eben so verschie-

den: Es giebt schwarze, aschfarbene, gelblichte, aber insgemein sind sie schwarzgrau oder dunkelgrün. Der Stein besteht aus vielen Schaalen oder glänzenden und glatten Häuten, welche über einander liegen, wie in den Zwiebeln, und am Ende eine kleine Hölung haben, in welcher man ein wenig Staub, von der Materie des Steins, und bisweilen Strohhälmchen, Stückchen Gras oder Holz, Getraide und kleine Kieselsteine findet, die die Seele des Bezoars sind; das heißt: sie haben den Grund zur Erzeugung des Bezoars geleget. Es giebt Betrüger, welche den Bezoar mit einem Teiche, aus Gummi und einer andern Materie, welche die Farbe dieses vortreflichen Gegengiftes hat, zu vergrößern wissen. Sie geben ihm eben so viel Häute und Schaalen, als der natürliche hat. Man entdecket den Betrug, wenn man ihn wiegt und ins Wasser leget. Wenn das Wasser die Farbe verändert, und der Bezoar am Gewichte verlieret: so ist es ein gewisses Zeichen, daß er verfälschet ist. Andere bedienen sich eines glühenden und spitzigen Eisens, mit welchem sie in den Stein stechen. Wenn das Eisen hineindringt, und der Stein braun wird: so ist es ein Zeichen, daß er vermischet, und nicht natürlich ist. Diese Untersuchungen sind um desto

nöthi-

nöthiger, weil schon in Indien eine Menge verfälchter Bezoar verkaufet wird. Der König von Golkonda hat viele Einkünfte von dem Bezoar, der in seinem Königreiche gefunden wird. Das Thier, aus welchem er genommen wird, heißt Pasan, und ist eine Art Böcke oder Ziegen, die sich auf den Bergen an den Gränzen von Orixa aufhalten. Die Landeseinwohner wissen, indem sie dieses Thier blos anfühlen, wie viel es Bezoarsteine bey sich hat, und verkaufen es nach dem Verhältniße der Anzahl. Sie legen ihm beyde Hände unter den Bauch und schlagen auf beyden Seiten darauf, da sich dann der Bezoar alle in die Mitte versammlet, wo sie die Steine leicht unterscheiden können. Es ist mit diesem Steine zu Golkonda eben so beschaffen, wie mit dem Diamant; sein Werth steigt wie seine Größe zunimmt. Sechs Steine, welche zusammen eine Unze wiegen, würden bloß zwanzig Franken gelten, da ein einziger Bezoarstein von eben diesem Gewichte, bis zehn Pistolen gilt. Die Portugiesen zu Goa, welche sehr wegen des Vergiftens auf ihrer Hut seyn müssen, bedienen sich dieses Steines sehr stark.

Ich bin ꝛc.

Golkonda, den 22sten Jenner, 1741.

Der

Der 36. Brief.

Die Küste von Koromandel.

Die ganze Spitze der Halbinsel von Indien, von dem Königreiche **Golkonda** an, welches ich durchreiset habe, bis zu dem Vorgebirge **Comorin**, wohin ich mich ehestens begeben werde, wird der Inhalt von einigen meiner Briefe seyn. Ich fange bey der Küste von **Koromandel** an, Madame! die Güte und Sicherheit der Haven, die man darauf antrifft, haben die Europäischen Handelsleute bewogen, sich ihrer zu bemächtigen; und die Indianer sind nicht mehr Herren davon. Dem ohngeachtet kommen Schiffe aus Bengala, China, Japan; den Inseln: Borneo, Sumatra, Java, Ceylan, u. s. w. um nach Golkonda, Carnate, Visapur, und Indostan zu handeln. Daher trifft man auch hier alle Arten von Waaren an.

Nachdem ich die Diamantgruben in Augenschein genommen hatte, so führeten mich eben diejenigen von meinen Landsleuten, die mich dahin begleitet hatten, wiederum nach **Masulipatan** zurück; und blieben so lange da, bis

ein

ein Schiff von der Indianischen Gesellschaft nach Pondichery unter Segel gieng; und während meinem Aufenthalte daselbst stelleten sie verschiedene Gastereyen in den Gärten außerhalb der Stadt an; die übrige Zeit wurde angewendet, verschiedene kleine Reisen in das Königreich Carnate zu thun, darinn Bisnagar die Hauptstadt ist. Sie ist auf dem Gipfel eines hohen Berges gebauet, und mit einer dreyfachen Mauer umgeben, die über drey Stunden im Umfange hat. Hier hat der vornehmste Landesherr (denn es sind ihrer mehrere in diesem Lande), seinen Sitz in einem weitläuftigen und prächtig gezierten Pallaste. Dieser Fürst führet den Titel des Königes der Könige, und des Mannes von tausend Weibern: und um diese wunderliche Titel zu behaupten, hat er bisweilen Krieg geführet. Die Europäer bewerben sich um seine Freundschaft, damit sie in seinem Lande handeln können, welches Gold, Silber und Edelgesteine hervorbringt. Er erlaubet zwar, daß sie sich unter dem Namen der Reisenden einige Tage hier aufhalten: aber er hat es sich zum Gesetz gemacht, niemanden zu verstatten, sich hier niederzulassen. Niemand darf ohne ausdrückliche Erlaubniß des Fürsten, in die Festung kommen. Er besitzt noch andere

feste

feste Plätze, und kann hundert tausend Mann zu Fuße, dreyßig tausend zu Pferde, und sieben oder acht hundert Elephanten auf die Beine bringen. Seine Unterthanen verehren ihn als eine Gottheit: und man rühmet besonders die Geschwindigkeit, mit welcher die Justitz in seinen Staaten gehandhabet wird. Die Abgötterey ist hier die Religion zu der man sich bekennet, und die Sonne die Gottheit, die man anbethet. In dem innern Theile des Reiches liegen verschiedene Städte, welche wir in der Eil besuchten. **Gandikot, Bezoar,** und **Tripety,** sind wegen der Menge, Seltenheit, Wunderbarlichkeit und Pracht ihrer Pagoden berühmt. **Gandikot** ist eine der festesten Plätze im ganzen Lande. Sie liegt auf der Spitze eines hohen Berges, und hat nur einen einzigen sehr beschwerlichen Zugang, wo man nichts als Abgründe erblicket. Die vornehmste Pagode zu **Bezoar** ist mit vielen Figuren in halb erhabener Arbeit gezieret, welche abscheuliche Teufel, und allerley fürchterliche Thiere vorstellen. Die Indianer, welche dahin kommen, diese fürchterlichen Bilder anzubethen, falten bey dem Eintritte in die Pagode die Hände zusammen, und berühren die Stirn damit: sodann treten sie näher an das Götzenbild, und sagen dabey

etliche

etliche mal Ram, Ram, das heißt, Gott, Gott. Sind sie nun ganz nahe bey ihm, so ziehen sie dreymal an einer Glocke, die oben an dem Götzen befestiget ist; nachdem sie sich zuvor gewisse Theile am Gesichte oder am Leibe mit allerley Malerey beschmieret, oder sich mit Oele oder andern wohlriechenden Sachen gerieben haben. Zuletzt opfern sie ihm Geschenke, als Geld, Reiß, Zucker oder andere Eßwaaren. Es sind sechzig Priester an dieser Pagode, welche mit Weib und Kind von diesen Opfern leben; gleichwohl müssen sie solche zween Tage vor dem Bilde stehen lassen, und nur erst am Abend des dritten Tages dürfen sie dieselben wegnehmen. Ein Wallfahrer, welcher dahin kömmt, um die Gottheit anzurufen, von irgend einem Gebrechen befreyet zu werden, muß nach Beschaffenheit seines Vermögens, ein goldenes, silbernes, oder kupfernes Bild von dem kranken Gliedmaße opfern. Die häßlichsten Götzenbilder werden am meisten verehret, und bekommen die meisten Geschenke. Es kommen Pilgrimme von weit entfernten Orten dahin; und die Armen werden von den Priestern, und von den Geschenken und Almosen der Reichen erhalten. Wir sahen eine Frau daselbst, die ihren Mann vor kurzem eingebüßet hatte, und die seit

dreyen

dreyen Tagen den Ram-Ram, um Rath frug, wie sie es anfangen sollte; daß sie ihre Kinder ernähren und sie erziehen könne? der Gott antwortete ihr, bey unserer Anwesenheit nicht. Wir fragten daher einen Priester um die Ursache dieses hartnäckichten Stillschweigens? und er gab uns den Bescheid, daß die Aussprüche des Gottes wohl der Mühe werth wären, daß man darauf warte. Weil ich die Priester des Tempels einer Betrügerey wegen in Verdacht hatte; so machte ich mich in die Pagode, nachdem sie hinausgegangen waren, und gieng bis hinter das Bild des Götzen, hier entdeckte ich ein Loch, wodurch ein Mann hinein kriechen konnte; und dessen sich die Priester zum Stande bedieneten, wenn der Götze durch ihren Mund reden sollte. Als ich mich noch mit dieser Untersuchung beschäftigte: so kam einer von ihnen darzu und gab mir einen Verweis, daß ich die Heiligkeit des Orts entweihet hätte; aber ich stellete ihn bald wieder zufrieden, als ich ihm einige Rupien in die Hand drückete.

Die Pagode zu Tripety ist bey den Götzendienern in eben so großer Achtung, als Mecca bey den Mahumedanern. Es wird in derselben jährlich im Herbstmonate ein Fest gefeyert, welches eine Menge Pilgrimme dahin zieht,

deren

deren Geschenke die Einkünfte des Nabads um ein ansehnliches vermehren. Es ist niemanden außer den Götzendienern erlaubt, an den Ort zu kommen, wo der Tempel ist.

Madura ist eine der vornehmsten Landschaften des Königreichs Carnate. Ticherapali, seine Hauptstadt, hat nichts merkwürdiges. Seine andern Städte sind Alcatile, Tarcolan, u. s. w. Der Gottesdienst der Einwohner von Alcatile ist der höchste Grad der Schaamlosigkeit. Die Priester verehren öffentlich den Gott Priapus, den sie Lingan nennen, und tragen eine unzüchtige Figur am Halse, der sie eben denselben Namen geben, und welche das Sinnbild dieses unkeuschen Gottes ist. Kraft eines eingeführten Gesetzes, von diesen Linganistischen Priestern, müssen alle junge Mädchen sich durch sie ihre Jungferschaft nehmen lassen; und dieß wird mit solcher Unanständigkeit ins Werk gerichtet, daß die Bescheidenheit davon zu schweigen gebeut. Zu Alcatile trafen wir einen Französischen Jesuiten, und Heydenbekehrer von Madura an. Die Bekehrung eines Heydnischen Lehrers lag ihm am Herzen, der sich einen besondern Ruhm erworben hatte, und dessen Beyspiel viele andere zum Christlichen Glauben bewegen konnte. Dieser

Götzendiener, welcher sonst ein kluger Kopf war, und mehr Wissenschaft besaß, als die übrigen Indianischen Lehrer, redete mit Lobe von unserem Glauben. „Warum helfen sie mir nicht, „sagte der Jesuit zu ihm, ihrem Landsleuten den „wahren Gott kennen zu lernen? Unsere Mühe „würde vergebens seyn, sagte der Heyde. Der „Verstand dieses Volks ist viel zu sehr einge„schränket, als daß es eine so erhabene Kennt„niß fassen könnte. Der Jesuit erwiederte: „es ist mit Gott wie mit dem Meere. Ueber„sieht man gleich nicht auf einmal ihre Größe, „und erforschet ihre Tiefe: so unterläßt man „doch nicht, sie so weit kennen zu lernen, als „es nöthig ist, lange Reisen zu unternehmen, „und sich an den Ort zu begeben, wo man hin„zugehen Willens ist. Ist uns also das „höchste Wesen gleich unbegreiflich: so ist doch „kein Mensch, der ihn nicht in so weit erken„nen könne, als es zur Seligkeit nöthig ist.„ Diese Vergleichung gefiel dem Lehrer: sie konnte ihn aber nicht bewegen, diejenige Lehre anzunehmen, die er hochschätzte. Ein großer Lingan, den er um Halse trug, war gleichsam das Siegel seiner Verwerfung.

Wir hielten uns nur zwey Tage in Alcatile auf: das eine große, sehr volkreiche, aber unfläthige

flächige und schlecht gebauete Stadt ist, wie die meisten Städte in Indien sind. Ihre meisten Einwohner sind Linganisten, und geben daher den Missionarien wenig Hoffnung: die Lebensart, die diese Ordensgeistlichen angenommen, um die Seelen zu Jesu Christo zu führen, wird Sie erbauen. Da die hieher gesendeten Jesuiten überzeugt waren, daß nichts mehr Gewalt habe, die Ungläubigen zum Christenthume zu ziehen, als eine strenge und harte Lebensart: so entschlossen sie sich die Kleidung und Lebensart der Sanias-Braminen, einer Indianischen Sekte bußfertiger Mönche, anzunehmen. Dieß war eine sehr schwere Verbindlichkeit; denn diese abgöttischen Mönche haben außer der Enthaltung vom Fleische, Fischen und Eyern, noch sehr beschwerliche Gewohnheiten. Sie müssen sich alle Tage des Morgens in einem öffentlichen Teiche waschen, ohne auf den Unterschied der Jahreszeiten Acht zu haben; und dieses Bad müssen sie vor der Mahlzeit wiederholen, welche sie nur einmal des Tages zu sich nehmen. Ihr Stand zwinget sie die Zeit über, da sie nicht mit dem Dienste ihres Nächsten beschäftiget sind, zu der strengsten Einsamkeit, und alle ihre Nahrung besteht blos aus Hülsenfrüchten, oder ein wenig Reiß in Wasser gekocht.

kocht. Die Indianer haben die Regel: daß derjenige, welcher sie besser oder klüger machen will, auch ein seinem Unterrichte gemäßes Leben führen soll; und eben dieses beobachten die Missionarien des Königreiches Carnate mit äußerster Strenge. Uebrigens haben sie nicht blos für sich die Tracht und Lebensart der Braminen angenommen. Ein Superior dieser Mission bemerkete, wie ergeben die Indianer ihren Priestern und ihren Mönchen waren, und glaubete daher, wenn er sich als ein Bramine kleidete, und nach ihrer Art lebete: so könnte er ihr Zutrauen viel leichter gewinnen. Man trug diesen Gedanken dem heiligen Stuhle zu Rom vor, der ihn durch die Versammlung von der Fortpflanzung des Glaubens untersuchen ließ. Man gab die Erklärung, daß die Kleidung der Braminen weniger ein Merkmaal der Religion, als ein Zeichen des Adels sey: und verstattete daher den Missionarien zu Madura dieses Mittel der Bekehrung zu versuchen; welches ihnen in der That auch gelungen ist. Man sah sie darauf nicht anders als mit bloßem Haupte und Füßen, auf dem brennenden Sande gehen, und ohne Unterlaß sich der größten Sonnenhitze aussetzen: bisweilen viele Tage ohne Nahrung unter einem Baume

oder

oder auf der Landstraße zubringen, bis ein Heyde, durch diese außerordentliche Strenge gerühret, kam, ihre Predigt anzuhören.

Wir begleiteten den Französischen Jesuiten bis nach Tarcolan, welches vor diesem eine ansehnliche Stadt war, die aber heut zu Tage sehr von ihrer Größe und ihrem Reichthume herunter gekommen ist. Nach den fabelhaften Erzählungen der Heyden, war sie vor Alters so schön, daß die Götter des Landes daselbst ihre Zusammenkünfte hielten, wenn es ihnen beliebete auf die Erde herunter zu kommen. Sie hatte ehemals den Königen von Golkonda gehöret, denen sie der Groß-Mogol abgenommen hatte. Weil aber der weite Umfang der Länder, welche der Groß-Mogol sich unterworfen hatte, ihm nicht erlaubete, alle eroberte Städte mit Mahumedanischen Besatzungen zu belegen: so vertrauete er die Besetzung davon den Heyden an, welche sich bey dieser Gelegenheit von ihm unabhängig machten. Daher kommt die Menge der kleinen Könige, von welchen ganz Indien überschwemmet ist, und die nur in einem sehr kleinen Bezirke regieren.

An allen Oertern, wo wir mit dem Missionar vorbey kamen, lief das Volk haufenweise zusammen, den Christlichen Sanias zu sehen;

diesen Namen gaben ihm diese einfältigen Leute. Es besuchten ihn verschiedene Weiber der Braminen, welche unter vielen andern Fragen, die sie an ihm thaten, von ihm wissen wollten, ob ihre Männer, welche lange Reisen unternommen hätten, glücklich wieder zurück kommen würden? Der Pater antwortete ihnen: er wäre nicht gekommen, sie zu betrügen, wie ihre falschen Lehrer, sondern ihnen den Weg zum Himmel zu weisen. Sie höreten ihm mit Aufmerksamkeit zu; und nachdem sie ihn höflich gegrüßet hatten: giengen sie weg ohne darauf zu antworten. Andere, welche bessere Gesinnung hatten, waren auch gelehriger bey seiner Unterweisung, und ließen sich taufen. Wir ließen ihn in seinen Apostolischen Amtsgeschäften, lenketen uns nach der Küste, und kamen in Paliacate an. Diese Stadt gehöret den Holländern, welche daselbst ein Lagerhaus, und eine Schanze haben, die mit vier Basteyen versehen ist, und das Fort von Geldern genennet wird. Ein großer ebener Platz sondert es von der Stadt ab, und man unterhält eine kleine Besatzung darinnen. Die Holländer haben viele Handwerksleute nach Paliacate gezogen, welche ihre Katunfabriken in großen Flor bringen. Ihre Lage ist angenehm, ihre Häuser sind wohlgebauet,

gebauet, und fast alle Gassen mit einer doppelten Reihe Bäume gezieret, welche einen angenehmen Schatten geben, und sehr schöne Spaziergänge machen.

Wir hielten uns nicht lange in Paliacate auf, sondern reiseten nach Madras, einer berühmten Englischen Colonie ab, die aus dem Verfalle von St. Thomas entstanden ist, welches nur einige Stunden von dieser Stadt liegt. Madras wird, wie London, in zwo Städte, in die Weiße, welche ziemlich gut gebauet ist, und in die Schwarze getheilet; darinnen die meisten Häuser nichts als elende Hütten sind, welche aus Erde, die an der Sonne getrocknet ist, aufgebauet und mit Stroh gedecket sind. Erstere wird von Europäern bewohnet, die andere aber von Indianern, deren Farbe der Stadt den Namen giebt. Ihre Häuser haben keine Fenster: und ihr ganzer Hausrath besteht aus etlichen Matten, welche zu Stühlen und Betten dienen. Sieben bis acht Personen schlafen auf einer Matte, und in jeder Wohnung sind zum wenigsten dreyßig, ob sie gleich niedrig und enge sind. Die Häuser der reichsten Kaufleute, haben statt der Fenster nur ein einziges viereckichtes Loch ohne Glas. Die schwarze Stadt ist größer und bevölkerter als

die andere; denn außer den Indianern wohnen auch noch Portugiesen, Armenier, Araber, und Juden daselbst, welche insgesammt sehr große Freyheiten genießen. Jede Religion hat ihre Tempel oder ihre Kirchen. Die Indianer haben noch ihre alten Pagoden erhalten, welche von Braminen und jungen Mädchen bedienet werden, deren Hauptgeschäfte sind, das Lob ihrer Götter zu besingen, und sich ohne Unterschied der Sekte und des Landes, jedem der sich darstellet, zu überlassen. Die Statthalter von Madras hatten vordem eine Menge von diesen Sängerinnen in ihrem Solde, welche jedesmal vor ihnen hergiengen, wenn sie sich öffentlich zeigeten: allein dieser Gebrauch ist abgeschaffet worden.

Man zählet in Madras über hundert tausend Einwohner. Ihr Handel ist so blühend, daß es wenig Städte giebt, die so viele Schätze zusammen bringen, und wo das Gold häufiger wäre, als in Madras. Die Citadelle St. Georgens Fort genannt, liegt in der weißen Stadt. Der Statthalter hat hier seinen Pallast; es ist ein großes und kostbares Gebäude, wo zu gleicher Zeit die Oberaufseher der Englischen Gesellschaft und einige andere Beamte ihre Wohnungen haben. Die Portugiesen haben

da-

daselbst eine Kirche: und gegenüber haben die Engländer eine andere, wo sie sich zweymal des Tages, bey dem Aufgange und dem Untergange der Sonne, versammlen. Sie müssen in anständigen Kleidern erscheinen, welches in einem so heißen Lande, wo man sich leicht anzieht, sehr beschwerlich ist. Nebst den andern öffentlichen Gebäuden, als die Kasernen, das Hospital, das Zeughaus, u. s. w. ist auch ein Münzhaus daselbst, wo die Englische Compagnie goldene und silberne Rupien schlagen läßt, welche mit dem Stempel des Groß-Mogols bezeichnet sind. Eben dergleichen thun die Holländer zu Paliacate, die Portugiesen zu Goa, die Franzosen zu Pondichery, und die Dänen zu Tranquebar. Die Festungswerke von Madras sind nur mittelmäßig: man redet stark von ihrer Vermehrung; denn in dem Zustande in welchem sie jetzt sind, würden sie dem Angriffe des Feindes nicht sehr widerstehen. * Die

* Unser Reisender schrieb im Jahre 1741: die Festungswerke sind seitdem vermehret worden. Denn die Engländer, welche sich mit Schmerzen erinnerten, wie die Franzosen mit sehr weniger Mannschaft und ohne einen Mann zu verlieren, Madras im Jahre 1746 eroberten, haben es in den Stand gesetzet, einen lan-

Soldaten, welche die Besatzung ausmachen, werden sehr scharf gehalten; das geringste Verbrechen unterwirft sie der Strafe, entsetzlich geprügelt zu werden. Die Aufrührer werden in finstere, und heiße Kerker geworfen, wo sie keine andere Speise, als Reiß und Wasser bekommen. Niemand kann sie sehen, oder ihnen zu Hülfe kommen: und diese Gefangenschaft ist ihnen unerträglicher als der Tod selbst. Sonst haben sie starken Sold, und viele sind im Stande sich einen Eingebornen zu ihrer Aufwartung zu halten. Die Indianer zu Madras sind nicht abgeneigt, ihre Kinder eine Zeitlang unter den Englischen Truppen dienen zu lassen, um die Sprache und den Handel dieser Nation zu erlernen. In der Stadt ist eine öffentliche Schule, wo alle junge Leute unterwiesen werden, die sie besuchen wollen. Man lernet ihnen lesen, schreiben und rechnen. Die Kranken werden in den Siechhäusern wohl gehalten: und für den Unterhalt der Armen ist durch besondere Stifftungen gesorget worden. Den Verwaltern ist zugleich die Vormundschaft aller Weysen

rei-

längern Widerstand zu thun. Die Franzosen sind auch in dem letzten Kriege gezwungen worden, die Belagerung von Madras aufzuheben.

reicher Familien aufgetragen, und sie verwalten ihre Güter bis sie mündig geworden sind. Der Statthalter von Madras, die Handlungsdirektores, die Glieder des Raths, und diejenigen, die bey der Compagnie in Diensten stehen, haben nur ein mäßiges Gehalt: sie haben aber sonst so viel Gelegenheit, sich durch den Handel zu bereichern, daß diese Stellen allezeit sehr gesucht werden. Alles, bis auf die Kapläne, welche bey dasiger Kapelle stehen, haben geheime Quellen, beträchtliche Summen zu sammeln, ohne daß es ihnen erlaubet ist, öffentlich zu handeln; sie gehen so dann nach England, und kaufen sich Bisthümer, dadurch sie Sitz unter den Pairs des Reichs erlangen. Der Statthalter von Madras ist das Haupt des obersten Gerichtes, und hat die Besorgung über die ganze Gesellschaft, vergiebt alle Aemter, und richtet ohne fernere Apellation alle bürgerliche und peinliche Sachen, die die Europäer betreffen. In der schwarzen Stadt sind besondere Richter für die Indianer gesetzt.

Die öftern Gespräche die ich mit den Engländern in Madras über ihren Handel geführet habe, haben mir einen Begriff von ihrer Ostindianischen Gesellschaft gegeben, welche eine der blühendsten von denenjenigen ist, die zu eben dem

End-

Endzwecke in Europa gestiftet worden. Das Glück ist ihr nicht allezeit günstig gewesen. Seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, da sie ihre Reisen nach Indien anfieng; nahm sie in einer Reihe von sechzig Jahren immer zu: aber der Krieg, welcher zwischen England und Holland entstund, that ihr gewaltigen Abbruch. Die Holländer beraubeten und plünderten viele ihrer Handelshäuser, und der Werth ihrer Antheile an dieser Handelsgesellschaft, (die Actien), verlohr ungemein. Nachdem sich darauf die Engländer in der Folge unbedachtsamer Weise mit dem Groß-Mogol entzweyet hatten: so wurden sie aus Surate vertrieben: und Frankreich, welches seit geraumer Zeit ihre ganze Seemacht gebrauchete: verwüstete viele von ihren Pflanzstädten. Die Englische Gesellschaft wurde dadurch so sehr erschöpfet, daß sie sich ihrem Untergange zu nähern schien. Nach dem Riswickischen Frieden errichteten die Engländer, um ihren Handel aufzuhelfen, eine neue Gesellschaft, welche sie mit der alten vereinigten: diese Unternehmung gerieth wider ihr eigenes Vermuthen; und die Gesellschaft bekam einen neuen Glanz, welcher sie reicher und ansehnlicher machte als vorhin. In den ersten Jahren dieses Jahrhunderts schickte sie, ein Jahr

ins

ins andere gerechnet, zehnmal hundert tausend Pfund Sterling, nach Indien, welche theils gemünzt, theils ungemünzt waren, und sie hatte ihre Handelshäuser in allen Handelsstädten von Asien. Sie besitzt daselbst viele Städte eigenthümlich, aber ihr Hauptsitz ist Madras, das ihr zugehöret, und wo sie eine Besatzung von sieben bis acht hundert Mann unterhält.* Hier samm-

* Diese Ostindische Gesellschaft hat es in den neuesten Zeiten auf einen sehr hohen Grad der Macht und des Reichthums gebracht, den sie vornehmlich der Tapferkeit und der Klugheit ihres Generals, des Lord Clive, zu verdanken hat. Von dem großen Umfange ihrer Handlung, kann man ohngefähr daraus urtheilen, daß sie seit einiger Zeit jährlich an die 10 Millionen Thaler an baarem Golde und Silber dahin zu schicken pfleget, dasjenige was an Waaren dahin geht, nicht mit gerechnet. Vermöge ihres Octrois ist sie gehalten, eben so viel an baarem Gelde oder ungemünztem Golde und Silber, als sie aus dem Königreiche führet, wieder hinein zu bringen; und daß die Waaren, welche sie aus Asien zieht, eine erstaunliche Summe ausmachen müssen, erhellet schon daraus, daß allein der Thee, der jährlich durch sie aus China kommt, 9,571,300 Pfund Sterlings beträgt. Vor kurzem schätzte man die Einkünfte von denen ihr eigenthümlichen Land-

sammlet sie die Ladungen, die nach Europa gesandt werden. Es gehen daselbst jährlich eine große Anzahl Schiffe so wohl nach England, als nach verschiedenen Orten in Indien ab. Zu einer gewissen Zeit versammlen sich alle Schiffe bey Madras, und machen die Engländer in diesem Handelssitze eben so stolz, als die Holländer es zu Batavia sind. Diese zwey Nationen unterscheiden sich darinn, daß die Holländische

Landschaften: aus Bengalen auf 3 Millionen 331250, und aus Koromandel auf 268000 Pf. Sterling, wovon nach Abzug aller Ausgaben jährlich 1 Mill. 592750 Pf. Gewinn übrig bleiben, daher sie ihre Dividende, worüber in dem Parlamente sehr lebhaft gestritten worden, gar füglich auf 10, und noch mehr von hundert setzen kann; obgleich weder die Einkünfte aus dem Comtoir in Persien noch der Gwinn aus der Handlung, der jährlich auf 1 Mill. und 300000 Pf. geschätzet wird, bey dieser Summe befindlich ist. Man darf sich daher nicht wundern, daß diese Compagnie in Ostindien einen mächtigen souverainen Staat vorstellet, Fürsten ab- und einsetzet, an die 34000 Mann auf den Beinen hat, und selbst dem Groß-Mogol, mehr als einmal furchtbar geworden ist, aber dadurch auch den Neid der Großen in London, und die Aufmerksamkeit des Hofes selbst auf sich gezogen hat. Der Uebers.

dische Gesellschaft sich ein ausschließendes Vorrecht auf ihrem ganzen Handel vorbehalten hat, dahingegen die Englische blos einen geringen Vortheil aus dem Handel zieht, welcher in Indien nach Indien getrieben wird; die Privatpersonen haben den besten Nutzen dabey. Aber beyde Nationen treiben ihn mit solcher Hitze, daß sie gern alle übrige Europäischen Mächte davon entfernen möchten. Die Kaufleute von der Englischen Gesellschaft bringen aus ihrem Lande Tuch, Bley, Zinn, Spiegel, Degen- und Messerklingen, goldene und silberne Schnüre, ausländische Weine, Brandweine u. s. w. nach Indien; und empfangen dagegen Diamante und andere kostbare Steine, Pfeffer, Salpeter, Indigo, Arzeneyen und eine Menge Musseline und Katune.

Meliapor war der erste Ort, wo wir uns verweileten, als wir Madras verlassen hatten. Sie war die Hauptstadt des Königreichs Koromandel, als sich ihrer die Portugiesen, unter Anführung des Gama, bemächtigten. Sie erstaunten, als sie Christen daselbst antrafen, welche sich für Abkömmlinge von denenjenigen ausgaben, welche der heilige Thomas bekehret hatte; und erbaueten darneben eine neue Stadt, der sie den Namen dieses Apostels gaben, und

sie

sie St. Thomas nenneten. Man sagt in der That, daß dieser Heilige hier das Evangelium geprediget, und mit Vergießung seines Bluts besiegelt habe. Diese Stadt hat mancherley Glück und mancherley Beherrscher gehabt. Erst besaßen sie die Franzosen, hernach der König von Golkonda, der die Festung zerstören ließ, von deren Stücken die zu Madras erbauet worden ist. St. Thomas streckte sich nach und nach bis Meliapor aus, und man gewöhnete sich unvermerkt, diese beyden Städte als eine einzige anzusehen; und heut zu Tage ist sie den Europäern blos unter dem Namen St. Thomas bekannt. Sie ist übrigens jetzt nichts mehr als ein Haufen Ruinen mit einigen Wohnungen vermenget. Sie hat ihren Handel verlohren, und ist nur von einer geringen Anzahl Indianer, die zu Meliapor leben, und von Portugiesen, die zu St. Thomas sich aufhalten, unter der Herrschaft des Königes von Carnate, bewohnet.

Ich setzte meinen Weg bis nach Pondichery fort, einer Stadt, welche den Franzosen eben so gut bekannt ist, als eine in den Landschaften des Königreichs. Ich beschäftigte mich auf dem Schiffe, die Geschichte der Französischen Gesellschaft von Indien, in einem Buche zu lesen, wel-

welches mir ein Schiffsofficier geliehen hatte. Ich unternahm so gar einen Auszug aus demselben zu machen, weil man mich versicherte, daß es aus den Nachrichten gezogen wäre, welche die Gesellschaft selbst hergegeben hätte. Ich kann demnach keinen bessern und sicherern Führer erwählen, von dieser berühmten Gesellschaft mit Ihnen zu reden, welche Pondichery erwählet hat, daselbst ihren Hauptsitz aufzurichten. Ich werde mich bisweilen selbst der Ausdrücke des Verfassers bedienen; seine Schreibart scheint mir unterhaltend genug zu seyn, um keiner Verbesserung zu bedürfen.

Die unermeßlichen Reichthümer, welche die Portugiesen, Engländer und Holländer aus Ostindien gezogen, bewogen auch die Franzosen, ihnen in diese entfernte und unbekannte Länder zu folgen. Allein der Nutzen war in den ersten sechzig Jahren so gering, daß diejenigen, die diesen Handel unternahmen, ihren Untergang, statt des gehoften Glückes fanden. Vergebens ermahnete Franciscus I. seine Unterthanen, diese langwierigen Reisen zu unternehmen; vergebens erneuerten seine Nachfolger eben dieselbe Aufmunterungen; und man weis nicht, daß diese Ermahnungen einige Wirkungen hervorgebracht hätten. Der Staat mußte einen Theil

der nöthigen Summen herschließen: aber die innerlichen Kriege erschöpften die wenigen Einkünfte, welche in die Königliche Schatzkammer kamen. Der erste Entwurf zu einer Französischen Ostindischen Handelsgesellschaft, wurde unter Heinrich dem IV. gemacht. Gerard le Roi, ein Schiffer aus Flandern, welcher einige Reisen auf Holländischen Schiffen nach Asien gethan hatte, kam nach Frankreich, seine Dienste als Lootsmann einer Gesellschaft anzubieten, die sich zusammen vereinigen wollte, den Handel nach Indien zu versuchen. Der König stund ihr und ihren Mitgliedern einen freyen Haven, zwey Kanonen, einen ausschließenden Freyheitsbrief auf funfzehn Jahre, und viele andere Vortheile zu; allein dieses Unternehmen ward nicht ausgeführet; etliche Jahre darauf, bey dem Anfange der Regierung Ludwig des XIII. brachte eben der Gerard eine neue Gesellschaft zusammen, und erhielt andere Königliche Freyheitsbriefe auf zwölf Jahre. Vier Jahre verfloßen wieder, ohne daß diese Gesellschaft etwas unternommen hätte; einige Kaufleute zu Rouen bathen, daß dieser Freyheitsbrief auf sie mögte übertragen werden, und versprachen noch in eben dem 1615 Jahre, Schiffe dahin abgehen zu lassen. Die Mitglie-

der

der von der Gerardischen Gesellschaft widersetzten sich diesem Begehren; und der König, der den Nutzen beyder Gesellschaften befördern wollte, vereinigte sie mit einander, und gab ihnen sehr vortheilhafte Freyheitsbriefe. Man weis aber nicht, daß ihre Reisen bis nach Indien gekommen sind; man weis nur, daß sie Madagascar und einige daran liegende Inseln erobert haben. Im Jahre 1642 entstund unter dem Schutze des Kardinals Richelieu eine neue Handlungsgesellschaft, welche Anfangs einigen Vortheil in diesen Inseln machte. Allein, weil sie keinen Nutzen von ihren erstaunlichen Aufwande hatten: so gieng sie wieder aus einander. Der bedauernswürdige Zustand dasiger Pflanzstadt gab dem Herrn Colbert zu dem Entwurf einer neuen Gesellschaft Anlaß; in der Absicht nicht nur den Handel von Madagascar wieder herzustellen, sondern auch den Französischen Handel bis nach Indien auszubreiten. Es war nichts als die Klugheit und die Sorgfalt dieses großen Ministers nöthig, die Franzosen zu neuen Unternehmungen zu bewegen. Neun berühmte Kaufleute, welche einen Sekretair des Staatsrathes an ihrer Spitze hatten, wurden zu Vorstehern dieser Gesellschaft in Paris bestellet. Man erwählete in den andern Städten

des Königreichs andere allgemeine und besondere Bevollmächtigte. Der König verband sich in dem Bewilligungsbriefe vom Monat August 1664, der Gesellschaft drey Millionen Livres (eine Million Französischer Thaler), ohne Zinsen vorzuschiessen, verlangte innerhalb zehn Jahren keinen Antheil am Gewinnste; und nahm so gar allen Schaden auf sich, welchen sie in dieser Zeit leiden könnte. Allein, er verlangte, daß jeder Theilnehmender, wenigstens tausend Livres herschießen sollte; und damit die Vorsteher desto aufmerksamer auf ihre Verrichtungen würden: so mußten die zu Paris wenigstens mit einer Summe von zwanzig tausend Livres, und die aus andern Städten mit einer Summe von zehn tausend Antheil haben. In den erstern Jahren schien die Gesellschaft ihren Handel auf Madagascar, welches die Dauphins Insel genennet wurde, und auf Mascarenha einzuschränken, welches in der Nachbarschaft der erstern ist, und heut zu Tage die Insel Bourbon genennet wird. Surate war der erste Handelssitz der Franzosen in Indien, und sie errichteten um eben diese Zeit, nämlich ums Jahr 1668, noch andere Factoreyen in der Provinz Bengala, dem Königreiche Visapur, den Landschaften Cananor, Calicur, Golkonda,

konda, und endlich zu Pondichery; es geschah ums Jahr 1670, daß die Compagnie, mitten auf der Küste von Koromandel, dieses letztere Handelshaus errichtete. Zwey Jahr darauf eroberte der Admiral de la Haye die Stadt St. Thomas mit Sturm, welche dazumal dem Könige von Golkonda gehörete; allein die Franzosen behielten diesen Platz nicht lange; er wurde ihnen von den Mogols 1674 entrissen, welche von den Holländern unterstützet wurden. Dieser Verlust bewog die Gesellschaft, alle ihre Hoffnung auf Pondichery zu richten, um dasselbe zu der Niederlage ihrer Handlung in Indien zu machen. Der Statthalter im Lande verwilligte den Franzosen ein Stück Land nahe am Meere, wo sie gleich anfänglich ein geräumliches Haus baueten, das ihnen zu einem Handelshause dienete; und zwey Jahre hernach erlaubete er ihnen, dasselbe zu befestigen, und schickte ihnen so gar einige Soldaten, ihre kleine Besatzung zu verstärken. Dieß war der Anfang dieses berühmten Handelssitzes. Er war nicht beträchtlich; denn die Kosten der Festungswerke beliefen sich nicht über sieben hundert Französische Thaler. Der Ort nahm unvermerkt zu: man erhielt jährlich mehr Platz zum anbauen. Man bauete neue Häuser, und führete

Mauern mit Thürmen auf, man versah sie mit Kanonen, und setzte sich in Vertheidigungsstand, im Falle eines Angriffes, welches auch nicht lange hernach erfolgte. Die Holländer kamen mit einer überlegenen Macht, belagerten die Stadt zu Wasser und zu Lande, und zwangen sie zur Uebergabe. Im Riswickischen Frieden wurde Pondichery der Gesellschaft wieder eingeräumet, und sie fand die Festungswerke mit sieben Bollwerken vermehret, die die Holländer angeleget hatten; zur Ersetzung der Unkosten wurden ihnen sechzehn tausend Pagoden bezahlet. Ich muß hier im vorbeygehen sagen, daß die Pagoden eine alte Indianische Goldmünze ist, welche die Gestalt eines kleinen Westenknopfes hat, und acht Livres, zehn Sols (ein Dukaten) gilt. Die untere Seite, welche platt ist, stellet ein Götzenbild des Landes vor; und der obere Theil, welcher rund ist, ist mit kleinen Körnern in Gestalt gewisser Knöpfe am Aermel besetzt.

Man machte hierauf neue Festungswerke, um das Handelshaus von Pondichery wider alle Anfälle zu sichern: die Besatzung wuchs nach solchem Verhältnisse; und als die Stadt von Tag zu Tag volkreicher und größer wurde, so richtete man daselbst ein unabhängiges Gericht

richt (conseil souverain) auf. Damals fieng Pondichery an ein Ort von Wichtigkeit zu werden. Die Gesellschaft hatte dem Herrn Martin die Aufsicht darüber anvertrauet, der viel zu ihrer Vergrößerung beytrug. Aber von dem Jahre 1700 an, bis auf die Regentschaft des Herzogs von Orleans, fiel der Handel der Ostindischen Gesellschaft in eine überaus große Schwachheit. Seit dem Jahre 1686, hatten die Generalpachter auf den Katun und den andern Indianischen Waaren, welche nach Frankreich gebracht wurden, einen unmäßigen Zoll geleget. Man nahm zwanzig Franken (fünf Reichsthaler) von einer Elle Gold oder Silberstück, und von dem übrigen nach diesem Verhältnisse. In der Folge, wurde der Verkauf aller dieser Waaren in Frankreich gar untersagt; und während einer gewissen Zeit, die Einführung der Musselinen verbothen. Auf der andern Seite erlaubete die Regierung verschiedenen Kaufleuten, auf den der Compagnie zugehörigen Schiffen, gegen Bezahlung einer mäßigen Fracht, nach Indien zu handeln. Endlich wurde ihr Handel von Seiten der Admiralität, sehr beschwerlich gemacht, durch die Unterwürfigkeit und der Abhängigkeit, welche man von ihren Agenten verlangte, und wovon

sie der Herr Colbert frey gemacht hatte. Alles schien ihren nahen Fall anzukündigen, als man alle Handlungsgesellschaften im Königreiche mit ihr vereinigte, welche nun mit ihr nur eine einzige ausmachten. Diese Vereinigung geschah im Jahre 1719, und im folgenden Jahre ließ die Indianische Gesellschaft drey reich beladene Schiffe auslaufen. Die Vorsteher der Handlung zu Pondichery erstaunten gewaltig, als sie bey einer so großen Entkräftung des Handels auf einmal eine solche Menge Kriegsbedürfnisse und Waaren, nebst einer beträchtlichen Menge goldener und silberner Münze erhielten. Der größte Theil dieser Reichthümer wurde angewandt die Schulden zu bezahlen, welche die alte Gesellschaft zu Surate, Cambaya, Bengala und andern Ländern Indiens gemacht hatte. Die Folgen des Lawischen Systems* machten, daß

* Hierdurch wird auf die bekannte und für Frankreich sehr schädlich gewesene Erfindung, des berüchtigten Finanzier Law gedeutet; der durch die, viele Vortheile versprechende Handlungsgesellschaften, vornehmlich nach Missisipi und den daher entstehenden Actienhandel, ganz Frankreich, aus Begierde zum Gewinn, in Aufruhr brachte. Am Ende zeigete sich, daß die Regierung durch dieses Mittel das Geld des gan-

daß der erste Anschein des Glückes verschwand. Im Jahr 1721 und 1722, war man außer Stande Schiffe abzusenden: und indessen hatte doch die Zahl der Einwohner und der Häuser zu Pondichery sehr zugenommen. Man fieng damals an, die Stadt mit guten Mauern zu umgeben: die Gesellschaft trug die Hälfte der Kosten, und die Einwohner gaben das übrige. 1724 kam der Französische Handel in Indien wieder zu Kräften und sein Fortgang war unter der Verwaltung des Herrn Orry sehr merklich. Herr du Mas, welcher 1735 zum Statthalter von Pondichery ernennet wurde, erhielt vom Groß-Mogol die Erlaubniß, in dieser Stadt Münze zu schlagen: welches der Gesellschaft einen jährlichen Vortheil von vier hundert tausend Livres (hundert und vierzig tausend Reichsthaler) verschaffte. Sie läßt bis jetzt jährlich fünf bis sechs Millionen Rupien schlagen. Im vergangenen Jahre erhielt der Statt-

 halter

ganzen Reichs an sich gezogen, Law und seine Gehülfen sich bereichert, viele Privatpersonen durch ihr Glück sich bey dem Actienhandel groß gemacht hatten, viele tausend andere aber arm geworden waren. Dieses mußte nothwendig auch auf diese Ostindische Handlungsgesellschaft einen starken Einfluß haben. Der Uebers.

halter von dem Könige von Tanschaur für die Compagnie das Fort oder die Schanze Karikanschery und die Stadt Karikal, deren Landgüter und Zölle jährlich vor hundert tausend Livres verpachtet sind. Karikal ist übrigens eine sehr alte Stadt und scheint ehedessen sehr ansehnlich gewesen zu seyn. Es sind daselbst fünf Moscheen, vierzehn Pagoden und fünf bis sechs tausend Einwohner. Sie liegt in dem Königreiche Tanschaur, fünf und zwanzig Stunden von Pondichery.

Auf diese Art wuchs allmälich die Ehre und die Herrschaft der Franzosen in Indien, als die größte und traurigste Veränderung, welche man seit langer Zeit in der Halbinsel dissеit des Ganges gesehen hatte, sich daselbst zutrug. Ein Einfall von Barbaren drohete alles zu verschlingen und zu verheeren; die Klugheit des Herrn du Mas hielt ihre Wuth auf, errettete diejenigen vom Schwerdte, welche dadurch geschlachtet werden sollten, und es wird ihm, wie ich für meinen Theil hoffe, endlich gelingen, diesen Sturm abzuwenden*; denn ich muß Ihnen mel-

* So blühend auch die Französische Ostindische Handlungsgesellschaft um das Jahr 1740 und noch einige Zeit hernach war, da sich der Ver-

melden, Madame, daß ich mich mitten unter diesem Sturme befinde; der mich wahrscheinlicher Weise noch einige Zeit zu Pondichery aufhalten wird. Es wird Ihnen vielleicht nicht zuwider seyn, wenn ich Ihnen den Vorfall melde, welcher so viel Schrecken in diesem Lande verursachet.

Nach dem Feldzuge des Thamas-Kuli-Kan in die Staaten des Groß-Mogols, glaubeten einige Statthalter oder Unterkönige in der Halbinsel von Indien, eine sehr bequeme Gelegenheit gefun-

Verkauf ihrer Waaren jährlich auf 25 Millionen Livres (gegen 7 Million Reichsthaler), belief: so sehr, hat doch dieselbe nach dieser Zeit, sonderlich durch den letzten langen Krieg mit England vom Jahre 1756-1763. abgenommen; da nicht nur durch Eroberung ihrer Pflanzstädte in Ostindien durch die Engländer, sondern auch durch die so gewaltige Ausbreitung der Englischen Ostindischen Gesellschaft in dasigem Welttheile, und den nachherigen allgemeinen Verfall der Handlung in Europa, ihre Kräfte ganz verzehret worden sind. Jetzt befindt sie sich in einem Zustande, der ihren völligen Untergang fast vermuthen läßt, so sehr auch der Französische Hof solchen zu vermeiden und der Compagnie durch Lotterien und andere Vortheile wieder aufzuhelfen suchet.
Der Uebers.

gefunden zu haben, sich zu unabhängigen Herren zu machen. Der Nabad von Arcatte, ein alter Bundesgenosse der Franzosen, schmäuchelte sich, ein Königreich für seinen Sohn und ein anderes für seinen Eidam errichten zu können. Er brachte eine zahlreiche Armee zusammen, davon er ihnen das Commando übergab und mit welcher sie viele von den kleinen Königreichen verwüsteten, die von Heydnischen Fürsten regieret werden, und dem Groß-Mogol einen jährlichen Tribut bezahlen müssen. Sie belagerten und eroberten die Stadt Tichera-pali; fielen in die Staaten des Königes von Tanschaur, und bemächtigten sich Madura, Travancor und der benachbarten Länder. Die Heydnischen Fürsten, welche durch diese Eroberungen in Schrecken gesetzet wurden, bathen bey dem Könige der Marater um Hülfe. Dieser König bekennet sich mit ihnen zu einer Religion, nämlich zur Heydnischen, und beherrschet ein sehr weitläuftiges Stück Landes. Man hat ihn öfters zwey oder drey hundert tausend Menschen auf die Beine bringen sehen, an deren Spitze er die Länder des Groß-Mogols verwüstete und ungeheuere Brandschatzungen eintrieb. Diese Völkerschaft, nachdem sie lange zerstreuet gewesen: hat sich endlich in einigen

gen Ländern von Indostan festgesetzet. Der Kaiser Aureng-Zeb hat sich über zwanzig Jahre Mühe gegeben, sie in dem Gebirge von Deckan zu erhalten, ohne daß es ihm gelingen wollen. Seit dieser Zeit haben die Maraten beständige Kriege mit ihren Nachbarn gehabt und mit ihnen unzählige Friedensschlüsse gemacht, welche sie aber nur so lange gehalten, als sie ihren Vortheil dabey fanden. Sie haben selbst erstaunliche Veränderungen erdulden müssen, und was am meisten dabey zu bewundern, so sind diejenigen, welche sie gegenwärtig beherrschen, Braminen, welche sie verabscheuen und denen sie dennoch um einen sehr mittelmäßigen Sold dienen. Der Hauptsitz des Braminen, ihres Oberherrn, ist Paona; und Nanna ist der Titel den man ihm giebt. Der Tribut an dem vierten Theile ihrer Einkünfte, welchen ihnen noch heutiges Tages die Rajas oder Statthalter abtragen müssen, beweiset, daß diese Völker ehedem sehr mächtig in Indostan gewesen sind, ohngeachtet des Zwiespaltes der heutiges Tages unter ihnen herrschet. Die Maraten heben ihn in baarem Gelde in allen Provinzen und lassen allezeit Reste zurück, damit sie einen Vorwand haben, neue Einfälle zu thun, wenn ihre Kriegesvölker nichts zu schaffen und

keine

keine Uebung haben. Es ist nicht gar lange, daß diese Völker einen Haufen Freybeuter ausmachten, welche sich bey denen in Dienste begaben, die sie am besten bezahlten. Sie hatten weder einen gewissen Sitz, noch ein anderes Handwerk, als den Krieg; und sie hatten sich den Mogols furchtbar gemacht, welche sie beständig beunruhigten, und sie durch Hunger und Elend aufrieben, ungeachtet der fürchterlichen Armeen, die sie ins Feld stellen. Die Räuber liegen beständig auf der Landstraße und weil sie weder Geräthe noch Lebensmittel mit sich führen: so ist es sehr schwer sie zu ertappen; denn sie ziehen sich geschwind in ihre Wüsten zurück. Sie bedienen sich sehr dauerhafter und zur Arbeit abgehärteter Pferde, und füttern sie mit dem Getraide, das sie unterwegens antreffen. Diese Reuter sind sehr fürchterlich mit ihrem Gewehre; und es entgehen wenig Kriegesvölker ihren Säbeln, wenn einmal ihre Glieder gebrochen sind. Der Haß und die Freundschaft dieses Volkes ist auf gleiche Weise zu fürchten. Sie richten ihre Feinde durch die vielen Verheerungen zu Grunde, die sie in ihren Ländern verüben: und ihre Bundsgenossen durch unerhörte Summen, welche sie von ihnen erpressen. Die Mogols haben keine größern Feinde,

als

als diese Kriegesvölker; und wenn diese nicht gewesen, würden sich die Mogols schon der ganzen Halbinsel von Indien bemächtiget haben.

Dieses ist das Volk, Madame, welches die Heyden wider den Nabad von Arcatte zu Hülfe riefen. Sowohl die Raubbegierde, als auch das Verlangen ein Land gleiches Glaubens mit ihm, wider die Einfälle der Mahumedaner zu schützen, brachte den Maratischen König zu dem Entschlusse, seinen Sohn mit sechzig tausend zu Pferde und hundert und funfzig tausend Mann zu Fuße dahin zu schicken. Der Nabad von Arcatte, welcher Nachricht von ihrer Annäherung hatte, machte Anstalten zu verhindern, daß sie nicht in seine Länder einfielen; allein er wurde gezwungen, dem Ueberwinder zu weichen, und kam in der Schlacht um. Das Gerüchte von dieser Niederlage setzte das ganze Land in Schrecken. Man wollte es nicht eher in Pondichery glauben, bis man eine erstaunliche Menge Menschen ankommen sah, welche dahin flüchteten. Der Haufe wurde so groß, daß man gezwungen war, die Thore zuzumachen. In diesen Umständen kam auch die Wittwe des Nabads nebst ihrer Familie dahin. Der Herr du Mas empfieng sie mit aller der Achtung, die er ihrem Stande, der unglücklichen

lichen Lage ihrer Umstände, und der Freundschaft, die der Nabad beständig gegen die Franzosen gehabt hatte, schuldig war. Diese Edelmüthigkeit könnte uns vielleicht einen verdrießlichen Krieg zu ziehen; denn man spricht hier, daß der General der Marater, sich dadurch beleidiget achte, daß man dieser unglücklichen Familie eine Zuflucht verstattet habe, und drohe seine Völker gegen Pondichery anrücken zu lassen. Die Wittwe des Nabads, welche von der Hochachtung und Ehrenbezeugung durchdrungen war, die sie täglich von dem Herrn du Mas und seiner Gemahlinn empfieng, benachrichtete davon ihren Sohn. Dieser Fürst, der durch diese gute Aufnahme gerühret war, schrieb in den rührendsten Ausdrücken an den Statthalter und seine Gemahlinn. Seine Mutter, der er zu wissen gethan, daß er mit den Maraten Friede gemacht hätte, ließ ihm entbiethen, zu ihr zu kommen, um den Schmerz zu lindern, welchen ihr der Tod ihres Mannes verursachete, und der noch gar nichts von seiner ersten Stärke verlohren hatte. Man wußte zu Pondichery, daß er sich fertig machte, dahin zu kommen und daß er seinen ganzen Hofstatt mit sich bringen würde. Der Herr du Mas ließ geschwind vor dem Hauptthore der

Stadt

Stadt ein Zelt aufschlagen, ihn zu empfangen, und schickte ihnen zween Officiers der Gesellschaft, nebst Haufen von Spielleuten und Tänzerinnen, nach dasigem Gebrauche bis an die Gränze, entgegen. Der Nabad langete des Abends um sechs Uhr an. Der Herr du Mas, welcher von seiner Leibwache und von allen, die Bedienungen in der Stadt hatten, begleitet wurde, bewillkommete ihn, als er aus seinem Palankin stieg. Sie umarmten sich einander, mit vielen Freundschaftsbezeugungen unter Lösung der Stücke. Darauf nahm der Statthalter den Nabad bey der Hand, und führete ihn unter das Zelt, das man ausgezieret und mit vielen Wachskerzen erleuchtet hatte. Die ganze Besatzung stand mit aufgepflanzten Bajonetten im Gewehre, und hatte das Thor und die Mauern der Stadt besetzt. Nachdem er kurze Zeit unter dem Zelte sich aufgehalten hatte: so wurde er in den Garten der Compagnie geführet, wo seine Mutter und Schwestern sich befanden. Als ihn der Statthalter in seinem Pallaste empfangen hatte: so bedienete er ihn mit Betel und Rosenwasser: es ist der Gebrauch denenjenigen Kopf und Kleider damit zu bespritzen, welchen man besondere Ehre bezeigen will. So dann both er ihm im Namen der

Gesellschaft die gewöhnlichen Geschenke an; denn nach der Gewohnheit des Landes pflegt man solches, bey allen Besuchen, die man einander giebt, zu thun. Der Nabad bezeigte noch selbigen Abend seine Erkenntlichkeit dem Herrn du Mas, indem er ihm einen von seinen schönsten Elephanten zuschickte. Ein Geschenk, welches die Morgenländer nur den vornehmsten Potentaten machen; und dieses beweiset, daß der Nabad von Arcatte den Herrn du Mas in diesen hohen Rang setzte.

Sehen Sie, Madame, in welchem Zustande die Sachen gegenwärtig, da ich an Sie schreibe, sind. Ich werde vielleicht Gelegenheit haben, Ihnen noch einiges in der Folge meiner Reisen davon zu sagen. Indessen so will ich Ihnen den jetzigen Zustand der Stadt Pondichery beschreiben. Man zählet hier über hundert tausend Einwohner, an Christen, Mahumedanern und Heyden. Sie ist im Vierecke gebauet, und hat über eine Stunde im Umfange. Ohngeachtet die Stadt nur nach und nach erbauet worden: so ist sie doch so ordentlich angeleget, als wenn man sie auf einmal gebauet hätte: dieses zeiget von der Aufmerksamkeit der Statthalter, jeder Privatperson ihren Bauplatz anzuweisen, und ihn gut anzuordnen. Die Gassen

sind

sind nach der Schnur gezogen: die vornehmste ist eine Stunde lang; und alle haben eine ziemliche Breite. Die Häuser stoßen an einander, und haben nur ein Geschoß. Die Häuser der Europäer sind aus Ziegelsteinen erbauet, und die andern aus leimigter Erde, welche an der Sonne getrocknet und mit einer Art von Kalk, von gebrannten Austerschaalen, überzogen sind. Gemeiniglich sind sie acht Ruthen lang und sechs Ruthen breit, und dienen über zwanzig Personen zur Wohnung. Die Höfe sind mit Bäumen bepflanzet, in deren Schatten die Weber die schönen Zeuge verfertigen, welche die Indianische Gesellschaft jährlich aus diesen Ländern bekömmt. In diesen Höfen oder auf den platten Dächern der Häuser, schlafen des Nachts die Indianer fast ganz nackend und auf einer bloßen Matte; denn da Pondichery in dem heißen Erdstriche liegt, so ist es daselbst nicht nur sehr heiß: sondern es regnet auch, durch eine sonderbare Einrichtung der Natur, nur höchstens sieben oder acht Tage im ganzen Jahre, welches ordentlich am Ende des Weinmonats sich zuträgt.

Das vorzüglichste Haus zu Pondichery ist der Pallast des Statthalters; diesen gegenüber steht ein großes mit schönem Hausgeräthe ver-

sehenes Gebäude, wo die fremden Fürsten und Gesandten ihren Abtritt nehmen. Ein dabey befindlicher Garten, der mit sehr schönen Baumgängen besetzet ist, dienet zu den öffentlichen Spaziergängen. Die Jesuiten haben ein Haus, worinnen zwölf bis vierzehn Ordensleute wohnen, welche im Lesen, Schreiben und in der Mathematik Unterricht geben; aber nicht die lateinische Sprache lehren. Die Priester von auswärtigen Missionen, und die Capuciner haben hier auch ihre Häuser. Unter den letztern kenne ich einen gewissen Pater Norbert, den ich für einen Lothringer halte, und, wie ich aus den Gesprächen schließe, welche ich mit ihm in Ansehung der Jesuiten einigemal gehabt habe, sehr triftige Ursachen haben mag, über sie mißvergnügt zu seyn. Er giebt vor, daß er einige Nachrichten wider sie besitze, welche er drohet drucken zu lassen, wenn er von seinen Vorgesetzten die Erlaubniß erhält, die er suchet, nach Europa zurück zu kehren.

Die Heyden haben zwo Pagoden in der Stadt, wo man ihnen freye Uebung ihres Götzendienstes läßt. Die Könige des Landes bedungen sich dieses, als sie der Compagnie erlaubeten, sich daselbst niederzulassen. Diese Götzendiener sind zwar arm, aber sie arbeiten

ohne

ohne Unterlaß, und machen die ganze Gegend reich. Der beste Arbeiter verdienet des Tages nicht mehr als zween Sols; und dieser mäßige Verdienst reichet zu, daß er mit Weib und Kind sich davon erhalten kann; welche, wie er selbst, von nichts als von Reiß in Wasser gekocht, leben; eine Art ungesäuerter Kuchen in der Asche gebacken, sind das einzige Brodt, daß sie essen; und noch darzu haben sie es sehr selten, obgleich das Brodt zu Pondichery eben so gut ist, als in Europa. Der Reiß wächst im Ueberflusse in diesem Lande; und man hat auch diese Fruchtbarkeit dem Fleiße und der Arbeit dieser Indianer zu danken. Da der Reiß nicht anders als unter dem Wasser aufwächst: so graben sie auf den Feldern in einiger Weite von einander Brunnen, zehn bis zwölf Fuß tief; und setzen eine Art von Zugbalken auf den Rand, mit einem Eimer an dem einen, und einem Gewichte an dem andern Ende desselben. Ein Kärl tritt, wenn man schöpfen will, mitten auf den Balken, dem er den Schwung giebt, in dem er wechselsweise mit einem Fuße auf jede Hälfte auftritt. Wenn ein Brunnen ausgeschöpft ist: so geht er zu einem andern, und so fort den ganzen Tag lang. Dieses Volk ist sehr geschickt, das Wasser zu sparen und anzuwenden, welches

sie nach der Regenzeit oder nach der Austretung der Flüsse nicht nur in Brunnen und in Cisternen, sondern auch in Teichen und Seen, die sie mit ihren eigenen Händen graben, aufbehalten.

Außer den Häusern der Gesellschaft und des Statthalters, sind auch Privatpersonen zu Pondichery, welche sehr schöne Häuser haben. Man trifft auch daselbst geräumliche Vorrathshäuser, sechs große Thore, ein wichtiges Citadell, dreyzehn kleine besondere Schanzen oder Bollwerke, mit fürchterlichem Geschütze, welches aus vier hundert Kanonen besteht, an. Es ist nur zu bedauern, daß eine so schöne Stadt keinen Haven hat. Es ist nichts als eine Rhede, wo die Schiffe nicht anländen können, in dem das Meer an diesem Orte nie über zween Fuß Wasser hat. Man muß die Waaren in kleinen Fahrzeugen, auf eine Stunde weit, hin und her bringen. Uebrigens fehlet hier nichts zur Bequemlichkeit und Anmuth des Lebens. Man lebet hier sehr gut und wohlfeil, bey Rindfleische, Kalbfleische, ꝛc. Federvieh, Wildpret, und Fischen. Es ist wahr, die Küchengewächse wachsen hier sehr schwerlich: und diejenigen, die man hier noch haben kann, haben an Geschmack gar keine Aehnlichkeit mit den unsrigen. Aber

was

was die Früchte betrifft, wenn es auch gleich nicht eben die Arten, wie die in Europa sind, so hat man doch andere, welche vielleicht noch besser sind.

Der Statthalter zu Pondichery hat zwölf Mann Leibwache zu Pferde und drey hundert zu Fuße, die man Pions nennet. An Tagen, die Gepränge verlangen, läßt er sich durch sechs Personen in einem Palankin tragen, dessen Küssen und Himmel mit Gold gesticket, und mit goldenen Troddeln gezieret sind; um sich nach dem Geschmacke der Morgenländer zu bequemen, welche von der Macht eines Volkes nicht anders urtheilen, als nach der Pracht dererjenigen, die sie vorstellen. Die ungemeine Achtung, welche die Franzosen hier genießen, haben sie größtentheils dem Herrn du Mas zu danken, welcher im Jahre 1735 Statthalter wurde. Seine kluge Aufführung hat der Gesellschaft, bey den Indianischen Fürsten, Freyheiten, Vorzüge und Ehrenbezeugungen zu wege gebracht, welche den Franzosen, die sich daselbst niederlassen, oder die in diesen Ländern reisen, ungemein schmäuchelhaft seyn müssen. Ich genieße jetzt dieser Vortheile, worunter auch der ist, daß ich den Herrn Statthalter von Person kenne. Ich schreibe seiner Freund-

schaft zu, daß ich so leicht eine Reise, in der Insel Ceylan habe thun können; mit Empfehlungsschreiben, welche mir den dasigen Aufenthalt werden angenehm machen können.

Ich bin ꝛc.

Pondichery, den 18ten März, 1741.

Der 37. Brief.

Ceylan.

Wir verweileten uns zweymal auf unserer Reise von Pondichery nach Ceylan, und besuchten, im Vorbeygehen, die Städte Tranquebar und Negapatan, welche alle beyde auf der Küste von Koromandel liegen. Erstere gehöret den Dänen, welche die Stifter dieser Stadt sind. Sie haben daselbst eine Festung angeleget, welche durch ihre Weitläuftigkeit und Vertheidigungswerke wichtig ist. Die Dänische Handlungsgesellschaft unterhält daselbst eine Besatzung von ungefähr fünf hundert Mann, welche halb aus Europäern und halb aus Indianern besteht. Die Holländer, welche auf ihren Handel eifersüchtig waren, haben alle Mühe angewendet, solchen zu stören.

Sie

Sie haben die Fürsten des Landes unter der Hand veranlasset, sich wider diese aufgerichtete Handelsgesellschaft zu verbinden. Die Engländer aus Madras kamen Tranquebar zu Hülfe, welches der Raja von Tanschaur, von der Holländischen Handelsgesellschaft unterstützet, seit einem halben Jahre belagert hielt; und befreyeten es durch ihre Tapferkeit. Diese Stadt ist groß und wohlgebauet; und man trifft eine Catholische und drey Evangelische Kirchen, eine Moschee, und fünf Pagoden daselbst an, weil sie von Völkern, von allen Religionen bewohnet wird. Der König von Dännemark unterhält daselbst Missionarien, welche die Christliche Religion, nach den Grundsätzen der Protestanten, predigen müssen: man lobet ihren Eifer und ihren Fleiß. Sie haben eine Buchdruckerey und Arbeiter dazu aus Europa kommen lassen; eine Sache, welche in Indien noch nicht war gesehen worden. Sie machten den Anfang mit kleinen Büchern ihres Glaubens, welche in die Malabarische und Portugiesische Sprachen übersetzet waren. Nachgehends erschien auch in diesen beyden Sprachen eine Uebersetzung des Alten und Neuen Testaments.

Als die Portugiesen anfiengen, sich in Indien niederzulassen: so war Negapatan nur ein

schlechtes Dorf. Sie machten eine Stadt daraus, die sie mit Mauern und einem breiten Graben umgaben. Sie erbaueten Kirchen und stifteten eine Jesuiter Schule daselbst. Nach einem ruhigen Besitze von mehr als funfzig Jahren, nahmen ihnen die Holländer diesen Platz weg, legten eine starke Besatzung hinein, und machten denselben zu einem ihrer schönsten Handelshäuser. Seit dem sie davon Meister sind, sieht man Mahumedaner, Indianer und Banjanen daselbst, welche unter ihrem Schutze, frey und ruhig ihre Religion und ihren Handel üben; welches die Portugiesische Frömmigkeit niemals weder verstatten zu können noch zu dürfen geglaubet hat. Negapatan hat seinen Namen, von der Menge der Schlangen, welche sich in ihrer Nachbarschaft befinden. Es giebt welche von erstaunlicher dicke; diese Art aber thut keinen Schaden: und die Einwohner fürchten sie so wenig, daß sie solche öfters in ihre Häuser locken, und sie mit Milch und Reiße füttern.

Die Holländer zu Negapatan, thun häufige Reisen nach Ceylan, wo sie einen ansehnlichen Handel haben. Ich hatte einige Briefe von dem Herrn du Mas, an die reichsten Handelsleute dieser Insel, welche mich ungemein gut aufnahmen. Wir stiegen im Haven von Jafnapas-

tan

tan aus, wo sich gleichfalls die Holländische Handelsgesellschaft auf den Ruinen der Portugiesen festgesetzt haben. Letztere haben vor diesem einen Theil der Küsten von Ceylan besessen, wovon sie bis in die Hauptstadt Streifereyen thaten. Sie hatten sich daselbst so furchtbar gemacht, daß sie den König gezwungen hatten, einen jährlichen Tribut an sie zu bezahlen. Dieser Fürst nahm endlich seine Zuflucht zu den Holländern nach Batavia, welche ihre Waffen mit den seinigen vereinigten, die Portugiesen schlugen, sie aus allen ihren festen Plätzen vertrieben, und sich an ihrer Stelle fest setzten.

Ich wurde gar bald gewahr, wie viel Hochachtung man für den Statthalter von Pondichery in diesen Ländern hatte. Die Briefe, die ich bey mir hatte, verschaften mir ein Ansehen, welches ich zu meinem Unterrichte mir zu Nutze machte. Nachdem ich mich erkundiget hatte, auf was für eine Art man die Reise in dieser Insel am sichersten unternehmen könnte: so wollte ich alles selbst in Augenschein nehmen; und weil man in einem so mißtrauischen und argwöhnischen Lande ungemein viele Vorsicht gebrauchen muß: so habe ich mehr Zeit darzu nöthig gehabt, als ich vermuthet hatte.

Die

Die Insel Ceylan, ist in große und kleine Bezirke abgetheilet. Die großen gleichen unsern Provinzen: die kleinen sind Arten von Aemter, Colras genannt, die in den größern Bezirken liegen. Sie ist hundert Stunden lang, funfzig breit, hat über zwey hundert Stunden im Umfange, und ihre Gestalt gleicht einer Birn. Sie ist zweyerley Herrschaft unterworfen: die Holländer sind Herren von den Küsten: und der König von Candy besitzt den innern Theil. Die erstern besitzen Jafnapatan, die Insel Menaar, Calpentine, Negambo, Colombo, Puntogallo, Baticalon und Trinquemale. Ich nenne die Städte nach der Ordnung, wie ich sie durchreiset habe: denn ich wollte die ganze Insel umreisen, und wenn ich mich ins Land hinein begab: so kehrete ich allezeit in den nächsten Haven wieder zurück, wo ich ans Land gestiegen war. Ich fand allenthalben von Seiten der Holländer eben dieselbe Hochachtung und eben dieselbe Aufnahme. Die Städte, die sie an der Küste besitzen, haben nichts merkwürdiges; nichts daß sie von ihren andern Handelshäusern in Indien unterscheide. Colombo, die alte Hauptstadt der Portugiesen in Ceylan, hat noch heut zu Tage den ersten Rang unter den Holländischen Pflanzstädten in die-

dieser Insel. Diese Stadt liegt an einem Bay, der einen bequemen Haven macht. Die Holländer haben seinen Umfang sehr eingeschlossen, und seine Festungswerke ansehnlich vermehret; der Pallast des Statthalters ist ein großes und schönes Gebäude. Das Zeughaus und seine Waarenlager sind sehenswürdige Gebäude. Weil diese Stadt das vornehmste Handelshaus auf der Insel ist, so hat der oberste Befehlshaber und das oberste und unabhängige Gericht hier ihren Sitz. In den andern Städten sind Niederlagen für die Waaren, die sie mitten aus der Insel ziehen, und welche sie hernach nach den Oertern ihrer Bestimmung schaffen.

Indem ich tiefer in das Land hinein gieng, traf ich viel mehrere Gegenstände an, welche meiner und Ihrer Aufmerksamkeit, Madame, würdig sind. Ich war gleich in einem glücklichen Zeitpunkte daselbst angelanget. Die Holländer lebten in der vertrautesten Freundschaft mit dem Könige von Candy, außerdem würde ich mich nicht in ein Land vertiefet haben, aus welchem man nur sehr schwer wieder herauskommen kann. Die Einwohner sind gegen alle Weiße, die ihnen begegnen, mißtrauisch; sie forschen sie aus; und wenn sie mit ihren Antworten nicht zufrieden sind: so halten sie solche

als Flüchtlinge an. Man kann ihre Wachsamkeit nicht leicht betrügen; und wenn es auch geschehen sollte: so müßte man sich doch für glücklich halten, wenn man einen Haven am Meere erreichen, und ein segelfertiges Schiff daselbst antreffen könnte, außerdem würde man der Gefahr ausgesetzet seyn, vor Hunger in den Wäldern umzukommen.

Es sind nur fünf, etwas ansehnliche Städte in dem Königreiche Candy; die Hauptstadt, die dem Lande den Namen giebt, hat den Vortheil, da sie mitten in der Insel liegt, daß man von allen Seiten mit gleicher Bequemlichkeit dahin kommen kann. Ihre Gestalt ist dreyeckigt und der Königliche Pallast steht an der Spitze gegen Morgen. Alle Zugänge zur Stadt sind auf eine Stunde weit mit Dornhecken verwahret, dabey man beständig Wache hält. Der große und schöne Fluß Mavelagongue fließt nur eine vierthel Stunde von der Stadt vorbey, durchstreicht die ganze Insel und fällt zu Trinquemale ins Meer. Die Menge von Klippen, durch welche dieser Fluß fließt, machen ihn wenig schiffbar, und sein reißender Strom leidet keine Brücke. Außerdem ist es eine Staatsklugheit des Landes, zu verhindern, daß man daselbst nicht so leicht anlanden kann. Candy

war

war vor diesem eine ansehnliche Stadt, wo die Landesherren ihren Sitz hatten; da sie aber von den Portugiesen zur Zeit ihrer ersten Eroberungen zerstöret worden: so haben ihre Fürsten ihren Sitz anders wohin verleget, und sie reisen nur dann und wann noch dahin. Die vier andern, ein wenig beträchtlichen Städte dieses Königreichs, sind Nellemby, Allut, Badula und Digligy. Allut ist der Ort, wo man Salz- und Getraidemagazins zur Kriegszeit anleget. In der Nachbarschaft von Badula wird der beste Ceylanische Taback gebauet: und es ist merkwürdig, daß das Vieh, welches man hier zieht, nicht lange leben kann, wenn es in eine andere Provinz versetzet wird. Der König hält sich öfters in der Stadt Digligly auf, als in einem Platze, welcher durch das nahe und hohe Gebirge gesichert ist, das ihm zu allen Zeiten zu einem Zufluchtsorte dienen kann. Es ist mit so vielen Felsen, Waldungen und Abgründen bedecket, daß eine Handvoll Leute dem größten Kriegsheere widerstehen würde. Der Königliche Pallast ist mit Wällen umgeben, und der Bezirk ist mit allerley unordentlich gebaueten Häusern angefüllet, welche größtentheils niedrig, mit Stroh, und nur einige wenige mit Ziegeln gedecket sind. Diese letztere haben zwey

Stock-

Stockwerke mit offenen Gängen, freye Luft zu haben, und sind mit Geländern von Eben- oder gemaltem Holze umgeben. Der Gipfel eines jeden Gebäudes ist mit irrdenen Gefäßen gezieret; und die Fenster sind mit Silber beschlagen. Die Thüren sind mit Schnitzwerk, und die Schlösser und Riegel mit gestochener und gegrabener Arbeit gezieret; aber ohne sonderlichem Geschmacke: indessen herrschet doch eine Art von Pracht in diesen Gebäuden.

Die Großen haben genugsam schöne und bequeme Häuser. Sie bestehen gemeiniglich aus zwey gegen einander über stehenden Gebäuden, die vermittelst einer Mauer so zusammenhängen, daß in der Mitten ein viereckigter Hof bleibt. Die Mauern sind mit Kühmist überstrichen, welcher macht, daß der Regen nicht eindringen kann. Die gemeinen Häuser der Einwohner sind niedrig, klein, mit Stroh gedecket und auf Stangen gebauet, die man zuweilen mit Leim überschmieret. Ein Hauptgesetz auf der Insel Ceylan verbeut, ein anderes Gebäude zu weißen, als allein die Tempel der Götter und die Palläste der Könige.

Außer diesen fünf Städten, welche ich genennet habe, sind noch sehr viele Flecken und Dörfer in dem Königreiche, welche aber die Aufmerk-

samkeit

samkeit der Reisenden nicht verdienen. Die Einwohner bemühen sich weder ihre Gassen nach der Schnure zu bauen, noch ihren Häusern die gehörige Ordnung zu geben. Jede Familie hat ein allein stehendes Haus, welches mit einem Zaun und Graben umgeben ist, und sie verlassen dasselbe, so bald sie in dem Dorfe nur eine über Hand nehmende Krankheit spüren; sie glauben der Teufel habe sich der Wohnung bemächtiget, und suchen sich anderswo eine glücklichere. Diese Leute bauen niemals an die Landstraßen, damit sie nicht den neugierigen Blicken der Vorbeygehenden ausgesetzet sind.

Die Waldungen und Gebirge, mit welchen das ganze Land angefüllet ist, trennen die Corlas oder besonderen Bezirke von einander, und dienen ihnen statt Festungen, und ist es ihnen verbothen, sie auszurotten. Die Zugänge zu den Gebirgen sind sehr schwer; die Wege sind daselbst so enge, daß man sie eher für enge Pässe, als für offene Straßen halten würde. Sie sind übrigens von Dornhecken, und von den Einwohnern der benachbarten Dörfer bedecket.

Diese Dornhecken, welche man auf allen Straßen unterhält, werden bey herannahendem Kriege, nicht nur bey dem Eingange ins Gebirge, sondern auch in allen Städten, Dörfern

und Kreuzwegen verdoppelt. Sie sind aus einer gewissen Art Buschwerke zusammengesetzet, dessen Aeste mit drey bis vier Zoll langen Dornen, so hart als eiserne Nägel, besetzet sind. Die Aeste sind, einer neben dem andern, gekrümmet, an drey oder vier Pfähle gebunden, und so wohl eingerichtet, daß man sie in die Höhe ziehen und niederfallen lassen kann, um darüber zu kommen. Man hält sehr genaue Wache auf allen Wegen, die nach Hofe führen und es wird niemand ohne ein Siegel durchgelassen, welches man von den Beamten empfängt, die zu dieser Austheilung gesetzet sind. Diese Siegel sind von einander, nach der Beschaffenheit des Standes und der Handwerke derer, die es verlangen, unterschieden. Dasjenige, das ein Soldat bekömmt, stellet einen bewaffneten Mann vor; auf eines Landmannes Siegel steht ein Mann, der zween Säcke an den beyden Enden eines Stockes trägt. Als einem Europäer, gab man mir das Bild eines Mannes, der einen Degen an der Seite und einen Hut auf dem Kopfe hatte, zum Geleitsbriefe.

Der höchste Berg in der ganzen Insel ist derjenige, den die Portugiesen Adamsberg (Pic. d'Adam), genennet haben, und welchen man zwanzig Stunden weit in der See sieht.

Es geht aus demselben ein Felsen hervor, der sich über eine Viertelstunde in die Luft, in Gestalt einer Pyramide, erhebt: aber er ist so steil, daß man nur vermittelst einer eisernen Kette, die von oben bis unten hinunter geht, auf den Gipfel desselben gelangen kann. Man schätzet den Weg von dem Fuße des Berges bis auf den höchsten Gipfel des Felsens, ohngefähr zwey Stunden: aber der Weg ist so beschwerlich, daß man über acht Stunden brauchet, hinauf zu kommen. Obschon der Gipfel, wenn man ihn unten im Thale betrachtet, spitzig zu seyn scheinet: so ist doch nichts destoweniger oben eine Ebene, von mehr als zweyhundert Schritten im Durchschnitte, und in dessen Mitte ein sehr tiefer und großer See, der mit dem besten Wasser zum Trinken angefüllet ist. Es entspringen aus demselben viele Bäche, welche in Strömen von dem Berge herabfallen, und nachdem sie sich vereiniget haben, zu drey großen Flüssen werden, welche die Ebene wässern und fruchtbar machen. Nahe an dem See ist ein breiter Stein, mit einem eingedruckten Menschen-Fuße, der zweymal so groß als ein natürlicher Fuß, und eben so schön gebildet ist, als wenn er in Wachs gedrucket wäre. Weil die Einwohner im Lande sich einbilden, daß dieses

der Fußstapfen des ersten Menschen sey: so haben sie hier ihre größte Andacht, und halten es für ein verdienstliches Werk, dahin zu wallfahrten; besonders an dem ersten Tage im Jahre, welcher bey ihnen im Monat März fällt. Alsdann sieht man Aufzüge von einer unzählichen Menge Männer, Weiber und Kinder auf diesen Berg. Um den Stein sind viele Bäume gepflanzet, und weiter hin hat man Häuser für die Wallfahrter, nebst einer Pagode für den Priester gebauet, der die Opfer empfängt und den Wallfahrtern tausend Wunderwerke erzählet, die durch die Kraft des Steines verursachet worden.

Es scheinet, daß die Natur einen Gefallen gehabt hat, die Insel Ceylan mit den raresten Schätzen der Erde zu bereichern. Sie hat sie unter den schönsten Himmelsstrich in der ganzen Welt gesetzet; ihre Berge sind mit Bäumen bedecket, und ihre Thäler mit fruchtbaren Quellen gewässert. Allein diese Insel hat, wie ich glaube, noch etwas sehr sonderbares. Wenn die Abendwinde wehen, so haben alle gegen Abend liegende Theile der Insel Regen; und alsdann ist die Jahreszeit geschickt zum Ackerbaue. Um diese Zeit, genießt das ganze Land gegen Morgen, eine angenehme Luft, und trockene

Wit-

Witterung; und dieses ist die Zeit zur Aernte. Wenn im Gegentheile die Morgenwinde wehen: so bringen sie den Regen in den östlichen Theil der Insel, welcher dadurch auch seines Theils geschickt wird, zum pflügen; da mittlerweile die Abend-Seite, die angenehmste Witterung genießt, ihr Getraide reifen siehet und einärntet. Nässe und Trockene scheiden sich gemeiniglich mitten in der Insel von einander; und der Berg, welcher in der Mitte steht, ist zugleich auf einer Seite trocken, und auf der andern naß. Wenn ich aus einem feuchten Orte kam: so befand ich mich plötzlich auf einem brennenden Boden; und der eine Ort war von dem andern nicht über hundert Schritte entfernet.

Der Bezirk von **Udanur**, welches die höchste Stadt bedeutet, und der von Tattanur, worinnen die königliche Stadt **Candy** liegt, sind die schönsten, fruchtbarsten und volkreichsten auf der Insel; die Einwohner werden auch als die vornehmsten Unterthanen des Königes betrachtet, und es ist auf Ceylan zum Sprüchworte geworden, daß, wenn das königliche Haus aussterben sollte: so könnte man den ersten den besten, aus einem von diesen Bezirken hinter dem Pfluge wegnehmen, und ihn sauber klei-

kleiden, alsdann würde man einen König haben, dem weder Geburt noch gute Eigenschaften fehlen. Unter andern Vorrechten genießen sie auch dieses, daß sie keine andern Statthalter haben, als solche, welche in dem Bezirke gebohren worden.

Das Königreich Candy ist, so zu sagen, von der Natur selbst befestiget. So bald man hinein kömmt, geht man beynahe beständig bergauf. Diese erhabene Lage giebt dem Oberherrn den Titel: des Königes auf dem Gipfel der Berge. Die Spuren von vielen zerstörten Städten zeigen, daß Ceylan ehedem bevölkerter gewesen ist, als jetzt. Nichts ist in den Geschichtbüchern des Königreichs bekannter, als diese Ueberbleibsel von ihrer vorigen Pracht; allein, es würde sehr schwer seyn, ihren Ursprung zu bestimmen. Die alte Geschichte von Ceylan enthält nichts als wunderbare Erzählungen und eine Menge dunkler Fabeln, welche die Helden und Götter des Landes betreffen. Diese Träumereyen sind in Büchern enthalten, welche vor heilig gehalten werden, und welche die Lehrbücher der Chingulesen ausmachen. Die Priester, welche sie in Verwahrung haben, verbergen sie sorgfältigst vor dem Volke, und thun ihnen nur einige

wenige

wenige Artikel kund, die man den Kindern beybringt, und welche in den Tempeln gesungen werden. Ein Holländischer Gelehrter, mit welchem ich öfters darüber gesprochen habe, giebt vor, daß die Alten diese Insel unter dem Namen Taprobane gekannt hätten, und daß ihre Reichthümer sie zu dem berühmtesten Lande in ganz Indien gemacht hätten. Das Gold, die Edelgesteine und die Gewürze, an welchen sie einen Ueberfluß hat, zogen die Ausländer dahin; und wenn sie ihre Waaren dahin brachten: so bemächtigten sich die Eingebohrnen ihrer Schiffe, nahmen davon was ihnen gefiel und gaben dafür, was das Land hervor bringt. Ich habe von eben diesem Holländer einen alten Gebrauch auf Ceylan erfahren, welcher angeführet zu werden verdienet. Wenn der König gestorben war: so legte man seinen Leichnam rücklings auf einen Karren, so, daß der Kopf bis auf die Erde herunter hieng. Eine Weibesperson folgte ihm, und warf mit einem Besen, den sie in der Hand hatte, den Staub auf das Haupt des Verstorbenen; zugleich, rief ein öffentlicher Beamter mit lauter Stimme aus: „Völker, sehet hier euren König, der gestern „euer Herr war; aber die Herrschaft, die er „über euch hatte, ist verschwunden; er ist in

„den Zustand versetzet, in dem ihr ihn hier „sehet: machet daher keine Rechnung mehr auf „die ungewisse Hoffnung des Lebens.„ Man wiederholte diese Worte drey Tage hintereinander, nach deren Verlaufe der Körper einbalsamiret wurde; man verbrannte ihn alsdann und streute die Asche in die Luft. Der Thron wurde durch die Wahl besetzet, und der ihn besteigen wollte, mußte schon bey Jahren seyn, und ein allgemeines Zeugniß einer außerordentlichen Sanftmuth haben. Der Fürst durfte keine Kinder haben; und wenn er welche nach der Wahl zeugete: so war er gezwungen, die Krone in die Hände des Volkes zu übergeben, damit sie nicht erblich würde. Niemanden war erlaubet, Sklaven oder Bediente zu halten; jedermann mußte sich selbst bedienen, damit er nicht weichlich und faul würde. Aus eben demselben Grunde war es verbothen, zu schlafen, so lange die Sonne über dem Horizonte stund. Der König mußte sich, wie seine Unterthanen, richten lassen; begieng er ein Hauptverbrechen: so verdammete man ihn zum Tode, ohne daß man ihm eine Leibesstrafe anthat. Seine einzige Strafe war, daß er sich von jedermann, als ein Verbanneter verlassen und verachtet sah. Es war ein Verbrechen, mit ihm zu sprechen;

man

man versagte ihm alle Art von Beystande, und man gab ihm so gar nicht die allernöthigsten Sachen zu Erhaltung des Lebens.

Unzeachtet die Sachen eine ganz andere Gestalt bekommen haben: so kann man doch sagen, daß die Regierungsform dieses Königreichs annoch Gesetze und Grundregeln habe, welche diese Nation glücklich machen würden, wofern der König seine Macht nicht misbrauchte, dawider zu handeln. Seine Staaten sind erblich: aber der König wählet nach seinem Gefallen einen Nachfolger aus seinen Kindern, oder theilet seine Staaten unter sie. Das Regimentsruder ist in den Händen zweener der vornehmsten Staatsräthe, Adigards genennet, welche die Staats- und Kriegs-Angelegenheiten unter sich haben. Sie richten ohne fernere Appellation die Sachen dererjenigen, die mit dem Ausspruche der Unterstatthalter nicht zufrieden sind. Sie haben ihre untergeordnete Beamte unter sich, die zum Zeichen ihrer Würde einen krummen Stab tragen, welcher eben so geehret wird, als das Siegel der beyden Adigards selbst. Die Statthalterschaft der Provinzen verbindet diejenigen, die solches Amt haben, bey Hofe zu bleiben, wo ihre Verrichtung ist, bey des Königs Person

Wache zu halten: allein sie haben ihre Beamte, die ihre Person in ihrer Abwesenheit vorstellen. Ihre Gerichtshöfe bestehen aus den vornehmsten Einwohnern eines jeden Fleckens. Von diesem Gerichte wendet man sich an den Statthalter, von dem Statthalter an die Staatsräthe, und von diesen an den König selbst. Man wirft sich vor ihm nieder, wenn er aus seinem Pallaste geht: allein dieses ist nicht allezeit ein Mittel wider die Ungerechtigkeit; denn der König läßt bisweilen den Bittenden prügeln und ihn ins Gefängniß werfen, weil er ihm zu ungelegener Zeit beschwerlich gefallen ist; und so dann bleibt die Sache wohl ganze Jahre hängen.

In der Wahl der Beamten sieht der König nicht sowohl auf die Geschicklichkeit als auf die Geburt; und die Einwohner der Insel sind für einen Mann, der eine Bedienung hat, mehr eingenommen, wenn er von Adel ist, als wenn er aus der Klasse des Pöbels genommen worden. Wenn der König einen von Adel zu einer Würde erhebt: so giebt er ihm allemal einige besondere Zeichen seiner Gnade und Gewogenheit, um ihm desto mehr Ansehen zuwege zu bringen. Er beschenket ihn und vermehret seine Einkünfte durch Ländereyen, welche die Landleute zu sei-

nem

nem Nutzen zu bauen verbunden sind. Wenn diese Staatsräthe zu Fuße ausgehen: so lehnen sie sich auf den Arm eines Bedienten. Ueberdieses haben die Adigards noch eine Person vor sich hergehen, die eine große Peitsche in der Hand trägt, um das Volk aus einander zu treiben. Aber mitten unter diesen Ehrenbezeugungen, sind sie plötzlichen Veränderungen unterworfen, daß man ihren Stand eben nicht sehr beneiden darf. Um den geringsten Unwillen, um einen bloßen Verdacht und öfters blos aus Eigensinn, werden sie mit Ketten beleget, in ein finsteres Gefängniß geworfen, gespießet, wilden Thieren zum Zerreissen vorgeworfen, und ihre Aeltern, Kinder und Weiber ausgerottet. Derjenige, welchem der Fürst den Befehl giebt, sie beym Kopfe zu nehmen, bekömmt gemeiniglich ihre Stelle und ihre Verlassenschaft.

Sie werden daher begreifen, Madame, daß die unumschränkte Gewalt allhier in ihrer Vollkommenheit herrschet. Der Pallast des Königes, welcher mehr einer Festung als einem Schlosse ähnlich sieht, ist mit einer Menge Soldaten umgeben; inwendig wird er mit eben der Sorgsamkeit gehütet; jeder hält sich still auf seinem Posten, und der König verändert öfters sein

Zim-

Zimmer, damit niemand wisse, in welchem er sich aufhält. Man kann das Mißtrauen dieses argwöhnischen Monarchen mit niemanden besser vergleichen, als mit dem Könige von Tyrus, dem grausamen Pygmalion, davon Sie, Madame, eine so rührende Abbildung in der Geschichte des Telemachs gelesen haben. Der König von Candy speiset stets allein, an einem kleinen Tische, vor welchem er sitzt. Die Bedienten, die ihm aufwarten, haben eine Binde vor dem Munde, damit ihr Athem nicht die Speisen verunreinige, die sie ihm vorsetzen. Alle Aemter werden an diesem verderbten Hofe verkaufet, und der Meistbiethende ist allezeit gewiß, daß er sie erhält; der Fürst schließt bisweilen selbst diesen schändlichen Handel.

Die Kriegsmacht des Königes von Candy besteht aus seiner Leibwache, welche wechselsweise ihre Dienste thut, und aus den Landsoldaten, welche durch die ganze Insel zerstreuet sind. Die Leibwache ist vom Vater auf Sohn erblich, und statt des Soldes sind ihnen gewisse Ländereyen angewiesen, welche sie verlieren, wenn sie ihre Schuldigkeit nicht beobachten. Sie haben die Freyheit, den Dienst aufzugeben, wenn es ihnen gefällt; aber alsdann müssen sie ihre Grundstücken denenjenigen abtreten,

welche

welche an ihre Stelle kommen. In der Anzahl dieser Leibwache, in der natürlichen Festigkeit des Landes, und mehr in der List als in der Tapferkeit der Soldaten, besteht die Macht des Königreichs. Sie schlagen niemals auf freyem Felde, vielweniger nach den Regeln der Kriegskunst. Ihre Geschicklichkeit besteht darinn, daß sie sich in einen Hinterhalt legen und die Wege verhauen; daß sie sich zwischen die Felsen und ins Gebüsche verstecken, wo man sich vor ihrem Feuergewehre fürchten muß; daß sie große Bäume auf ihre Feinde fallen lassen, welche sie mit Fleiß umhauen; und daß sie einen Regen von Pfeilen und Kugeln ihnen zuschicken, wenn sie sehen, daß sie in Unordnung gerathen sind.

Ehe ich Ihnen die andern Klassen der Bürger, aus welchen der Staat von Candy zusammengesetzet ist, bekannt mache: so will ich Ihnen vorher noch etwas von der Gemüthsart der Einwohner überhaupt sagen. Diese Leute sind sanftmüthig, gesellig, verständig, arbeitsam, reinlich in ihrer Kleidung, höflich in ihrem Bezeugen, und haben nichts grausames weder in ihren Neigungen, noch in ihren Gebräuchen. Sie sind nicht nur wohlgebildet wie alle indianische Völker; sondern haben auch

eine

eine ansehnliche Länge und angenehme Gesichtsbildung; welches sonst bey den Bewohnern dieser Gegenden nicht sehr gemein ist. Man rühmet ihren Muth und besonders ihren Abscheu vor dem Diebstahl: Allein diese Tugenden werden durch die Vermischung mit vielerley Lastern verdunkelt. Sie sind Lügner, betrügerisch und treulos, falsch im Handel, eitel und stolz. Man glaubet fast allgemein, daß die Chinguleſen nicht die ersten Einwohner von Ceylan sind. Einige leiten sie aus China her, andere aus dem festen Lande von Indien. Ich stimme der letzten Meynung sehr bey: denn ich finde bey ihnen viele Gebräuche, welche bey den Indianern üblich sind. Sie sind von lustiger Gemüthsart, und sehr aufgeweckt. Sie singen vom Morgen an bis in die Nacht; auch so gar des Nachts, wenn sie nicht schlafen können, höret man sie noch singen. Ihre Art zu grüßen ist frey und ungezwungen. Sie besteht in einem Emporheben der Hände, dabey der Daumen in die Höhe steht, und in einer kleinen Neigung des Leibes. Der Vornehmere hebt gegen den Geringern nur eine Hand auf; und wenn er ihm an Herkunft weit vorgeht: so macht er nur eine Verbeugung mit dem Kopfe. Die Frauensperſonen grüßen sich, indem

dem

dem sie beyde Hände auf die Stirn legen, und ihre gewöhnliche Anrede ist wie bey uns: Wie befinden sie sich? und die andere antwortet: sehr wohl. Alle Gespräche dieser Insulaner sind eben so liebreich und höflich. Ihre gewöhnliche Kleidung besteht aus einem leinenen Tuche um die Lenden, und einem Wamms von Zeug mit Aermeln, das man an der Hand zuknöpfet, und auf der Schulter Falten wirft, wie ein Hemdeärmel. Den Kopf bedecken sie mit einer Mütze mit Ohren, die wie der Bischöfe ihre gestaltet ist. Auf der linken Seite tragen sie eine Art von Säbel, und in ihrem Busen auf eben der Seite ein Messer. Die Frauenspersonen haben ein langes Kamisol, von blau und rothgeblümtem Zeuge, das ihnen den ganzen Leib bedecket; Ein Stück seidener Zeug auf dem Kopfe, Juwelen in den Ohren und andere Zierrathen um den Hals, um die Arme, und an dem Gürtel, ist ihr ganzer Staat. Der Landesgebrauch verstattet ihnen viele Freyheit. Sie können Besuche annehmen und mit Mannspersonen sich unterhalten, ohne daß sie durch die Gegenwart ihrer Männer geängstiget werden. Sie haben keine unangenehme Gestalt, und wissen sich wohlanständig aufzuführen und sich Hoch-

achtung

achtung zu verschaffen. Ob sie gleich Sklavinnen zu ihrer Bedienung haben: so halten sie sich doch keinesweges durch die Sorge für das Hauswesen beschimpfet, noch solche für zu schlecht, sich damit zu beschäftigen. Manns- und Weibspersonen sind nett in ihren Häusern, wie in ihren Kleidungen. Die Personen vom Stande sind sehr gekünstelt in ihrem Anzuge und in ihrem Putze, welcher aus den reichsten und prächtigsten Zierrathen zusammen gesetzet ist. Die Weibespersonen salben die Haare mit Kokosöle, damit sie glänzen. Die Mannspersonen lassen sie lang wachsen, und auf den Schultern fliegen; aber bey ihren Uebungen knüpfen sie selbige hinten zusammen. Weder die einen noch die andern tragen Schuhe oder Strümpfe; dieß ist eine Ehre, die nur dem Monarchen aufbehalten wird. So ist die Tracht der Chingulesen überhaupt beschaffen: aber die Geburt macht darinnen einigen Unterscheid. Die Kamisöler der Frauenspersonen z. B. sind mehr oder weniger lang, nach dem der Grad des Adels sie mehr oder weniger von dem gemeinen Stande unterscheidet. Eben so verhält es sich bey den Mannspersonen, in Ansehung der verschiedenen Stücke ihrer Kleidung. Eine Frau von niedriger Herkunft

geht

geht vom Kopfe bis auf den Gürtel nackend, und ihr Rock reichet nicht über die Knie. Bey einer Mannsperson von eben demselben Stande darf der Rock nicht über die halbe Wade herunter gehen; aber so bald es etwas kalt ist, darf ein jeder sich kleiden wie er will, und man brauchet sich bey keiner vornehmen Person deswegen zu entschuldigen, der man etwa auf der Straße begegnet, oder die man an einem öffentlichen Orte antrifft. Sollte nicht der Verfasser des Telemachs aus einer Nachricht von den Gebräuchen auf der Insel Ceylan, den Gedanken genommen haben, die verschiedene Klassen der Bürger, durch die Verschiedenheit der Kleidung zu unterscheiden? Indessen so kann man doch nicht leugnen, daß diese Unterscheidungszeichen eine wohleingerichtete Polizey bemerken, und daß das Königreich Candy vielleicht das einzige Land sey, welches ein Beyspiel einer so vollkommenen Ordnung in allen Theilen der Gesellschaft darstellet. Die Reichthümer bestimmen daselbst weder den Rang noch die Grade der Unterscheidung; sie sind erblich, weil man sie durch die Geburt erhält: daher sieht man hier auch sehr selten, daß Edelleute außer ihrem Stande heurathen, noch daß sie mit Personen von einem

niedrigern Stande speisen. Ein vornehmes Frauenzimmer, welches sich von einer Mannsperson von gemeiner Herkunft verführen ließe, würde ihr Leben durch die Hände ihrer eigenen Anverwandten verlieren, die mit ihrem Blute einen Schandflecken abwaschen würden, welcher sie entehret. Mit einem jungen Menschen verfähret man etwas gelinder; man übersieht ihm ein Liebesverständniß mit einem Frauenzimmer von niedrigem Herkommen, wofern er nur nicht mit ihr ißt und trinkt, und besonders wenn er sie nur nicht heurathet; denn wenn er sich so weit vergäße: so würde er mit einer Geldstrafe oder mit dem Gefängnisse bestrafet werden, und in den Stand seiner Frau herunter gesetzet seyn.

Man giebt dem hohen Adel den Namen Hondreus, welches so viel als Majestätische heißt, und man theilet ihn in zwo Gattungen: in die weißen und schwarzen. Alle Weiße werden als Standespersonen angesehen, blos weil sie Ausländer sind, und man dafür hält, daß sie von hoher Geburt sind. Inzwischen vermindern zwey Stücke die Ehre, welche man ihnen erzeiget; erstlich weil sie Rindfleisch essen, welches die Eingebohrnen der Insel nicht thun; zweytens, weil sie ihre Hände nicht waschen, wenn sie ihre Nothdurft verrichtet haben;

wel-

welches in diesem Lande für eine abscheuliche Sache gehalten wird.

Nach dem Adel sind noch unter den Chingulesen verschiedene Klassen von Bürgern. Erstlich die Klingenschmiede, zweytens die Barbierer, drittens die Töpfer, viertens die Wäscher, fünftens die Weber, und sechstens die Tagelöhner, Soldaten und Bettler. Die Klingenschmiede haben sehr viel von ihrem ehemaligen Ansehen verlohren, seitdem einige Hondreus zu einem dieser Leute, ihre Werkzeuge ausbessern zu lassen, gekommen waren, welcher bey Tische saß, und sie in seiner Werkstatt warten ließ. Sie hielten sich durch diese Beschimpfung beleidiget, und giengen weg, sich darüber zu beschweren; worauf denn verordnet wurde, daß die Leute von dieser Profeßion hinführo der Ehre beraubet seyn sollten, mit den Hondreus zu speisen. Indessen so haben sie doch nichts von ihrem Stolze abgeleget, besonders diejenigen, welche für den Hof arbeiten. Wer etwas bey ihnen machen lassen will, muß Eisen und Kohlen mitbringen. Der Schmidt sitzt stolz vor seinem Amboße; zur linken Hand hat er die Esse, und in der rechten Hand einen kleinen Hammer. Man muß das Feuer selbst anblasen, und das Eisen mit dem großen Hammer schlagen. Er

für seine Person thut nur einige Schläge, um ihm die rechte Gestalt zu geben. Er empfängt ein gewisses Maaß Getreyde statt der Bezahlung; die neuen Werkzeuge werden besonders bezahlet, und zwar allezeit mit einem Geschenke an Reiße, Geflügel oder andern Lebensmitteln. Ich habe vergessen Ihnen zu melden, daß die Goldschmiede, Zimmerleute und Maler eben den Rang haben, als die Klingenschmiede, und an der Kleidung wenig von dem Adel unterschieden sind. Die Barbierer, welche nach ihnen kommen, können Kamisöler tragen, aber sie dürfen sich nicht auf Stühle niedersetzen. Die Kleidung der Töpfer darf nicht über die Knie gehen; und obgleich Personen von höhern Ständen mit ihnen nicht essen: so haben sie indessen doch, weil sie irdene Gefäße verfertigen, das Vorrecht, daß, wenn sie bey einem vornehmen Manne sind, sie nach Landesgewohnheit aus seinem Kruge trinken dürfen, welche darinnen besteht, daß man sich Wasser in den Mund geußt, ohne den Rand des Gefäßes mit dem Munde zu berühren. Die Wäscher waschen nur für Personen vom höherem Stande, als den ihrigen. Man unterscheidet sie von andern daran, daß Männer und Weiber von dieser Zunft beständig ein Tuch über den Achseln tragen;

tragen. Statt der Lauge haben sie eine Art Hefen, davon die Dünste in die Wäsche dringen. Hernach spielen sie selbige in dem Flusse aus, schlagen sie, ohne sie zu reiben, gegen einen Stein, und reinigen sie vollkommen. Die Weber befleißigen sich neben ihrem Handwerke, das sie treiben, auch der Sterndeuterkunst. Sie verkündigen die Finsternisse, die Witterung der Jahreszeiten, die glücklichen und unglücklichen Tage, das Schicksal der Kinder, und alle zukünftige Dinge. Man kann sie auch als die Tonkünstler des Landes ansehen; sie spielen auf Instrumenten, sie tanzen in den Tempeln, und haben ein Recht auf alles Fleisch, das man den Götzen opfert. Den Korbmachern, Mattenflechtern, Elepfantenwärtern, Zuckersiedern, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, ist verbothen, sich den Kopf zu bedecken. Die Zunftverwandte verwechseln niemals ihr Handwerk. Der Sohn erlernet das Handwerk seines Vaters, und die Tochter heurathet einen aus ihrer Zunft.

Die so genannten Bettler auf Ceylan machen eine besondere Merkwürdigkeit dieser Insel aus. Es sind eine Art Leute, deren Väter ihrer schändlichen Thaten wegen, in den allerverworfensten und verächtlichsten Stand ver-

versetzet worden sind. Man erzählet, daß ihre Vorfahren Jäger gewesen, welche das Wildprett auf die Tafel des Königes geliefert, die aber eines Tages ihm statt des Wildpretts verstelltes Menschenfleisch hätten essen lassen. Es schmeckte ihm so vortreflich, und er befahl, daß man ihm noch ein solches Gericht zubereiten sollte. Er erfuhr darauf die schreckliche Mahlzeit, die er gethan hatte; und sein Unwille war so groß, daß er glaubete, der Tod wäre viel zu gering, ein Verbrechen von dieser Art zu bestrafen. Er befahl deswegen durch ein öffentliches Gesetz, daß alle diejenigen, die von dieser Zunft wären, künftig gar keine Güter besitzen, und kein Handwerk treiben sollten, mit welchem sie ihren Unterhalt verdienen könnten; und daß sie gar keine Gemeinschaft mit andern Menschen mehr haben sollten, weil sie auf eine so unerhörte Art die Menschlichkeit überschritten hätten; daß sie von Geschlecht zu Geschlecht in allen Theilen des Königreichs für unehrlich angesehen seyn, und als ein Abscheu der menschlichen Gesellschaft betrachtet werden sollten. Seit dieser Zeit verabscheuet man dieß verbannete Geschlecht so sehr, daß man sie nicht einmal Wasser aus den Brunnen schöpfen läßt, sondern sie müssen sich mit dem Flußwasser

wasser behelfen. Man sieht sie hauffenweise, Männer, Weiber und Kinder betteln gehen; fast wie die Gattung von Leute, die wir Zigeuner nennen. Die Weiber tanzen, und machen allerley Gaukelpossen, da indessen die Männer auf der Trommel spielen, und meßingene Becken auf ihren Fingern herum laufen lassen. Sie haben die Geschicklichkeit, neun Bälle nacheinander in die Luft zu werfen, und einen nach dem andern zu fangen, also daß allemal sieben in der Luft sind. Sie müssen allen Insulanern eben denselben Titel geben, welchen diese dem Könige und den Großen beylegen, und ihnen mit gleicher Ehrfurcht begegnen. Weil es niemanden erlaubt ist, sie zu schlagen, aus Furcht sich zu verunreinigen, indem man ein verbanntes Geschlecht anrühret: so begehren sie das Almosen mit solchem Ungestüm und Anhalten, daß man kein Mittel hat, es ihnen abzuschlagen. Diese Almosen verschaffen ihnen um so viel mehr Bequemlichkeit, da sie weder einiger Steuer noch Abgabe, noch einiger Dienstbarkeit unterworfen sind. Sie kennen weder das Band der Blutsfreundschaft, noch die Rechte der Anverwandtschaft. Der Vater macht sich kein Gewissen, bey seiner Tochter zu schlafen, noch der Sohn bey seiner Mutter.

Wenn ein Großer eines Hauptverbrechens wegen den Tod verdienet hat: so überzieht der König bisweilen, nachdem er den Schuldigen hinrichten lassen, seine Frau diesen Landstreichern; und diese Strafe wird für ärger gehalten, als der Tod selbst. Viele stürzen sich auch viel lieber ins Wasser, als daß sie sich in diese schändliche und verhaßte Gesellschaft begeben sollten.

Der König von Candy, der sich eine unumschränkte Macht, über alle diese verschiedene Ordnungen des Staats zugeeignet, hat bey Lebensstrafe verbothen, Topasen, Rubinen, Saphire, und Granaten, die in den Gebirgen gefunden werden, zu suchen, noch dergleichen zu besitzen, oder gar damit zu handeln. Sie dürffen so gar nicht einmal diejenigen auflesen, welche die Flüsse oder starke Regen auf die Landstraßen geworfen haben, wofern man sie nicht so gleich zu den Auffsehern bringt, die gesetzet sind, sie in Empfang zu nehmen. Der König besitzt eine so große Menge von diesen Edelsteinen, daß er daher nicht haben will, daß man noch mehrere suche. Er hat an den Orten, wo man weis, daß sie zu finden sind, spitzige Pfähle setzen lassen, daß diejenigen in Gefahr kommen, gespießet zu werden, welche sich denselben

ben nähern. Die Hofleute geben diesem Fürsten Titel, die ihn ihren Göttern an die Seite setzen; und wenn sie mit ihm von sich selbst sprechen: so geschieht es mit so einer übertriebenen Erniedrigung, die so gar den Begriff von ihrer Person entfernet, und die verächtlichsten Dinge an dessen Stelle setzet. Also sagen sie, anstatt: „Ich habe es gethan: Das Glied „von einem Hunde hat es gethan.„

Nach der königlichen Macht, in den Staaten von Candy, wird die Macht der Religion am meisten geehret. Man erkennet daselbst drey Ordnungen von Gottheiten, welche von Priestern von drey verschiedenen Klassen bedienet, und in drey verschiedenen Tempeln angebethet werden; ein Unterschied, welchen ich noch nirgends bemerket habe. Die Priester vom ersten Range werden als die Bewahrer der Wissenschaft der Götter angesehen; und ihre Verrichtung ist, das Volk zu unterrichten, welches für sie ungemein viele Ehrfurcht hat, und sie demüthig grüßet, ohne daß sie jemanden wieder grüßen. Ueberall wo sie hinkommen, breitet man eine feine Matte, oder ein weißes Tuch über den Stuhl, den man ihnen darreichet; eine Ehre, welche ihnen mit dem Könige gemein ist: sie müssen auch alle von vornehmer Geburt, ja

von dem höchsten Adel seyn. Sie haben Tempel von ungemein schöner Bauart und erstaunlichen Einkünften, die von der Freygebigkeit der Könige herkommen, und die Kirche besitzt hier mehr Reichthümer als die Krone. Diese Güter werden zu Unterhaltung der Priester, der Armen, und das Nöthige zum Opfer anzuschaffen, angewendet. Uebrigens haben diese Tempel ihre Beamten so wohl als der königliche Pallast, und man unterhält daselbst aus einer Art von Pracht, die man bey allen Religionen und in allen Ländern antrifft, so gar Elephanten. Die Priester tragen einen gelben weiten Rock, der an den Lenden gefaltet ist, mit einem Gürtel von Schnüren. Sie gehen mit bloßem und beschornem Haupte, und tragen eine Art runder Fächer in der Hand, um sich vor der Sonnenhitze zu verwahren. Sie fordern gleiche Hochachtung von dem Könige, den Großen und dem Volke, und sind gleichsam die beständigen Vorgesetzten aller andern Priester auf der Insel. Bleiben sie gleich im Eheloſenstande, so lange sie die Verrichtungen des Priesterthums ausüben: so steht es ihnen gleichwohl frey, sich zu verheurathen, wenn sie ihr Amt aufgeben; alsdann werfen sie ihre Kleidung in den Fluß, waschen sich den Kopf und den Leib, und sind hier-

hierauf weltlich. Die zweyte Gattung von Priestern, sind dem Dienste der Gottheit vom zweyten Range bestimmet. Ihre Tempel haben wenig Ansehen, und wenige Einkünfte; und ihre Kleidung ist von der Kleidung des gemeinen Mannes nicht unterschieden, auch so gar, wenn sie ihre Amtsgeschäfte verrichten. Nur müssen sie sich vor dem Gottesdienste erst waschen und andere Wäsche anziehen: und der Gottesdienst besteht darinnen, daß sie den Götzen gekochten Reiß und andere Speisen vorsetzen. Sie bauen die Erde, und sind von keiner allgemeinen Schuldigkeit befreyet. Die Priester der letzten Klasse, werden zum Dienste der Geister oder Teufel gebrauchet. Ein andächtiger Chingulese bauet auf seine Kosten eine Pagode, von der er allezeit Stifter und Priester wird. Er opfert dem Teufel, keinesweges um ihn anzubethen, sondern um das Uebel abzuwenden, welches zu verursachen er ihn mächtig genug hält. Der Priester und der Tempel werden wenig von dem Volke hochgeachtet; der Götze blos wird von dem Volke gefürchtet. Diese besondern Andachten haben die Anzahl der Priester, Tempel und Pagoden auf der Insel Ceylan ungemein vermehret. Man sieht daselbst ungeheure Bildnisse; einige von Silber, andere

von

von Kupfer oder mancherley Metallen. Der Dienstag und Sonnabend sind die Tage der Andacht. Man feyert auch hier jährlich im Neumonde des Brach- und Heumonats ein großes Fest, welches bis an den Vollmond dauert. Es besteht hauptsächlich darinnen, daß an demselben Tage eine große Menge mit Götzen und Klocken beladene Elephanten durch die Gassen geführet werden. Das Volk folget in einer riesenförmigen Kleidung nach; zum Andenken gewisser Riesen, welche, wie man sagt, die ersten Bewohner dieser Insel gewesen sind. Darauf sieht man eine große Menge Spielleute, Gaukler und Tänzer erscheinen, welche in verschiedene Haufen vertheilet gehen. Ihnen folgen drey Elephanten in einer Linie, welche mit prächtigen Harnischen bedecket sind. Auf dem mittelsten sitzen zween Priester, einer vor dem andern, von welchen der erste einen gemalten Stab mit einem Fähnchen auf der Schulter hat. Der andere hält einen Sonnenschirm über das Haupt seines Gefährten. Die Elephanten zu beyden Seiten, tragen jeglicher einen Priester; alle diese Priester, stellen verschiedene Gottheiten vor. Hinter denselben wird man einen starken Haufen Chingulesischer Frauenspersonen gewahr, welche, drey und drey, mit vieler Sittsamkeit

ein-

einhergehen. Der Zug wird mit Soldaten, Königlichen Bedienten und Priestern beschlossen. Bey jeder Feyerlichkeit hält man zweene Aufzüge, einen des Tages, und den andern des Nachts. Die Gassen sind mit Blumen und wohlriechenden Kräutern bestreuet, und die Häuser sind mit Fahnen, grünen Zweigen, und kleinen Lampen gezieret. Die Arbeit ist an diesen geheiligten Tagen untersaget, von welchen die eine Hälfte in den Tempeln mit Andacht, und die andere mit Schmausen und Lustbarkeit zugebracht wird. Es sind noch verschiedene andere Tage im Jahre, welche zu verschiedenen Wallfahrten an Oerter bestimmet sind, wo man eine Menge Kapellen, in Felsen gehauen, und einige halbzerstörte alte Tempel sieht, deren Bauart die Geschicklichkeit der jetzigen Einwohner der Insel sehr übertrifft; daher glaubet der gemeine Mann, daß sie von Riesen erbauet worden.

Die Chinguleſen glauben, wie die andern Indianer, die Seelenwanderung; und in dem ganzen Umfange der Holländischen Besitzungen, erlaubet man keine andere Religion als diese: die Mahumedanische, und die Reformirte; die Römisch-Catholische ist bey der schärfsten Strafe verbothen. Die Holländer haben die ihrige

durch

durch die Geistlichen, die sie allda unterhalten, eingeführet, welche eine große Menge Neubekehrter gemachet haben. Sie haben so gar eine Schule angeleget, um die Jugend des Landes zu unterrichten. Man giebt vor, daß ehedem christliche Kirchen in blühendem Zustande auf dieser Insel gewesen, welche von den Aposteln oder ihren Nachfolgern gestiftet worden: aber dieses Licht wurde von den Mahumedaner ausgelöschet. Die Portugiesischen Missionarien bemüheten sich, das Christenthum unter diesen Leuten wieder lebendig zu machen, als die Protestantischen Geistlichen dahin kamen, die Lehre des Calvins an eben denselben Oertern auszubreiten, wo der römische Apostel Xavier sich durch den Eifer um seine Religion, schon vorher bekannt gemacht hatte.

Ich behalte einige andere Anmerkungen zu meinem folgenden Briefe auf, weil ich den jetzigen in Colombo zu schließen, und morgen von da abzureisen gezwungen bin; auch nicht eher wieder an Sie schreiben kann, als bis ich in Trinquemale angelanget seyn werde. Colombo war anfangs ein bloßes Kaufhaus, welches man mit Pfälen umschlossen hatte. Allmälich wurde es größer; man bauete eine kleine Festung, und in der Folge eine sehr schöne und

anmu-

anmuthige Stadt, welche mit zwölf Bollwerken umgeben ist, und in der Mitte einen Waffenplatz hat. Ein See umschließt von der Landseite einen Drittel der Stadt; sie liegt auf einem sehr schlechten Grunde; der Bay ist klein, wenig geschickt große Schiffe zu fassen, und sehr starken Windstößen ausgesetzet. Aller dieser Unbequemlichkeit ungeachtet, ist Colombo die ansehnlichste Stadt der Holländer auf der Insel Ceylan, weil sie in einem Bezirke liegt, wo der beste Zimmet wächst. Um sie nach heutiger Art zu befestigen, haben sie solche um die Hälfte verkleinert.

Ich bin ꝛc.

Colombo, den 26sten Junius, 1741.

Der 38. Brief.

Fortsetzung von Ceylan.

Endlich, Madame, habe ich die Insel umreiset, und mache mich fertig dieses Land zu verlassen, um mich nach dem Vorgebirge Comorin zu begeben; von da werde ich einige Reisen nach der Malabarischen Küste thun, welche nicht weniger würdig ist, sie zu kennen, als die

Küste

Küste von Koromandel. Aber ich muß Ihnen vorhero noch einige Beobachtungen von andern Gebräuchen auf der Insel Ceylan mittheilen, und von ihren natürlichen Landeserzeugungen etwas sagen.

Die Chinguleſen leben in der größten Unwiſſenheit; und wenn sie gleich leſen und ſchreiben lernen: ſo können ſie doch eben ſo wohl daß eine und daß andere nicht wiſſen, ohne eben deswegen verachtet zu ſeyn. Die Prieſter von der erſten Gattung, beſchäftigen ſich ein wenig mit der Sternkunde, aber die Weber machen die Kalender; die andern Bücher im Lande, handeln von nichts als von der Religion und von der Arzeneykunſt. Sie theilen den Tag in dreyßig Stunden, und die Nacht in eben ſo viele; aber man weis die eigentliche Zeit nur muthmaßlich; denn dieß Volk hat weder Uhren noch Sonnenzeiger, es hat aber ſein Gewicht, Maaß, und Münze. Die Münze iſt von dreyerley Art: die eine iſt von den Portugieſen geſchlagen worden; die zweyte, welche jedermann mit Erlaubniß des Fürſten münzen kann, hat die Geſtalt einer Angel; die dritte iſt die Münze des Oberherren, welche bey Lebensſtrafe nicht nachgemachet werden darf. Ueberhaupt iſt ſehr wenig Gold und Silber in dem Königreiche Candy;

alles

alles wird durch Tausch gekaufet und verkaufet. Der Ackerbau ist die vornehmste Beschäftigung der Einwohner; und die Großen schämen sich dieser Arbeit nicht, vorausgesetzt, daß sie ihre eigene Ländereyen bauen; denn dadurch würden sie verunehret werden, wenn sie vor einen andern, oder um einige Bezahlung arbeiteten. Die Ländereyen kommen als ein Erbstück von den Aeltern auf die Kinder, und die Theilung steht in dem Willen des Vaters; wenn aber eins von den Kindern der einzige Besitzer der Güter der Familie wird: so ist es verbunden, seine Mutter, Brüder und Schwestern zu unterhalten, bis sie auf eine andere Art versorget sind.

Wenn jemand Getraide zu seinem Unterhalte borget: so ist er verbunden, wenn die Aerntezeit ist, vor ein Maaß das er bekommen, anderthalb wieder zu geben. Wenn die Schuld zwey Jahre lang währet: so wächst sie noch einmal so stark an, und hernach höret der Wucher auf. Der Gläubiger kann, um sich bezahlet zu machen, der Güter seines Schuldners sich bemächtigen, oder ihn gar zu seinen Sklaven machen, wenn er nichts hat. Bisweilen geht er mit giftigen Kräutern zu seinen Schuldner, und saget, daß er solche essen würde, woferu man ihn nicht be-

zahle. Aus Furcht vor dergleichen Drohungen, verkaufen diese eher ihre Kinder, wenn sie ihn auf keine andere Art befriedigen können; denn wenn der Gläubiger diese Kräuter äße: so würde man den Schuldner dafür ansehen, als ob er schuldig an seinem Tode wäre, und würde alsdann sein Leben mit Gelde erkaufen müssen. Auf der Insel Ceylan weiß man von keiner Messe oder Jahrmarkte. In den Städten findt man einige Buden, darinnen man Lebensmittel und andere Waaren verkaufet, die um einen sehr guten Preis gegeben werden.

Ich habe kein Land in Indien angetroffen, wo man die Sprache der Chingulesen verstünde; sie hat mir angenehm und wortreich geschienen. Sie haben immer viele Wörter eine einzige Sache auszudrücken. Weil diese Völker sehr schmäuchlerisch sind, und die Ehrentitel und Komplimente lieben: so ist ihre Sprache voll von Ausdrücken der Höflichkeit und Ehrenbezeugung; und diese Sprache ist den Handarbeitern und Handwerksleuten eben so gewöhnlich als den Hofleuten, und Standespersonen.

Die Neigung zum Spiele, ist eine Sache, welche ich öfters unter den Gewohnheiten dieses Volkes bemerket habe. Der Hahnenkampf und das Damenspiel, sind ihre gewöhnlichen Beschäfti-

schäftigungen. Die Hähne in dieser Insel sind viel größer und stärker, als in irgend einem andern Lande. Die Chinguleſen machen ihnen scharfe eiserne Stacheln an die Krallen, hetzen sie an, und lassen sie mit einander kämpfen. Bey diesen Arten von Kämpfen werten sie um beträchtliche Summen, welche der Eigenthumsherr desjenigen Hahnes gewinnt, welcher den Sieg über seinen Gegner davon trägt. Ich bin kein Zeuge einer andern Wette gewesen, welche beym Damenspiele gemacht wird: aber ein Holländer hat mich versichert, daß er sie machen und ausführen gesehen. Wenn diese Eingebohrnen nichts mehr zu verspielen haben, so weiten sie um ihre Gliedmaßen; das heißt, derjenige der das Spiel verlohren hat, leget seine Hand auf einen Stein, und man hauet ihm die Spitze eines Fingers ab, welchen er sogleich in siedendes Oel tauchet, um die Wunde zu brennen. Diese grausame Operation, kann sie nicht dahin bringen, daß sie von dem einmal angewöhnten Spielen abließen; und einige sind so hartnäckig, daß sie nicht eher das Spiel verlassen, als bis ihnen alle Finger abgehauen worden.

Die Heurathsgesetze haben in dem Königreiche Candy wenig Kraft. Die Eheleute blei-

ben nicht länger beysammen, als es ihnen beyderseits gefällt. Der Mann kann sich von seiner Frau scheiden, wenn er ihr die Mitgabe wieder heraus giebt, die er empfangen hat; und dieses Mitgebrachte besteht nur in etlichen Geschenken. Unterdessen ist die Frau nicht eher wieder völlig frey, als bis der Mann eine neue Verbindung getroffen hat. Manns- und Weibespersonen verheurathen sich wohl vier bis fünf mal, ehe sie sich recht fest verbinden. Selten hat ein Mann mehr als eine Frau, aber eine Frau hat zuweilen zween Männer; denn der Gebrauch erlaubet, daß zween Brüder nicht mehr als eine Frau mit einander haben; und die Kinder die in dieser Ehe gebohren werden, geben alsdann allen beyden das Vaterrecht. Die Untreue giebt hier wenig Aergerniß, wenn nur eine Frau keine andere Liebhaber als von gleichem, oder von einem noch höherem Stande hat, als der ihrige ist. Es ist der größte Schimpf für sie und ihren Mann, wenn sie sich so weit vergißt, daß sie ihre Gunstbezeugungen Leuten vom niedern Pöbel zugesteht. Man hat auf dieser Insel ungemein viele Gefälligkeit für das weibliche Geschlecht. Es wird auch so gar bey den Thieren geehret, und vermöge eines Gesetzes, welches wohl schwerlich

seines

seines gleichen hat, sind nicht allein die Ländereyen, welche die Weibespersonen erben, dem Könige nichts zu geben schuldig, und von den Abgaben befreyet: sondern man bezahlet auch nichts für dasjenige, was ein Lastthier weiblichen Geschlechts trägt. Indessen verhindern doch diese so gefälligen Gebräuche nicht, um die Vorzüge des andern Geschlechts zu erhalten, daß den Weibespersonen ohne Unterscheid verbothen sey, sich in Gegenwart einer Mannsperson nieder zu setzen. Die Väter haben über ihre Kinder eine unumschränkte Gewalt; sie können sie wegschenken oder verkaufen, und ihnen so gar das Leben nehmen, wenn sie einen Haß wider sie fassen, oder wenn die starke Anzahl derselben ihnen zur Last wird. Sie bringen gemeiniglich diejenigen um, die nicht unter einer glücklichen Constellation gebohren worden, und sagen, daß sie nicht den Teufel in ihren Häusern erziehen wollten. Bisweilen geben sie dieselben an andere, die sie an Kindesstatt aufnehmen, und glauben, daß diese Veränderung allen bösen Einfluß abwende; allein sie gehen nicht auf diese Art mit ihren Erstgebohrnen um; sie begehen diese Grausamkeit, welche kein Gesetz bestrafet, nur alsdenn, wenn ihre Familie zu sehr anwächst.

So bald eine Leiche in einem Hause ist: so unterstehet sich, aus Furcht sich zu verunreinigen, niemand, denselben in etlichen Tagen sich zu nähern. Bey Personen von Stande fängt man an den Körper abzuwaschen, so bald er todt ist; sodann bedecket man ihn mit einem Tuche und verbrennet ihn; oder wenn man ihn nicht so gleich verbrennen will: so fället man einen Baum, hölet ihn aus, steckt die Leiche hinein, und füllet die Lücken mit Pfeffer voll. In diesem Zustande läßt man ihn so lange im Hause stehen, bis der König befiehlt, daß man ihn von da heraus nehmen und verbrennen soll; denn man würde es nicht ohne seine Erlaubniß thun dürfen, zumal wenn es ein Mann ist, der dem Hofe gedienet hat. Weil aber der Befehl öfters sehr spät ertheilet wird: so machet man indessen in dem Vorhofe des Hauses ein Loch, und leget daselbst die Leiche mit samt dem Sarge hinein. Wenn der Befehl da ist, ihn fortzuschaffen: so strecket man ihn auf einem Hangbette aus, das denn von vielen Männern bis an den Ort getragen wird, wo der Scheiterhaufen ist. Man setzet ihn daselbst auf einen Holzhaufen, leget anderes Holz darauf und bedecket alles mit einer Art von Decke, oder Himmel von gewalter Leinwand und mit Baumästen, und zün-

det

det es an. Wenn alles verbrannt ist: so rafset man die Asche in einen Haufen, in Gestalt einer Pyramide, zusammen, umgiebt sie mit einem dichten Zaune, oder Stacketen, um die wilden Thiere davon zu entfernen, und säet Gras darauf; welches mit der Zeit ein kleines Grabmal, eine Art von Mausoleum machet, welches mit Rasen bedecket ist. Ich sah auf diese Art, einem königlichen Anverwandten die letzte Pflicht erzeigen. Aber wenn der Todte nicht so gar vornehm ist: so verbrennet man ihn in seinem hohlen Baume; und dieses geschieht ohne vieles Gepränge. Gemeine Leute begräbt man ganz schlecht in den Wäldern. Die Trauer, zu welcher der Wohlstand die Wittwen verbindt, besteht nur darinn, daß sie ihre Haare einige Tage lang hängen lassen, und die Lobeserhebungen des Verstorbenen durch ihr Geschrey, und durch die Erzählung seiner Tugenden, erschallen lassen; sie haben hernach die Freyheit sich durch eine neue Heurath bald wieder zu trösten.

Die Einwohner auf dieser Insel, haben weder Aerzte noch Wundärzte, und man bemerket, daß sie sehr lange leben. Sie finden mitten in den Wäldern, in den Rinden und Blättern der Bäume, Hülfs- und Verwah-

rungsmittel wider die Krankheiten. Ihre Lebensart trägt auch viel zu ihrer Gesundheit bey. Ihre gewöhnliche Nahrung ist Reiß; sie essen wenig Fleisch, gar kein Rindfleisch, und Fische sehr selten. Ihre andern Gerichte sind Küchengewächse, Früchte, Gebackenes, und Zuckerwerk. Ihr ordentliches Getränk ist Wasser; sie haben eine Art von Brandwein, den sie vor Tische trinken, und welcher ihnen Lust zum Essen machet. Ihr Tafelgeschirr ist von Kupfer oder von einer Erde, die dem Porzellain ähnlich ist.

Nebst den Chingulesen, welche die Mitte der Insel bewohnen, und den Holländern, welche fast alle Seestädte besitzen, ist noch ein anderes Volk daselbst, Bedas genannt, das von keiner von diesen beyden Mächten abhängt, und welches den mitternächtlichen Theil der Insel bewohnet. Es ist in verschiedene Familien getheilet, welche einen eigenen Distrikt besitzen, und jegliche ihr eigenes Oberhaupt haben. Sie erkennen keine andere Oberherren, und diese kleinen Gemeinden leben in der größten Eintracht; sie legen alle ihre Streitigkeiten in der Güte bey, und wenn sie eine fremde Macht anfällt; so vereinigen sie sich insgesammt wider den allgemeinen Feind. Jeder Distrikt hat eine Wache von Soldaten, welche den Be-

zirk

zirk ihrer Wohnungen bewachen, und keinen Fremden, ohne Erlaubniß des Oberhauptes, herein gehen lassen. Die Reisenden, denen man erlaubet durch das Land zu reisen, werden mit vieler Aufmerksamkeit beobachtet; und die Wache, die ihnen den Durchzug verstattet hat, begleitet sie bis zu dem Eingange des benachbarten Bezirkes. Diese Insulaner sind tapfer, großmüthig, höflich gegen die Fremden, aber so eifersüchtig auf ihre Weiber und Töchter: daß sie den umbringen würden, der sich unterstünde sie anzurühren. Sie reden sehr wenig und gehen fast nackend; die Weiber haben nur eine Schürze von den Hüften bis auf die Knie, und die Männer ein bloßes Tuch, der Ehrbarkeit wegen, zur Decke. Sie sind klein von Statur, und haben einen starken und dauerhaften Körper. Ihre Waffen sind Pfeile, und ein sehr langer Bogen, mit einer eisernen Spitze versehen, den sie auf die Erde setzen, wenn sie ihre Pfeile abschießen; dieser Bogen dienet ihnen auch statt der Lanze. Sie leben von der Jagd und den Früchten, welche sie sammlen; sie wohnen am Ufer der Flüsse, und bleiben des Nachts unter dem ersten Baume den sie antreffen: nur gebrauchen sie die Vorsicht, daß sie einige Zweige

um solche herum stecken, damit sie von der Herannäherung der wilden Thiere durch das Geräusch gewarnet werden, welches sie machen, wenn sie auf das Laub treten. Diese herumirrende Lebensart beraubet sie indessen doch nicht der Gemeinschaft mit ihren Nachbarn. Sie verkaufen an sie Honig, Breter, Thierhäute, Krystall, und Früchte, welche ihr Land hervorbringt. Sie tauschen dagegen grobe Zeuge, kupferne Ringe, Armbänder von Glas, Salz u. s. w. Wenn einer von diesen Bedas von einem aus seinem Stamme beleidiget wird: so geht er zu dem Oberhaupte des Bezirks, setzet sich, mit einem grünen Zweige in der Hand, dessen Hause gegen über, und beobachtet ein tiefes Stillschweigen. Er bleibt in dieser Stellung fünf bis sechs Tage lang, bis ihn sein Oberhaupt fragt, und ihm Gerechtigkeit widerfahren läßt. Wenn man ihm aber keine Genugthuung verschaffet: so steckt er seinen Zweig in die Erde, und geht fort; entweder seinen Feind aufzusuchen, oder den Bezirk zu verlassen.

Ich kehre zu den Chingulesen, oder vielmehr zu den natürlichen Landesfrüchten, welche sie, wie die andern Bewohner der Insel bauen, zurück. Ueberhaupt befleißigen sich die Chingule-

gulesen bey ihrem Gartenbaue, keine andere, als nützliche Bäume und solche zu pflanzen, welche geschickt sind, ihnen in der Zeit der Noth Nahrung zu geben. Der König von Candy eignet sich das Eigenthum von allen Früchten zu, welche in seinem Lande wachsen, und wenn seine Beamten einen Baum sehen, welcher viele Früchte hat: so nehmen sie von demselben Besitz, und machen ein Zeichen daran. Niemand darf sodann ihn anrühren, wenn er sich nicht der härtesten Strafe aussetzen will.

Ich habe gesagt, Madam, daß der Reiß die allerhäufigste Frucht dieser Insel wäre. Es giebt daselbst verschiedene Gattungen, und eine jede hat, nach der Zeit da sie reif wird, ihren eigenen Namen. Die späteste Art wächst sieben Monate lang, und die geschwindeste brauchet nur drey Monate. Diese letztere ist die beste, aber sie giebt weniger Frucht. Das Wasser ist zum Wachsthume aller Arten von Reiß unumgänglich nothwendig; er will vom Wasser beständig bedecket seyn. Es machet den Landleuten unglaubliche Mühe, dasselbe zu sammlen, und vermittelst verschiedener Wasserleitungen, auf ihre Aecker zu bringen. Sie leiten dasselbe mit vieler Kunst aus den Flüssen und Teichen, und theilen mit eben der Geschicklichkeit

lichkeit die Felder ein, auf welchen dasjenige wachsen soll, was sie gesäet haben, damit sie beständig gewässert sind. Sie machen ihre Hügel auf gewisse Weise eben, indem sie solche in viele Landstücken abtheilen, die sich in Gestalt eines Amphitheaters, eins über das andere erheben. Auf den Höhen legen sie Wasserbehältnisse an, woraus sie das Wasser nach und nach, von einem Landstücke zum andern, bis auf die letzten Reihen laufen lassen. Man richtet sich nach dem Wasservorrathe, was für eine Gattung Reiß man säen soll; denn die Zeit, in welcher er reif wird, richtet sich genau nach derjenigen, da das Wasser über der Erde steht. An denjenigen Oertern, wo man wenig Quellen und gar keine Flüsse hat, nimmt man seine Zuflucht zu dem Regenwasser, welches man in erhabenen Behältnissen sammlet, und daraus über die Aecker austheilet. Aber diese Gattung Reiß ist von der andern, in Ansehung des Geschmacks und des Geruchs unterschieden, und wird nicht so sehr geachtet. Weil die Aecker zum öftern gemeinschaftlich sind: so arbeitet eine ganze Stadt oder ein ganzes Dorf gemeinschaftlich für den allgemeinen Nutzen. Man säet nicht eher als bis man zweymal geackert hat, und ehe man die Erde umstürzet,

so

so benetzet man das Feld, um die Arbeit zu erleichtern. Wenn die Saat ohngefähr vier oder fünf Zoll hoch getrieben hat: so ist es Zeit, sie mit Wasser zu bedecken, und alsdann öfnet man die Wasserbehältnisse. Die Aernte geschieht wie in Europa; aber anstatt das Getraide auszudreschen, läßt man es von Thieren mit den Füßen austreten, welches viel geschwinder und leichter von statten geht.

Die Thäler und Hügel in Ceylan sind zu allen Zeiten mit wohlriechenden, aber wilden Blumen bedecket; denn sie werden in dieser Insel gar nicht gewartet. Die jungen Leute brechen sie ab und schmücken ihre Haare damit, um sie wohlriechend zu machen. Diejenige Blume, welche sie Sindrimal nennen, verdienet bemerket zu werden. Es giebt rothe und weiße. Sie öfnet sich um vier Uhr Nachmittags und bleibet die ganze Nacht geöfnet. Des Morgens schließt sie sich, und öfnet sich nicht eher wieder, als um vier Uhr. Kurz, sie dienet ihnen statt einer Uhr in Abwesenheit der Sonne. Es giebt noch eine andere weiße Blume, welche fast wie Jesmin riecht, und nur für den König aufbehalten wird. Es ist der Gebrauch, ihm alle Morgen einen Strauß davon zu überbringen, welcher in ein weißes Tuch eingewickelt

ist,

ist, und an einen Stock aufgehangen wird. Diejenigen, welche solchem begegnen, sind gehalten, sich aus Ehrfurcht davon weg zu wenden.

Die Früchte sind zu Ceylan viel besser, als an einem andern Orte in Indien: aber die Einwohner schätzen dabey nur das, was ihren Hunger stillen kann, ohne daß sie von dem angenehmen Geschmacke gereizet werden, und sie essen sie fast alle grün; daher kömmt es, daß sie keine anderen Bäume, als solche pflanzen, welche nahrhafte Früchte tragen. Diejenigen, welche schmackhafte tragen, wachsen von sich selbst, wie die Orangenbäume, welche vielleicht die schönsten in der Welt sind. Aber die Arekanuß ist das, was sie am meisten schätzen, deren sie sich sehr stark bedienen, und womit sie einen starken Handel treiben. Diese Nuß, die man zugleich mit dem Betel kauet, wächst auf einem Baume, welcher dem Kokos an Höhe und Gestalt ziemlich gleich ist; aber der Stamm ist viel schwächer, und die Blätter sind viel kürzer. Die Nüsse wachsen büschelweise beysammen, wie die Abrikosen. Sie sind länglicht, so groß wie eine Pflaume, weißlicht und glänzend. Die Schaale wird hart, fest und röthlich. Ihr Fleisch, das sie umschließt, ist zart, und

ihr

ihr Kern ist eine weiße Mandel, welche die Indianer mit dem Betel zubereiten.

Hier ist der Ort, mit Ihnen von dieser letzten Pflanze zu reden, welche die Einwohner dieser Gegenden unaufhörlich kauen. Das Brodt ist an andern Oertern in der Welt nicht gewöhnlicher, als der Betel in Indien ist. Es ist eine Art von Pflanze, welche wie die Erbsen oder der Hopfen sich schlinget; deren Stengel sehr schwach ist, so daß man ihn mit einer Stange unterstützen muß; und welchen man zu dem Areka pflanzet, um den er sich schlinget, wie der Epheu. Seine Blätter gleichen den Citronenblättern; sie sind aber etwas länger und werden röthlich, wenn sie welken. Außer den Nüssen, mit welchen man ihn zubereitet, mischt man noch ein wenig Kalk darunter, welcher aus Auster- oder Muschelschaalen bereitet wird. Privatpersonen geben sich selten die Mühe, den Betel selbst zuzubereiten. Die Vornehmen haben beständig Bediente bey sich, welche ihn zurichten; andere kaufen ihn schon fertig. Man findt ihn in den meisten Buden, an allen Ecken der Gassen, auch so gar auf den Landstraßen. Man verkaufet die zubereiteten Blätter in Päcktchen, welche man Dutzentweise für einen sehr geringen Preiß bekömmt. Die Indianer

dianer beyderley Geschlechts, von jedem Alter und von jedem Stande, essen ihn zu allen Stunden, und gebrauchen ihn viel stärker als wir den Tabak; man sieht sie fast niemals ohne Betel in dem Munde. Sobald man in ein Haus kömmt, etwas zu verrichten, oder auch zum Besuche: so wird gleich Betel hergebracht und der Gesellschaft vorgesetzet. Man versichert, daß er einen lieblichen Athem mache, das Zahnfleisch befestige, und den Magen stärke und reinige. Die Chingulesen schreiben ihm ihr langes Leben und ihre gute Gesundheit zu. So viel ist gewiß, daß er einen häufigen Speichel verursachet, und die Zähne ungemein schwarz machet. Aus letzterer Ursache geschieht es ohne Zweifel, daß es wenige Europäer giebt, welche sich dazu gewöhnen können oder wollen; ja vielen verursachet er Herzdrücken, und andere berauschet er; aber diese Trunkenheit ist von keiner langen Dauer. Die indianischen Frauenzimmer, welche von Natur sehr verliebt sind, muntern sie auf, sich dessen zu bedienen, und um sie darzu zu bewegen, essen sie ihn in großer Menge in ihrem Beyseyn; man widersteht ihren Bitten selten, besonders wenn sie artig sind, und sie bedienen sich der Zeit, da man betrunken ist, um ungehindert

ihre

ihre Neigung, welche sie zur Wollust haben, zu befriedigen.

Auf der Insel Ceylan wachsen dreyerley Bäume, deren Früchte nicht zum essen taugen, welche aber ihres Nutzen wegen merkwürdig sind. Der Talipot, der Kettule, und der Zimmerbaum. Der Talipot wächst in dreyßig Jahren sechzig bis siebenzig Fuß hoch, ohne Blüte oder Früchte zu tragen. Nach Verlauf dieser Zeit steigt aus seinem Gipfel ein neuer Stamm hervor, welcher in weniger als vier Monaten über dreyßig Fuß hoch schießt, und alsdann fallen alle Blätter ab. Der Stamm und der Baum gleichen einem Schiffs-Maste; und ohngefähr drey Monate hernach treibt dieser Stamm verschiedene Zweige, welche drey oder vier Wochen lang blühen. Seine Blüten sind gelb, und haben einen unausstehlichen Geruch. Sie verwandeln sich sodann in Früchte, welche nicht eher als in einem halben Jahre zur Reife gelangen, aber in so großer Menge, daß von einem einzigen Baume eine ganze Provinz versorget werden kann; sodann vertrocknet der Stamm, und der Baum stirbt ab. Die Frucht ist so groß als unsere Kirschen. Die Mädchen färben sie bunt, und machen Arm- und Halsbänder daraus, mit welchen sie sich putzen;

aber das sonderbarste sind die Blätter des Talipot; ein einziges Blatt kann funfzehn bis zwanzig Menschen bedecken, und sie vor dem Regen oder der Sonne schützen. Wenn die Blätter trocken geworden sind: so werden sie stark und geschmeidig, und lassen sich zusammen legen, als ein Fächer; und weil sie alsdann nicht viel dicker als ein Arm sind: so beschweren sie die Hand mit ihrem Gewicht und Unbequemlichkeit nicht sehr. Sie sind von Natur rund, aber die Chingulesen schneiden sie in dreyeckigte Stücke, und kehren die Spitzen sorgfältig voran, um sich damit den Weg durch die Gebüsche zu öffnen. Die Soldaten machen Zelte daraus; weil sie aber sehr zackigt und fast gespalten sind: so muß man sie an den Enden zusammen nehen. Man decket die Häuser damit. Man bedienet sich auch der Talipotblätter darauf zu schreiben; sie sind unserm Pergamente sehr ähnlich, und man schreibet mit einem eisernen Griffel darauf. Wenn man ein Buch daraus machen will: so schneidet man sie in viele Stücke, von gleicher Größe und Gestalt. Die Länge ist bald ein Fuß, bald anderthalb Fuß; aber die Breite beträgt nicht mehr als ohngefähr drey Finger. Man schreibt in diese Bücher von der Linken zur Rechten, und wenn sie voll

sind:

sind: so heftet man sie an zwey kleine Bretter, welche man an beyde Seiten anfüget, indem man zwey Schnüre durch die Blätter zieht, aus welchen das Buch besteht. Wenn man darinne lesen will: so hebt man das erste Brett in die Höhe, und sodann ein Blatt nach dem andern, welches jedoch an seinen Schnüren fest bleibt. Zu bloßen Briefen, oder zu Sachen von geringer Erheblichkeit bedienet man sich einer andern Art Blätter, auf welche sich viel leichter schreiben läßt, die aber zu Büchern nicht geschickt sind. Aus dem Marke dieses Baumes läßt sich ein Mehl machen, daraus man Kuchen bäckt, welche einen Geschmack wie Brodt haben. Man giebt auch vor, daß derselbe sogleich die Geburt befördere, wenn er auf den Leib einer schwangern Frau geleget würde, und wenn er zu lange auf ihr liegen bliebe, daß das Kind stückweise von ihr gienge.

Der Kettule ist wegen des Saftes, den er giebt, eben so berühmt, als der Talipot wegen seinen Blättern. Dieser Saft ist sehr süß, und von einem angenehmen Geschmacke, dabey nicht stärker als das gemeine Wasser. Wenn man ihn kochet, so bekömmt er eine gewisse Festigkeit. Man kann ihn weiß machen, und

alsdann giebt er einen Zucker ab, der eben so gut als der unsrige ist. Ein gemeiner Baum giebt zwölf Kannen in einem Tage. Seine Rinde ist voller Fasern, welche so stark als Drat sind; und man machet Stricke daraus.

Der dritte Baum ist der Zimmetbaum, und einer von den größten Reichthümern der Chingulesen. Er wächst in verschiedenen Gegenden in der Welt, aber nirgends so schön, und ist auch nirgends so gut als auf der Insel Ceylan. Dieß Holz ist daselbst so gemein, daß der Centner nicht mehr als vierzig Sols kostet, und ist in seiner Art so vortreflich, daß man ihn über acht Stunden in der Runde herum riechen kann. Der Zimmetbaum ist von mittlerer Größe. Seine Blätter gleichen an Farbe und Dicke den Lorbeerblättern. Wenn sie anfangen zu treiben, so sind sie so roth als Scharlach; und wenn man sie mit den Händen reibt, so riechen sie mehr wie Nelken, als wie Zimmet. Dieser Baum trägt eine Frucht, welche einer Eichel oder einer Olive gleicht. Wenn man sie kochet, zieht man ein Oel heraus, das auf dem Wasser schwimmet, dick wird, und einer Art weißen Wachses gleichet. Die Portugiesen machten Kerzen zum Gebrauch bey dem Gottesdienste in der Kirche an großen Festtagen daraus;

daraus; und der Geruch, welchen es von sich giebt, wenn man es verbrennet, ist so stark, als das angenehmste Räucherwerk. Sie verschickten davon nach Lissabon für die königliche Kapelle. Die Rinde des Zimmetbaumes ist das schätzbareste; und dieß ist unser Zimmet. Sie ist weiß, wenn man sie abschälet; wird aber röthlich, wenn man sie an der Sonne trocknet, und sie wickelt sich selbst als eine Rolle zusammen. Der beste wird zwischen Punto Gallo und Negombo gefunden, wo man Wälder antrifft, welche einen Raum von zehn bis zwölf Stunden einnehmen. Sie sind so dick, daß man kaum durchdringen kann. Die heiße Gegend und die feuchte Erde machen, daß der Saame fast so geschwind aufwächst, als er auf die Erde gefallen ist. Diese Bäume treiben so geschwinde und so leicht, daß durch ein Gesetz die Einwohner verbunden sind, die Wege davon frey zu machen. Wenn sie es einige Jahre unterließen: so würden die dicken Wälder alle Gemeinschaft unterbrechen. Der Zimmetbaum kann nur alle drey Jahre abgeschälet werden. Im ersten Jahre, nachdem man ihm seine Rinde genommen hat, ist er wie todt; unvermerkt setzet er eine neue Rinde an, und bekömmt endlich seine Kraft wieder.

Es ist in Ceylan ein Baum, der gar keine Frucht trägt, und welcher nur des Aberglaubens der Einwohner wegen merkwürdig ist. Sie halten ihn für heilig, und erweisen ihm eine Art von Verehrung, daß man ihn daher den Gottesbaum genennet hat. Man findet ihn überall in großer Menge auf der Insel, und die Chingulesen machen sich ein Verdienst daraus, ihn zu pflanzen; sie zünden Lampen darunter an und setzen Bilder hin.

Ich habe Ihnen gesagt, daß bey diesen Völkern weder Aerzte noch Wundärzte anzutreffen sind; aber sie haben eine außerordentliche Menge einfacher Arzeneyen, und medicinischer Kräuter. Ihre Apotheken sind in den Wäldern; hier ist es, wo sie ihre Arzeneyen und Pflaster aus Blättern und Baumrinde verfertigen. Als ich in dieser Insel ankam, so erstaunte ich, als ich daselbst Kohl, Möhren, Rüben, Gurken, Erbsen, Bohnen, ja sogar Lattich und andere Salatkräuter antraf. Aber alle diese Pflanzen wachsen daselbst nicht von sich selber, sondern sind von den Portugiesen und Holländern dahin gebracht worden. Die Insel bringt für sich eine Menge vortreflicher Hülsenfrüchte hervor, welche nirgends anderswo gefunden werden, und deren Erzählung lang und verdrießlich

seyn

seyn würde. Man findet auch hier alle das Vieh, welches wir in Europa haben: Schweine, Ziegen, Pferde, Esel, u. s. w. man trifft aber keine Schafe daselbst an. Das Rothwildprett ist hier eben so wie in den übrigen Theilen von Indien. Geflügel, Federwildprett, und Fische von aller Art sind hier im Ueberflusse; und ich kenne kein Land, in welchem alles, was Europa und Asien vortreffliches und schmackhaftes zum Wohlleben nur hervorbringen, in größerer Menge und um wohlfeilere Preiße, vereiniget angetroffen würde. Von den Elephanten will ich nichts sagen, es ist bekannt, daß sie in Ceylan mehr hochgeschätzet werden, als in allen andern Ländern von Indien; nicht nur wegen ihrer ungeheuren Größe und der Schönheit ihres Elfenbeines: sondern vornehmlich wegen ihrer Geschicklichkeit. Man sagt, daß man öfters bemerket, daß die Elephanten aus andern Ländern diese kenneten, und sie grüßten, wenn sie solche sähen. Man bedienet sich hier blos dieser Thiere Lasten aufzuheben und zu tragen. Der Elephant nimmt den Strick mit seinem Rüssel und seinen Zähnen, zieht ihn an sich, wickelt ihn um, wirft die Last auf seinen Rücken, und geht fort. Die Leute, welche bey diesen Thieren zur Wache

gesetzet sind, haben mir öfters ein sehr lustiges Schauspiel gemacht. Sie befahlen einem Elephanten, welcher zu diesem Dinge gewöhnet war, Wasser in seinen Rüssel zu nehmen, und es auf die Personen zu werfen, welche sie ihm bemerkten. Er gehorchte, und goß einigemal einen ganzen Eimer Wasser aus, und warf es mit solcher Gewalt, daß ein Mensch kaum den Stoß aushalten konnte, ohne niederzufallen. Zu gewissen Zeiten haben die Männchen von den Elephanten eine Krankheit, welche sie wüthend machet. Niemand kann sie alsdann bändigen; man sieht es aber gemeiniglich vorher an einer Art von Oel, welches ihnen von den Backen trieft; da man sie denn sogleich mit den Füßen an große Bäume bindet. Ein Elephant von Ceylan wird eben so theuer verkauft, als viere aus einem andern Lande, und man sagt, daß sie diesen Vorzug zu erkennen scheinen, und es durch einige äußerliche Zeichen zu verstehen geben.

Die Affen, mit welchen man hier die Gehölze angefüllet sieht, sind hier eben so sonderbar als gemein. Es giebt eine ganz besondere Gattung, welche man wilde Männer nennet, weil sie fast den Bau und die Gestalt eines Menschen haben, und etwas von Ver-

nunft

nunft zu besitzen scheinen. Sie haben blos Haare auf dem Rücken und an den Lenden. Sie sind behend, stark und kühn, setzen sich gegen die Jäger zur Wehre, und trachten den Weibspersonen nach, welche nicht sicher durch die Wälder gehen können, in denen sie sich aufhalten. Man machet sie sehr leicht zahm, richtet sie ab auf den Hinterfüßen zu gehen, und sich der Vorderfüße zu bedienen, um die Gläser auszuspielen, zu Trinken einzuschenken, den Bratspieß zu drehen, und andere dergleichen kleine Dienste zu verrichten. Es giebt einige darunter, welche graue Haare, schwarze Gesichter, und große weiße Bärte von einem Ohre bis zum andern haben; so daß man sie für alte Männer halten sollte. Andere haben nebst dem Barte einen weißen Leib, und ein weißes Gesicht; andere ein weißes Gesicht ohne Bart, aber lange Haare auf dem Kopfe, welche wie bey dem Menschen herabhängen.

Das Ungeziefer ist mit dem indianischen fast einerley. Ich habe Ameisen gesehen, welche einen weißen Leib und einen rothen Kopf hatten. Sie werfen an unbewohnten Oertern kleine Berge von fünf oder sechs Fuß hoch auf. Die Erde davon ist so fein, daß das Volk seine Götzen daraus machet, und so fest ver-

bunden, daß man Mühe hat, diese Wohnungen zu zerstören. Das Inwendige ist mit Canälen durchschnitten, in welchen die Ameisen wohnen. Sie bekommen Flügel, und alsdann erheben sie sich in die Luft, und ziehen in so großer Anzahl gegen Abend, daß sie die Sonne verdunkeln. Man verliert sie bald aus dem Gesichte; denn sie hören nicht eher auf zu fliegen, als bis sie todt herunter fallen.

Ich stelle mir nicht ohne Schrecken eine Spinne von Ceylan vor, welche sich in die holen Bäume und anderen Löcher verbirgt. Nichts ist giftiger als dieß Ungeziefer. Sein Biß ist zwar nicht tödtlich: allein die Wirkung seines Gifts verwirret den Kopf, und machet daß man den Verstand verliert.

Die Insel ist auch mit vielerley Arten von Schlangen geplaget; aber die schädlichsten sind auch die raresten. Einige machen durch ihren Biß, daß man in einen tiefen Schlaf fällt; und in kurzer Zeit stirbt. Andere erregen einen Anfall von Raserey, daß der Tod in vier und zwanzig Stunden erfolget. Aber die schrecklichste unter allen, ist diejenige, deren Gift so schnell und heftig wirket, daß das Blut aus allen Schweislöchern heraus dringt, so bald ein Mensch gestochen ist, ohne das man ein Mit-

tel

tel dargegen hat. Sie ist nicht viel dicker, als die Saiyte von einer Geige, und zieht, wie man sagt, denenjenigen die Augen aus dem Kopfe heraus, die sie anfällt. Was ich Ihnen von einer andern erzählen werde, wird Ihnen unglaublich vorkommen. Sie setzet sich auf einen Baum, fährt auf das Thier los, das sie vorbeygehen sieht, und an dem Orte, wo sie sich fest setzet, fällt das Fleisch Stückweise herab, und das verwundete Thier bleibt unbeweglich; indem das Gift innerlich wirket, ohne daß äußerlich davon etwas zu spüren ist. Einige Neugierige, welche die Thiere geöfnet haben, die diese Schlange getödtet hatte, haben das Fleisch zerhackt und verfault gefunden, obgleich die Haut gesund und ganz aussah. Es giebt eine andere dergleichen Schlange, von der Dicke eines Mannes, und von einer sich darzu schicklichen Länge. Ihre Schwere hindert sie sehr, geschwind fort zu kommen: aber sie verbirget sich auf den Wegen, und hält die Gemsen und Kälber mit einer Art von Stachel auf, welche sie am Ende ihres Schwanzes hat. Ihr Bauch ist so weit, daß er zuweilen einen ganzen Rehbock, mit sammt den Hörnern verschlinget; wodurch sie öfters zerberstet, und getödtet wird.

Man

Man fürchtet sich sehr vor einem Thiere, daß im Wasser und auf dem Lande zugleich lebet, (Amphibion); welches sich aber gemeiniglich auf dem Lande aufhält, wo es das Aas von Vögeln und andern Thieren frißt. Seine Zunge, welche blau, und gespalten ist, verlängert sich in Gestalt eines Stachels. Sie ist schrecklich, wenn es solche heraus streckt, zu zischen oder wornach zu schnappen. Wenn die Hunde ihm zu nahe kommen, entweder es anzubellen oder zu beißen: so schlägt es solche so heftig mit seinem Schwanze, welcher einer Peitsche von einer Ellen lang gleich ist, daß sie schreyend davon laufen.

Sind die Blutigel gleich nicht gefährlich auf Ceylan, so sind sie doch zum wenigsten sehr beschwerlich; wenn es regnet, so sind alle Felder damit bedecket, und die kleinsten sind am meisten zu fürchten. Man kann in den Hölzern keinen Schritt thun, ohne von ihnen angefallen zu werden. Sie kriechen an die Beine und Schenkel hinauf, und hängen sich so fest daran, daß man sich nicht eher von ihnen befreyen kann, als bis sie sich voll Blut gesogen haben. Es trägt sich bisweilen in der Nacht zu, daß sie ins Gesicht kommen, und sogar das Blut aus dem Zahnfleische heraus saugen.

Sehen Sie, Madam, dieß war das merkwürdigste, was ich in dieser berühmten Insel angetroffen habe, von der man sagt, daß sie eben das Ophir, oder Tarsis wäre, welches die Juden in den ersten Zeiten unter diesen beyden Namen gekannt haben, und aus welcher die Schiffe des Salomons so viele Reichthümer holeten; man glaubet auch, daß ihre Einwohner die offenbarte Religion gekannt haben, und daß eben diese Juden sie ihnen beygebracht hätten. Die Ceylonianer bildeten sich in der That ein, daß ihre Insel vor Alters ein Theil des irdischen Paradieses gewesen, und daß der erste Mensch, den sie unter dem Namen Adam kennen, auf ihrem höchsten Berge wäre erschaffen worden; daß der See, welcher auf dem Gipfel des Adams-Berges (Pic oder Spitze-Adams) aus den Thränen entstanden wäre, welche Eva bey dem Tode Abels vergossen habe; und diese Erzählungen erhalten sich seit mehr als fünf hundert Jahren vor Christi Geburt im Lande.

Ich habe keine Hoffnung mehr, Madame, vor meiner Ankunft in Goa an Sie zu schreiben, wenn ich nicht noch in einem Malabarischen Hafen ein Schiff antreffe, welches nach Europa segelt. Ich werde nicht weniger genau seyn, dasjenige aufzuzeichnen, was diese

Reise

Reise mir sonderbares darbieten wird; und es soll Ihnen keine von meinen Betrachtungen entgehen.

Ich bin ꝛc.

Jafnapatan, den 29. Septembr. 1741.

Der 39. Brief.

Die Malabarische Küste.

Das Königreich Travankur war das erste Land, wo wir anlangten, als wir Jafnapatan verlassen hatten. Es fängt sich bey dem Vorgebirge Comorin an, und erstrecket sich nach Norden über Coylan hinauf; welches ohngefähr dreyßig Stunden beträgt. Der König von Coylan ist von uneingeschränkter Macht, aber ein Lehnsmann von dem Könige von Travankur, und ihm zinsbar. Die Holländer haben daselbst ein Handelshaus angeleget, und eine kleine Festung gebauet. Enjaingue ist eine andere Provinz, wo die Engländer Erlaubniß sich aufzuhalten haben, welche ihnen einer von den Vorfahren des jetzt regierenden Königs ertheilet hat. Die Lage ihres Handel-

platzes

platzes ist angenehm. Sie haben eine Festung zwischen dem Ufer des Meeres und einem sehr schönen Flusse daselbst angelegt, der mit demselben in gleicher Linie läuft, und nicht mehr als hundert und funfzig Ruthen davon entfernet ist. Mitten auf dem Walle und über dem Thore, das nach dem Meere zu steht, sieht man ein Gebäude, in welchem ein Saal und ein Zimmer anzutreffen ist, worinnen der Statthalter Gericht hält, schreibet, Gehör giebt, und die Schiffe beobachtet, die längst der Küste beständig vorbey segeln. Der Fluß, der nahe dabey ist, fließt an den Mauern eines schönen Saales und eines gut unterhaltenen Gartens vorbey, und die Häuser der englischen Colonie sind nach der Schnur, auf beyden Seiten, in einer langen breiten und geraden Straße gebauet, welche mit vielen Cocos- und andern Bäumen des Landes beschattet wird. Am Ende ist eine große Kirche, bey welcher der Pallast eines portugiesischen Bischofs, und dabey das Haus eines Jesuitischen Mißionärs von eben derselben Nation ist. Ein kleines Fort decket die Kirche, das bischöfliche Schloß und die Colonie. Die Mündung des Flusses wird von einem andern beschützet; und überall trifft man viel Simmetrie, Schönheit und Ordnung an. Das übrige des Königreichs

reichs ist in verschiedene Provinzen eingetheilet, in welchen die Kammergüther vieler kleiner Könige, welche unter dem von Travankur stehen, einbezirket sind. Alle freye Fürsten in Malabar geben ihm einmüthiglich den Titel des großen Königes; weil er mehr Länder besitzt als einer von ihnen, und weil er unter seinen Lehnsleuten eine Menge Rajas, Fürsten und Herren zählet. Sein Königreich ist sehr stark bevölkert, und kann im Nothfall funfzig Tausend Mann ins Feld stellen; welches für die benachbarten Völker eine furchtbare Macht ist: allein weder diese Menge Menschen, noch die Waffen, welche bey ihnen gebräuchlich sind, würden europäischen Truppen, wenn sie gut angeführet würden, lange widerstehen können, ohngeachtet sie in geringerer Anzahl wären. Dieses Land wird von vielen Christen bewohnet, wovon die meisten sehr arm sind, und deren Vorfahren durch den heiligen Franciscus Xavier bekehret worden sind. Die Einwohner dieses Königreichs und fast der ganzen Malabarischen Küste verehren ihre Könige und ihre Götter mit einer gleichen Ehrfurcht ohne Gränzen. Die Liebe und die Zuneigung, welche sie für ihre Könige bezeigen, ist gesetzmäßig, sowohl durch das Ansehen einer

sehr

sehr alten Oberherrschaft der meisten Familien, die gegenwärtig auf dem Throne sind: als auch durch die Sanftmuth ihrer Regierung. Obschon die Gesetze auf gewisse Verbrechen Leib- und Lebensstrafe setzen: so ist doch daselbst die Vergießung des Bluts etwas sehr seltenes. Der König, welcher heut zu Tage zu Travankur regieret, ist weniger blöde, oder mehr staatsklug; er ist aber auch weniger gütig als seine Nachbarn. Da er überzeuget ist, daß die Erlassung der Strafe das Laster erzeuget, und die menschliche Gesellschaft beunruhiget: so ist er daher in Bestrafung der Schuldigen unerbittlich. Aber in Ansehung der Religion ist er eben so abergläubisch als der gemeinste Pöbel. Er führet von seiner Kindheit an, auf das sorgfältigste, einen eben so strengen Lebenswandel, als die Anachoreten. Er hat niemals etwas gegessen, das Leben gehabt hat, und lebet von nichts als Wurzeln, Gemüße, Milch und Früchten. Er fraget die Wahrsager in allen Fällen um Rath, und richtet sich blos nach ihrer Antwort. Die strenge Lebensart des Königes von Travankur wird auch von den meisten Braminen beobachtet; welche sich dessen nicht entziehen könnten, ohne sich zu entehren, und sowohl ihre Vorzüge als auch das Ansehen

zu verlieren, welches ihnen diese Lebensart verschafft. Die außerordentliche Andacht, die Buße, Casteyung des Leibes und die Gelübde zum Tode werden in der malabarischen Religion viel weiter getrieben, als in keiner andern in der Welt: allein es sind bloß materielle Gebräuche, welche keinen metaphysischen Grund haben. Diese Indianer bewundern unsere christliche Uebungen, und besonders unsere evangelische Lehre von der Erniedrigung und Vergebung der Beleidigungen.

Diese Völker verstehen sich auch auf die Sternwissenschaft, und berechnen den Umlauf der Gestirne und die Finsternisse; allein aus einer bloßen Uebung, ohne Regeln und Beweise. Ihre Aerzte wissen etwas weniges von dem Bau der menschlichen Körper, kennen die Kräfte der Kräuter, und wenden sie mit ziemlichem Erfolge in einfachen und allgemeinen Krankheiten an; allein sie sind weder wahre Kenner der Natur noch auch der Chymie. Ihre Apothekerkunst ist auf wenige Formeln eingeschränket, und ihre Wundarzeneykunst besteht in einigen gemeinen Kuren von geringer Erheblichkeit. Sie haben geheimnißvolle und räthselhafte Gedichte, von welchen sie viel Wesens machen. Einige Braminen, die ich um deren Erklärung gebethen,

haben

haben mir gesagt, daß sie von wenig Leuten verstanden würden, und daß eine Uebersetzung sie noch unverständlicher machen würde, weil ihr ganzer Sinn, Wendung und Schärfe in Wortspielen ihrer Sprache und in Gleichnissen, welche auf die Sitten, auf die Gebräuche und Geschichte des Landes sich beziehen, bestünden, von welchen man eine vollkommene Kenntniß haben müßte.

Die Künste haben sich besser in Indien erhalten als tiefsinnige Wissenschaften. Man findt an vielen Orten Pagoden, welche als Wunder der Baukunst anzusehen sind; sowohl in Betrachtung ihres großen Umfanges, ihrer Höhe, und ihrer Eintheilung, als auch der erstaunlichen Größe der Steine, der unbegreiflichen Art, mit welcher sie auf die Höhe dieser großen Gebäude gesetzet worden, der Seltenheit ihres Schnitzwerks und Bildhauerarbeit, und der Festigkeit ihres Baues wegen. Nichts gleichet der Vollkommenheit ihrer Kattunfabriken, welche von undenklichen Zeiten her angerichtet sind, sowohl in Ansehung der Feinheit der Zeuge und Musseline, als auch wegen des Geheimnisses der guten Färberey. Aber was meine Verwunderung noch mehr reizet; sind die schlechten und wenigen Werkzeuge, deren sich die Arbeiter

dabey bedienen. Wird ein europäischer Schmidt wohl glauben, daß ein Malabar von eben dem Handwerke, mit einem jungen Lehrlinge, alles was er nöthig hat, seinen Amboß, seinen Hammer, seinen Blaßbalg u. s. w. von Dorf zu Dorf mit sich trägt, und daß er in Zeit von einer Stunde, an dem ersten Orte wo er hinkömmt, seine Schmiede aufrichtet? Wird man wohl einen Schuster, einen Lohgerber bey uns überreden können, daß ein Malabar eine Ziege abzieht, und in vier und zwanzig Stunden Schuhe bringt, die von dem Felle dieses Thieres gemacht sind? Als das letzte Beyspiel des Fleißes dieses Volks, will ich ihrer Münzfabrike Erwehnung thun. Man weiß, aus wie vielerley diese Kunst zusammengesetzt ist. Hier wird der Guß, die Proben, die Läuterung, die Legirung, das Gewicht und das Gepräge, auf eine einfache, leichte und kurze Art, mit eben so wenig Leuten als Kosten, und dennoch mit aller nur ersinnlichen Genauigkeit bewerkstelliget. Indessen mögen die Einwohner auf Malabar so arbeitsam seyn als sie wollen: so sind sie es doch weniger, als die Bewohner der Küste Koromandel; ob sie schon so zu sagen, nur ein Volk ausmachen, nur einen Ursprung und einerley Religion haben. Ich glaube die Ursache dieses Unterscheides in

der

der verschiedenen Einrichtung ihrer Regierung zu finden. Mich deucht, daß ich Ihnen schon an einem Orte gesagt habe, daß, als der berühmte Aurengzeb die Königreiche Dekan, Golkonda, Carnate, Visapur u. a. m. erobert hatte, dieser Fürst und seine Nachfolger unter Versprechung eines jährlichen Tributs, den mahumedanischen Herrn, die verschiedenen Provinzen dieses Königreichs mit dem Titel der Nababs zugestanden. Diese Nababs, um sich entweder in der Unabhängigkeit gegen die Mogols zu erhalten, oder um die Völker, über die sie eine Herrschaft erlanget hatten, in Zaum zu halten, oder um die öftern Kriege auszuhalten, welche der Neid und die Eifersucht unter ihnen erregeten, haben beständig so viel Völker auf den Beinen gehabt, als sie unterhalten konnten, und zu dem Ende große Summen in den Ländern eingetrieben, die ihnen unterworfen waren. Bey dieser Unterdrückung unter eine Macht, die ihnen ihre Güter raubte, hatten die Einwohner auf Koromandel keine andere Zuflucht, als die Künste und den Ackerbau. Die Braminen, denen die Erziehung mehr Kenntniß und Gaben verliehen hatte, da sie keinen Theil mehr an dem Gottesdienst und an öffentlichen Geschäften hatten, wie unter der

Regierung ihrer Fürsten, legten sich auf den Handel, welchen die europäischen Niederlassungen daselbst sehr blühend gemacht haben.

Die malabarische Küste giebt einen ganz andern Anblick. Die Eingebohrnen des Landes sind jederzeit von Fürsten aus ihrem Volke regieret worden. Die Nairen, welche nach den Braminen die vornehmste und zahlreichste Caste sind, machen alle von den Waffen Profeßion, und suchen nur im Adel und in der Tapferkeit Ruhm. Ein Nair, der außer einem Stücke Kattun, den er um seine Lenden hat, und welcher bis auf die Knie herunter geht, nackend ist, mit oben auf dem Kopfe in eine Wulst geknüpften Haaren, in der einen Hand einen Säbel und in der andern ein Feuerrohr, bringt sein Leben in diesem Stande zu, und suchet eine Ehre in seinem Müßiggange, weil die kleinste knechtische Verrichtung ihn seiner Caste unwürdig machen würde. Die Nairen sind nur allein berechtiget, Gewehr zu tragen, und verachten ein jedes anderes Handwerk. Die meisten nehmen als Trabanten bey den Königen, Fürsten, Statthaltern und andern vornehmen Herren, die entweder in dem Lande ihren Sitz haben, oder durch dasselbe reisen, Dienste. Sie werden auch die Reisenden zu begleiten

gleiten, gedungen; und dieß ist eine Vorsicht, welche Reisende nicht vernachläßigen dürfen; sie würden sich allen Arten der Beleidigung von den Leuten dieser Zunft aussetzen. Weil sie einen Theil ihres Unterhalts von dem Beystande haben, den sie den Fremden thun: so glauben sie berechtiget zu seyn, diejenigen auszuplündern und todt zu schlagen, die sie nicht annehmen wollen. Es ist wahr, daß ihre Treue die Probe wider alle Arten von Bestechung aushält, und daß sie sich eher in Stücken würden zerhauen lassen, als zugeben, daß diejenigen, die sie begleiten, beleidiget würden. Wenn sie in den Krieg ziehen: so nehmen sie niemals über zwey Tage Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse mit sich; und damit sie sich mit Unterhalte versorgen können: so sind beständig Haufen Kriegsvölker in Bewegung, dergestalt, daß der vierte Theil ihrer Truppen sich nach und nach, und beständig entfernet befindet. In dem Treffen rücket ein jeder vor oder weicht zurück, nachdem er mehr oder weniger Herzhaftigkeit hat. Sie springen aus einem Gesträuche ins andere, und geben Feuer; und wenn man sie in ihren Verschanzungen angreift: so wehren sie sich bis auf den letzten Augenblick mit solcher Entschlossenheit, daß sie nie-

niemals um Gnade bitten. So eine hartnäckige Standhaftigkeit macht den Europäern, die ins Land dringen wollen, den Krieg sehr schwer und kostet ihnen viel Blut. Die öftern Kriege, welche die malabarischen Könige unter sich führen, machen, daß die Nairen von demjenigen leben können, was ihnen die Fürsten, denen sie dienen, geben, und was die Ländereyen eintragen, die sie den Tiven, einem niedrigern Stamme, der unter ihnen steht, verpachten. Diese lassen dieselben Ländereyen von den Puliaten, einer sehr geringen und knechtischen Caste, bauen, welche so außerordentlich verachtet ist, daß ein Nair, wenn er sein Gewehr versuchen will, solches an dem ersten Puliat, der ihm begegnet, thut, und ihn tödtet oder ungestrafet verstümmelt. Sobald man einen solchen elenden Menschen erblickt: so giebt man ihm ein Zeichen aus dem Wege zu gehen; und thut ers nicht den Augenblick: so hat man das Recht, das Gewehr gegen ihn zu gebrauchen. Sie müssen ihrer Seits unaufhörlich auf dem Wege schreyen, damit diejenigen, die ihnen begegnen, sie durch einen Zuruf wiederum von ihrer Annäherung benachrichtigen können, damit sie Zeit haben, sich zu entfernen. Die Puliaten gehen fast nackend, haben keine beständige

Woh-

Wohnung, irren in den Feldern und Wäldern herum und haben keine andere Zufluchtsörter, als hohle Bäume, Höhlen oder Hütten, die sie in der Geschwindigkeit von Baumästen machen. Dieses unglückliche Geschlecht nähret sich von allen Unreinigkeiten, die es auf ihren Wege antrift, sogar das Aas davon nicht ausgenommen. Man wird auch unrein, wenn man sie nur anrühret; und wenn man nur in einer Entfernung von zwanzig Schritten mit ihnen redet: so ist es genug, sich eine Unreinigkeit zuzuziehen, welche zu unvermeidlichen Aussöhnungen verbindt. Es ist ihnen nicht erlaubet, in die Tempel zu kommen, noch denselbigen sich zu nähern: aber die Priester haben die Nachsicht, ihre Opfer anzunehmen, wofern sie von Gold oder Silber sind, und man sie in einer gewissen Weite von der Pagode auf die Erde niederlegt. Der Bramine, welcher hingeht, sie zu holen, wartet, bis der Puliate weg ist, wäscht sie, ehe er sie dem Götzen darreichet, und reiniget sich selbst, um sie ihm zu opfern.

Wenn Sie die faule Lebensart der meisten malabarischen Völker, mit dem Fleiße der Einwohner auf Koromandel vergleichen: so sehen Sie, Madame, einen seltsamen Unterscheid in den

Sitten, Gebräuchen und Beschäftigungen in einem einzigen Lande, das nur durch eine Reihe von Bergen getheilet ist; welche jedoch nicht verhindern, daß die Gemeinschaft und beyderseitige Umgang nicht sehr bequem, sehr nahe und häufig seyn sollte. Man muß inzwischen von diesen allgemeinen Beobachtungen das Königreich Travankur ausnehmen; dessen regierender König, ohne auf die alten eingeführten Gewohnheiten zu sehen, von den Gebräuchen der verschiedenen Völkerschaften dasjenige wählet, was ihm am besten scheint, und solches von seinen Unterthanen annehmen läßt. Die allgemeine Blöße auf der malabarischen Küste ist ein Beyspiel davon. Dieser Fürst hat diese Gewohnheit verändert. Er trägt Kleider; die Vornehmen und die um ihn sind, kleiden sich nach seinem Beyspiele; und er hat seine Soldaten auf europäische Art, alle überein, mit Hosen, Kamisölern und großen Mützen, in Gestalt eines Zuckerhutes, von Zeuge aus dem Lande gekleidet, welches weiß und blau gestreift ist. Wir sahen ihrer fünf und zwanzig bis dreyßig auf deutsche Art exerciren, ihre Tempos sehr genau bemerken, und ihre Bewegungen sehr geschwind und mit kriegerischem Anstande machen.

Die Natur hat zwischen den beyden Küsten Koromandel und Malabar einen noch merklichern Unterscheid gesetzt, als denjenigen, der die natürliche Geschicklichkeit ihrer Einwohner betrift. Es ist wunderbar, daß zwey so nahe aneinander gelegene Länder so wenig Gleichheit in Beschaffenheit der Luft, der Witterung und Einfluß der Elemente, hat. Wenn der Winter in Malabar regieret, und Regen und Sturmwinde auf dieser ganzen Küste herrschen: so genießet man auf Koromandel das angenehmste und lieblichste Sommerwetter. Inzwischen haben doch beyde Küsten einerley Höhe und werden nur durch die Gebirge von Gate getrennet, welche von Norden gegen Mittag laufen. Wenn man auf ihrem Gipfel ist: so hat man nur einen Schritt zu thun, um den Augenblick aus dem Sommer in den Winter, oder aus dem Winter in den Sommer zu kommen. Ich habe Ihnen schon gesagt, Madame, daß sich zu Ceylan eben derselbe Unterscheid der Jahreszeiten, in einer eben so geringen Entfernung von einander, spüren läßt. Der Winter fängt auf Malabar im Anfange des Brachmonats an, und endiget sich im Weinmonate. Das Meer höret alsdann nicht nur auf daselbst schiffbar zu seyn: sondern es sind auch wenig

Häfen,

Häfen, wo die Schiffe in Sicherheit und vor den Sturmwinden, die mit schrecklichen Donner und Blitz vermischet sind, gedecket liegen, welche die Luft in dieser Jahreszeit beunruhigen. Die Wolken kommen vom Mittage, und der Wind treibt sie mit Ungestüm nach dem Gebirge von Gate, wo sie brechen und sich in Regen ergießen. Diese Wasser machen Ströme, welche das Land überschwemmen. Sonst hat diese Jahreszeit nichts strenges, und es ist hier keine Kälte, welche den Namen des Winters verdiente. Selbst um diese Zeit gelangen die meisten Früchte zu ihrer Reife, und die Blumen und Kräuter stehen in ihrer größten Schönheit. Der Sommer fängt im October an; diese ganze Jahreszeit über sieht man nicht das geringste Wölkchen am Himmel; und ungeachtet der brennenden Hitze, der das Land bey Tage ausgesetzet ist: sind die Nächte doch allezeit kühle, und können die drey ersten Monate des Jahres so gar für kalt gehalten werden. Endlich scheint mir die malabarische Küste die angenehmste Himmelsgegend von Indostan zu seyn. Weil das ganze Gestade sehr niedrig ist und das Land sich allmälig erhebt: so entdecket man auf dem Meere einen Theil der Reichthümer dieser anmuthigen Gegend. Die Städte

und

und Dörfer an der Küste, die Wälder von Cocos- und allezeit grünen Palmbäumen, die angenehmen Auen, die weiten Ebenen, die Flüsse, Bäche und Seen, und viele andere abwechselnde Gegenstände machen den angenehmsten Anblick. Ich wurde durch diese Ansicht gerühret, von dem Königreiche Travankur an, welches fast an der Spitze des Vorgebirges ist, bis nach Goa, wo ich vor etlichen Tagen angekommen bin.

Indem wir immer nach Norden hinauf schifften: landeten wir im Hafen von **Cochin**. Es ist die Hauptstadt eines kleinen Königreichs gleichen Namens, dessen Oberhaupt ein Lehnsmann des Königes von Calecut ist; und noch mehr von den Holländern abhängt, welche Herren von dieser Stadt sind. Sie treiben hier einen starken Handel mit Pfeffer, den man nebst dem Calecutischen vor den besten hält. Cochin war eine große Stadt, welche die Portugiesen zur Zeit ihres Ruhms und ihrer Eroberungen sehr vergrößert und verschönert hatten. Man sah daselbst prächtige Palläste, weitläuftige Gärten, viele öffentliche Gebäude und besonders eine große Menge Kirchen und Klöster. Die Holländer eroberten sie, schleiften die Palläste, Kirchen und Klöster, und setzten

gute

gute Festungswerke an ihre Stelle. Sie haben den schönen Thurm der alten Stiftskirche übrig gelassen, und auf demselben ihre Flagge an den Gipfel eines sehr hohen Mastbaumes aufgestecket, welchen man über fünf Meilen im Meere wahrnimmt. Nichts ist gemeiner in Indien, als diese Arten von Verwandelungen der Kirchen und Klöster in Schanzen und Bollwerke; und man sieht überall die portugiesische Frömmigkeit dem Stolze der Engländer und Holländer zum Siegeszeichen dienen. Die Stadt Cranganor, zwischen Cochin und Calecut hat eben dieselbe Veränderung erlitten. Die Kirche, die Schule und die Bibliothek der Jesuiten dienen heut zu Tage den Holländern zum Zeughause und Pfeffermagazin. Calecut war der erste Hafen in Ostindien, wo die Portugiesen im Jahre 1498 unter Anführung des Gama landeten. Es war dazumal der berühmteste Handelsplatz in Ansehung der Gewürze, Diamanten, Seide, goldenen und silbernen Zeuge. Weder die Engländer noch die Holländer haben die Portugiesen daraus vertrieben. Sie waren daselbst gütig aufgenommen worden: aber sie entzweyten sich mit dem Könige des Landes, der ihnen zu viel Herrschaft hatte nehmen lassen. Sie mißbrauchten dieselbe,

selbe, und wurden nach einem blutigen Kriege, in welchem sie gänzlich geschlagen wurden, wieder weggewiesen.

Wir blieben etliche Tage in Calecut, und ich ließ mich diese Zeit über von einem Nair begleiten, um die herumliegenden Oerter der Stadt kennen zu lernen. Ein evangelischer Geistlicher, welcher von Colombo nach Surate als Priester der holländischen Kirche geschickt war, folgte mir nach, und schien mir eben so neugierig als ich zu seyn, das Land kennen zu lernen. Er hatte viele Reisebeschreibungen gelesen, und bey jedem etwas merkwürdigen Orte, hatte er auch etwas sonderbares zu erzählen. Bey dem Anblicke einer malabarischen Pagode, dahin uns unser Nair führte, und welche die Portugiesen unter Anführung des Gama in der Gegend von Calecut antrafen, erzählte er mir folgendes: „Das Inwendige des Tempels war „mit Bildern angefüllt, welches verursachte, „daß Gama ihn für eine christliche Kirche „ansah. Er fand einige Personen daselbst, „welche bis auf den Gürtel nackend, aber bis „an die Knie mit Calico bedecket waren, und „eine Art von Zeug kreuzweis von der linken „Schulter unter dem rechten Arm durchgezo„gen hatten. Diese Leute benetzten diejenigen,

„die

„die sie besuchten, mit Wasser, indem sie einen „Schwamm, der in einen Brunnen getunkt war, „über sie ausdrückten, und ihnen hernach fein „geriebenen Staub gaben, um ihn auf den „Kopf zu streuen. Die Portugiesen, welche „noch immer fortfuhren sie vor Christen zu „halten, nahmen von diesem Wasser und von „dieser Asche. Sie warfen ihre Augen auf „die Bilder, die rund herum an die Wände „gemalet waren; viele hatten Zähne von einer „erstaunlichen Größe, welche ihnen aus dem „Maule hervorragten. Andere hatten vier „Hände und abscheuliche Gesichter, welches „die Portugiesen einigermaßen zweifelhaft „machte, ob sie sich wirklich unter Christen be„fänden. Indessen wurden sie wieder darinne „bestärket, als sie die malabarischen Priester „das Wort Maria vor einem Bildnisse aus„sprechen hörten, das an einem finstern Orte „stund, und für welches sie eine große Hoch„achtung bezeigten. Gama und sein Gefolge „hielten es für das Bildniß der Jungfrau „Maria und verrichteten daselbst ihr Gebeth; „allein ein Portugiese, welcher weniger davon „überzeuget war als die andern, sagte, indem er „sich auf die Knie niederlegte: Wenn dies „ses ja das Bild des Teufels ist: so

„ist

„ist doch wenigstens mein Gebeth „zu niemand anders als zu Gott „gerichtet. Dieser Einfall bewog den Ga„ma und seine Gefährten zum Lachen, welches „die armen malabarischen Priester nicht „wenig kränkte.“

Bey unsern kleinen Reisen thaten wir vielerley Fragen, in Ansehung der Landesgebräuche, an unsern Nair. Wir fragten ihn, ob es wahr wäre, daß, wenn ein Gläubiger einen Kreiß um seinen Schuldner machte, dieser bey Lebensstrafe nicht aus demselben herausgehen dürfte, bis er seine Schuld bezahlet, oder Bürgschaft für die Bezahlung gestellet hätte? „Es ist nicht gar lange, antwortete der Nair, „daß dieser Gebrauch noch in diesem Lande „beobachtet wurde, und ich habe von meinem „Vater sagen hören, fuhr er fort, daß er den „König selbst zu Pferde in einem Kreise gesehen, „welchen ein Kaufmann um ihn gemacht, den „er von einem Tage zu dem andern vertröstet „hatte. Dieser Fürst verließ den Platz nicht „eher, bis er seinen Schuldner befriediget „hatte, und erhielt durch dieses Beyspiel der „Gerechtigkeit, den Beyfall aller seiner Unter„thanen.“

Wir hatten einige Flaschen Wein mit uns genommen, und wollten auch unserm Geleitsmanne davon trinken lassen: allein er schlug es aus. „Das Gesetz dieses Landes, sagte er zu „uns, untersagt den Einwohnern den Gebrauch „dieses Getränkes; diejenigen die dawider han„deln, können nicht zu Zeugen in Rechtssachen „dienen.“ Wir fragten ihm, wie viel er Kinder hätte? „Zwey, versetzte der Nair, „einen Knaben und ein Mädchen; allein sie „gehören mir nicht mehr zu.“ Um seine Antwort zu verstehen, muß man wissen, daß die Väter, ihre Kinder, wenn sie dreyzehn Jahre alt sind, ihrer eigenen Führung überlassen. Wenn sie von dem Stande sind, Handel treiben zu können: so giebt man ihnen eine kleine Summe, mit welcher sie wuchern, und wovon sie sich ernähren müssen. Der Handel dieser jungen Leute besteht darinne, daß sie zur Zeit der Fischerey in den Hafen die Gelegenheit finden, Perlen zu kaufen, um etwas zu gewinnen, wenn sie solche wiederum an die Kaufleute überlassen, welche die Hitze in ihren Häusern zu dieser Zeit zurückhält.

Wir wurden gewahr, daß unser Nair niemals die Speisen mit der linken Hand berührete, weil sie zu nichts anders dienen soll, als sich abzu-

abzuwischen, oder andere Verrichtungen von dieser Art zu thun. Er hatte sein eigenes Trinkgeschirr, und würde es nicht gelitten haben, daß ein anderer daraus getrunken hätte, so wie er sich niemals unserer Trinkschalen bedienen wollte. Er beobachtete beym Trinken, daß das Glas nicht seine Lippen berührete; er hielt es frey in die Höhe, und goß das Getränke so in den Mund. Weil die Ausländer sich nicht der Geschirre des Landes bedienen können: so reichet man ihnen aus der hohlen Hand zu trinken, wenn sie nicht die Vorsicht haben, Trinkbecher mit sich zu führen. Unser Führer befolgte alle diese Gebräuche mit der strengsten Genauigkeit. Er schien uns seiner Religion auf gleiche Weise ergeben zu seyn und erzählte uns, daß einer von seinen Vorfahren den Götzen wäre geopfert worden. Es war in der That eine alte Gewohnheit im Lande, gewisse Personen zu dergleichen Opfer zu verdammen. Diese unglückliche Schlachtopfer brachten sich mit eigener Hand ums Leben, indem sie sich zwölfmal mit eben so viel Messern an verschiedenen Orten in den Leib stachen. Bey jedem Stoße mußten sie sagen: Ich tödte mich selbst zur Ehre des und des Götzen. Der letzte Stich geschah ins Herz; darauf wurde

das Opfer von den Anverwandten verbrannt.

Die Felder, durch welche uns unser Führer brachte, schienen uns nur ein groſses Dorf auszumachen, weil wir von allen Seiten Häuser zerstreuet antrafen. Jedes hat seine Ringmauer und seinen Brunnen, absonderlich wenn es etwas von den Flüssen entfernet ist. Es ist den Malabaren nicht erlaubet, sich des Wassers seines Nachbars, entweder um sich zu waschen oder zu trinken, zu bedienen, wofern er nicht aus eben dem Stamme ist.

Es ist sowohl bey Männern als bey Weibern eine Art von Schönheit auf dieser Küste, sehr lange Ohren zu haben; und darauf war unser Nair auch sehr eifersüchtig. Man durchbohret sie den Kindern sehr frühzeitig, und drehet ein Stückchen von einem zusammengerolleten und dürren Palmblatte in das Loch. Das Blatt, welches gleich einer gespannten Feder sich unaufhörlich aufzuwickeln suchet, erweitert allmälig das Loch und macht das Ohr so lang: daſs es nichts seltenes ist, einige zu sehen, die bis über die Schultern hinabhängen, und durch deren Oefnung man sehr leicht mit einer geballeten Faust fahren könnte. Reiche Leute hängen goldene Ringe daran, die bis vier Unzen wie-

wiegen; andere haben kupferne, eiserne oder gläserne.

Nach vielen Reisen, auf welchen wir andere Gebräuche bemerkten, kehreten wir nach Calecut zurück. Diese Stadt ist ohne Mauern und hat ohngefähr drey Stunden im Umfange. Man zählet daselbst auf sechs tausend Häuser, davon die meisten von einander abstehen, und jedes Haus seinen Garten hat. Sie sind nur sieben oder acht Fuß hoch, und aus Erde gebauet, welche an der Sonne getrocknet ist. Die schönsten Häuser kosten auch daher nicht über zwanzig, und die schlechtesten nur zween Thaler.

Der König von Calecut führet den Titel Zamorin, welches so viel als Kaiser bedeutet. Er trägt denselben, zu Folge einer alten Ordnung, von einem Könige des Landes, Perumal genannt, welcher nach Mecca gieng, um daselbst seine übrige Lebenszeit zuzubringen. Die Sache ist mir noch von unserm holländischen Geistlichen auf folgende Art erzählet worden. Zu der Zeit, da die Araber zum erstenmale nach Indien kamen: so bekam Perumal, der einzige Beherrscher von Malabar, eine solche Neigung zur Religion dieser Fremdlinge, daß er sie nicht nur annahm, sondern sich auch entschloß, nach Mecca zu gehen und sein Leben

daselbst zu beschließen. Ehe er seine Staaten verließ: so theilte er sie unter seine Freunde und Anverwandten aus, und behielt nur zwölf Meilen Landes, welche er einem seiner Pagen schenkte. Er befahl ihm den Boden zu bauen und daselbst eine Pflanzstadt anzulegen. Zugleich überreichte er ihm seinen Degen und seine Krone, und gab ihm den Namen Zamorin. Zum Andenken dieser Freygebigkeit ließ der Page eine Stadt an eben dem Orte bauen, wo sich der König zu Schiffe gesetzet hatte, und die Einwohner der neuen Stadt nannten sie Calecut. Perumal wird im ganzen Lande als ein Gott verehret; und es geschieht vielleicht aus Hochachtung für ihn, daß man in vielen Gegenden von Malabar, ein ganz besonderes Gesetz beobachtet, von welchem man glaubet, daß er der Urheber sey. Wenn der König stirbt: so folgen ihm nicht seine Kinder in der Regierung: sondern man setzet seiner Schwester Sohn auf den Thron. Denn, weil die Braminen den ersten Beyschlaf bey der Königinn genossen, und beständig um ihr sind, ihr Gesellschaft zu leisten: so schließt man, daß die Kinder, welche sie auf die Welt bringt, ihnen mehr zugehören, als dem Könige; da hingegen die Söhne der Schwester des Königes aus wirklichem

lichem königlichen Geblüte sind. Man versichert, daß der König, wenn er sich vermählet, freywillig seine Frau einem Braminen abtrete, und ihm eine Summe Geldes gebe, die erste Nacht bey ihr zuzubringen; daß unter dem Adel der Gebrauch sey, öfters ihre Weiber unter sich zu vertauschen; daß diese bis sieben Männer auf einmal nehmen können; und daß, wenn sie Kinder bekämen, es ihnen frey stünde, ihre Kinder erziehen zu lassen, von welchem Manne sie wollen, ohne daß er es abschlagen könne. Die Frauenspersonen von vornehmen Geschlechte, haben außerdem allezeit einen Braminen, oder jemanden aus einem adelichen Stamme, bey sich, der auch für ihren Mann gehalten wird: allein diese scheinbare Verheurathung verhindert nicht, daß sie nicht noch unter den wohlgebildesten Mannspersonen diejenigen wählen, von welchen sie schöne und gesunde Kinder zu bekommen hoffen; ohne daß der, der den Namen des Mannes führet, berechtiget sey, eifersüchtig zu werden, oder wegen der vielen Nebenmänner ihr einen Vorwurf zu machen. Man sagt, wenn einer von den Männern einen geheimen Besuch bey der Frau abstatte: so lasse er entweder sein Gewehr oder ein anderes Merkmal an der Thüre, welches

seinen Nebenbuhler benachrichtiget, daß er nicht hineingehen soll. Diese lassen ihm sein Vergnügen ungehindert genießen; in der Hoffnung, zu ihrer Zeit eben den Genuß ungestöret zu haben. Ich bin nicht gut für diese Sache, die ohne Zweifel übertrieben ist: wenigstens nehme man das nicht für eine eheliche Verbindung an, was nichts als eine bloße Galanterie ist; und in diesem Falle sind die Sitten der Malabaren den Gebräuchen gewisser Gassen in Paris gar sehr gleich. Dasjenige, was außerdem zu dieser Sage mag Gelegenheit gegeben haben: ist die Art der Heurathen auf dieser Küste. Sie versprechen sich nicht durch unauflösliche Bündnisse, und diese dauern nur so lange, als es beyden Theilen gefällt. Eine Weibsperson hat eben die Freyheit, als der Mann, sich zu scheiden. Diese Trennungen geschehen sehr oft: aber auf eine sehr freundschaftliche Art, und ohne allen Streit und Zank, weder von der einen noch von der andern Seite. Eine Frau, welche von Natur unbeständig ist, scheidet sich in ihrer Jugend von fünf bis sechs Männern. Eine andere lebet, ohne sich von ihrem Manne zu trennen, zu gleicher Zeit mit vielen andern Liebhabern; und dieses ist ein Punkt, in welchem einige französische Damen

wenig

wenig von den indianischen Weibern auf Malabar und in Calecut, unterschieden sind.

Ich hätte sehr gewünscht, Madame, in dieser Stadt länger bleiben zu können, die mir, weil sie eine von den ansehnlichsten auf der Küste ist, bessere Gelegenheit gegeben hätte, die Sitten und Gebräuche im Lande kennen zu lernen. Zum Glücke war unser Schiff gezwungen, fast vierzehn Tage in Cananor stille zu liegen, welches nicht weit davon entfernet ist, und von dar aus ich Gelegenheit hatte, viele kleine Reisen in diesem Lande, zu meinem und Ihrem Unterrichte zu thun.

Zu Cananor endiget sich eigentlich Malabar, wenn man vom Vorgebirge Comorin kömmt; oder es fängt sich daselbst an, wenn man über Surate dahin kömmt. Dieses Land, wie das übrige der Küste, ist in verschiedene kleine Königreiche getheilet, und der vornehmste Handel ist in den Händen der Holländer, welche ihn den Portugiesen abgenommen haben. Letztere hatten bey ihrer zweyten Reise nach Indien, dem Könige von Cananor glaubend gemacht, daß ihr Herr, der König von Portugall, sie von dem Ende der Welt zu ihm gesandt hätte, um ihn um seine Freundschaft zu bitten. Der Fürst, der durch ein so schmäuchelndes Kom-

pliment verführet ward: schloß ein Bündniß mit ihnen und schickte Abgesandte nach Lissabon. Er überhäufte die Seefahrer mit Wohlthaten, erlaubte ihnen eine Festung in seinen Ländern zu bauen, machte mit ihnen ein besonderes Bündniß, und schloß Verträge, welche die Portugiesen nicht zu erhalten wußten. Daher entstunden langwierige und grausame Kriege, welche dieser Nation, die sich durch berühmte Thaten hervor that, in der That zum Ruhme gereichten: allein sie waren ihrem Handel wenig zuträglich. Die Holländer kamen dem Könige von Cananor zu Hülfe, vertrieben die Portugiesen und setzten sich auf ihren Ruinen fest. Es scheint, daß letztere ein ganzes Jahrhundert durch, nur viele schöne Städte gebauet haben, um sie den Holländern zu überliefern, welche darauf den Grund ihrer itzigen Macht geleget haben. Ich weiß nicht, ob man im Lande mit ihnen zufriedener zu seyn Ursache hat, als mit ihren Vorfahren. Sie haben hier eine Herrschaft, welche man mit einer Art von Ungedult erträgt: aus welcher ich aber einige Vortheile zu ziehen mich bemühet habe. Der holländische Geistliche, mit welchem ich schon Freundschaft gemacht hatte, denn nichts macht eher Freunde als Reisen, machte mich mit

seinen

seinen Landsleuten bekannt; von welchen diejenigen, die am wenigsten Geschäfte hatten, mich auf meinen kleinen Reisen begleiteten. Wir hatten zu unserm Geleite nur einen jungen Nair von zwölf Jahren, mit welchem, wie man mir sagte, wir mehr Sicherheit hätten, als mit vielen Soldaten von eben dem Stamme; weil die dasigen Straßenräuber die Regel hätten, keine andere, als bewafnete Reisende anzufallen: und daß sie im Gegentheile für Schwache und für Kinder eine große Achtung trügen, die sie niemals beleidigten. Man unterscheidet einen jungen Nair, welchem sein Alter noch kein Gewehr zu führen erlaubet, durch eine kleine hölzerne Keule, die er in der Hand trägt. Ein Nair bekömmt, wenn er einen Fremden begleitet, einen halben Faron des Tages. Ein Faron ist eine sehr kleine goldene Münze, welche acht bis zehn Sols am Werthe ausmachet. Die Könige von Malabar lassen kein anderes Geld von diesem Metalle prägen; aber alle ausländische Münzen, wenn sie von Gold oder Silber sind, gelten im Lande.

Ehe wir in die Stadt Cananor kamen, sahen wir ein Beyspiel der Strenge, mit welcher man einen strafbaren Umgang zwoer Personen von verschiedenen Stämmen bestrafet. Ein junges

Bra-

Braminen-Mädchen war mit einem Pursche von dem Stamme der Ackersleute überrascht worden; dieser wurde sogleich von des Mädchens Oheime erstochen, und sie selbst zum Tode verdammet. Man verwandelte die Todesstrafe in eine Sklaverey und verkaufte das Mädchen an einen Holländer, der sie taufen ließ, und sie zu seiner Buhlschaft machte. Er sagte zu uns, daß er sie blos gekauft hätte, um einem Blutbade von vielen Tagen vorzukommen. Denn wenn das Mädchen den Tod gelitten hätte, zu welchem es das Gesetz verdammete: so hätten die Mannspersonen von ihrem Stamme das Recht gehabt, dreymal vier und zwanzig Stunden lang an dem Orte, wo der Frevel vorgegangen, alle Personen von dem Stamme des jungen Menschen umzubringen. Die Nairen üben dieses unmenschliche Gesetz mit einer Grausamkeit aus, deren Erzählung ein Grausen erwecket. Damit aber dieses Blutbad vermieden werde: so verwahret man den Missethäter viele Tage lang, damit die Familie Zeit hat sich zu verbergen; sie kömmt auch nicht eher wieder zum Vorscheine, als drey Tage nach der Hinrichtung des Schuldigen. Wenn zween Könige in diesem Lande sich einander mit Krieg überziehen, und sie ihre Armeen

selbst

selbst anführen: so wird niemals nach dem Orte geschossen, wo der König von der Gegenparthey sich befindt, noch nach dem Platze wo sein Sonnenschirm, welcher das königliche Zeichen ist, sich zeiget, damit man ihn nicht tödte; denn außerdem, daß dieses ein großes Verbrechen wäre, ihm das Leben zu nehmen: so würde sich auch diejenige von beyden Partheyen, die es gethan hätte, unvermeidlicher Gefahr aussetzen. Das ganze Königreich, dessen Oberherr getödtet oder verwundet worden, wäre verbunden, ihren Fürsten durch den Tod des Feindes zu rächen, und sollte es allen Einwohnern des Staates das Leben kosten. Die Zeit der Rache ist nach der Größe und Macht des Monarchen eingerichtet, der das Leben verlohren hat; bisweilen dauert sie nur drey Tage, bisweilen aber drey Wochen, drey Monate, ein Jahr u. s. w.

Den Diebstahl verabscheuen die malabarischen Völker unter allen Lastern am meisten, und bestrafen ihn mit äußerster Strenge. Wenn die Beweise nicht zureichen, den Beklagten zu verdammen: so bewilliget man ihm die Feuerprobe, welche auf folgende Art veranstaltet wird. Man schlägt ihn, an dem ersten, besten Orte wo man ihn antrifft, in Fessel; denn

hier

hier weiß man nichts von Gefängnissen; und nachdem man ihn einige Tage bewachet hat: so führet man ihn vor den Fürsten, den einzigen Richter in bürgerlichen und peinlichen Sachen. Man machet das Eisen von einer Art glühend, bedecket die Hand mit einem Bananasblatte, und läßt das Eisen darauf so lange liegen, bis es verglühet hat. Die königlichen Wäscher, die bey dieser Vollziehung zugegen sind, haben ein nasses Tuch, mit welchem sie die Hand des Missethäters umwinden; dieses Tuch wird hernach mit Schnüren umbunden, und der König knüpft selbst den Knoten, und versiegelt ihn mit seinem Ringe. In diesem Zustande bleibt er acht Tage lang; sodann nimmt man öffentlich das Tuch von der Hand des Gefangenen weg. Ist die Hand gesund und nichts von dem Brande zu sehen: so wird er für unschuldig erkläret und losgelassen. Kann man aber die Merkmale des Feuers daran gewahr werden: so spricht der Fürst das Todesurtheil über ihn aus, und der Missethäter wird auf den Gerichtsplatz geführet, sein Leib mit Lanzen durchstochen, und mit dem Säbel in Stücken zerhauen. Die Nairen vertreten die Stelle des Scharfrichters, und machen sich eine Ehre daraus, des Fürsten Befehle zu vollstrecken. Ist die Uebelthat so

groß,

groß, daß sie ein ganzes Geschlecht entehret: so sind seine eigenen Anverwandten die ersten, welche die Hinrichtung zu vollstrecken sich darstellen und sich bestreben, den Schimpf seines Stammes mit seinem Blute abzuwaschen. Nachdem sie seinen Körper in Stücken zerrissen haben: so befestiget man seine Glieder an Stöcke von Bäumen; und man darf nur bisweilen einige Hände voll Pfefferkörner gestohlen haben, um eine solche Strafe zu verdienen.

Man bemerket besonders in Malabar diesen Unterschied der Stämme und Casten, welche in einem einzigen Staate so viel verschiedene Klassen von Bürgern machen. Der fürstliche Stamm ist der vornehmste und der einzige, mit welchem ich Sie unterhalten werde. Die Priester, der Adel, die Landleute, die Künstler, die Soldaten u. s. w. sind so viel besondere Stämme, von welchen ich schon geredet habe, und welche sich fast eben so, wie in andern indianischen Ländern, betragen. Sie haben überall einerley Bedenklichkeit bey den ungleichen Heurathen, eben dieselbe Verachtung für die untern Casten, eben denselben Abscheu mit solchen umzugehen. Der königliche Stamm besteht aus vielen fürstlichen Geschlechtern. Nach des Königes Tode folget ihm allemal der Aelteste in der Regierung. Er

ernen-

ernennet einen Staatsminister oder Reichsstatthalter, auf den er alle Sorgen der Regierung leget; und denkt an nichts weiter, als wie er in der Weichlichkeit, der Annehmlichkeit und den Vergnügungen, der königlichen Würde genießen möge. Er überläßt gemeiniglich diese Stelle an die Meistbiethenden; derjenige, der sie bekömmt, hat den nächsten Rang im Staate nach dem Oberherrn. Die ganze Macht ist in seinen Händen; er vergiebt die Aemter, führet die Armee an, fertiget die Befehle des Hofes aus, und giebt kaum seinem Herrn Rechenschaft von seiner Verwaltung. Wenn er aber seine Gewalt mißbrauchet: so setzet er sich der Gefahr aus seine Stelle zu verlieren, ohne zu verlangen, daß man ihm das Geld wieder gebe, das er angewendet hat, dieß Amt zu erhalten. So groß er ist: so ist es ihm doch nicht erlaubet, sich in Gegenwart des Monarchen niederzusetzen; er muß stehen bleiben und beyde Hände vor den Mund halten, wie der Niedrigste von seinen Unterthanen.

Obgleich die vornehmen malabarischen Herren, wenn sie aus ihren Pallästen gehen, eben so stolz sind als die andern Indianer, und ihre Begleitung aus einer großen Anzahl Soldaten, Bedienten, Tänzerinnen, Sklaven und

Ele-

Elephanten bestehen: so zeigen sie doch nicht eben diese Pracht in dem Innern ihrer Häuser. Die Vornehmen des Reiches, auch sogar die Könige, haben weder goldene Gefäße, noch kostbaren Hausrath. Binsenkörbe, irdene oder kupferne Schüsseln, Teppiche oder Matten, Licht oder Oel anstatt der Wachskerzen, Betten aus Brettern und ein Stück Holz zum Hauptküssen, sind die ganze Pracht der reichen Malabaren. Reiß, Milch und Gemüße machen ihre gewöhnliche Nahrung aus. Die Pracht herrscht nur in ihren Pagoden, wo Gold, Silber und Edelgesteine verschwendet sind. Die meisten Tempel haben reiche Stiftungen, und ihre Einkünfte reichen nicht nur zu, die Braminen zu ernähren, sondern auch alle Armen in der Nachbarschaft zu unterhalten. In einem Lande, wo das Priesterthum in einem so hohen Ansehen steht, daß es die erste Klasse der Bürger ausmachet: häufen sich alle Reichthümer des Staats in den Kirchen zusammen.

Die Großen machen ihre Streitigkeiten eben so aus, wie sie der französische Adel ehedem ausmachte; nämlich, durch besondere kleine Kriege, welche von dem Landesherrn zugestanden werden. Ein jeder versammlet diejenigen Personen, die ihm zugethan sind; man bestimmet den Tag

und den Ort des Kampfes, welcher in Gegenwart des Fürsten geschieht, und der Sieg entscheidet die Gerechtigkeit der Sache. Es wird mit solcher Erbitterung gefochten, daß die Ueberwinder, mit tödtlichen Wunden bedecket, wenig von ihrer Ehre genießen, und die Ueberwundenen selten überleben. Die Oberhäupter der beyden Partheyen mengen sich nicht in den Kampf; sie begnügen sich, ihre Vasallen streiten zu lassen, welche kein anderes Gewehr als ihre Schwerdter haben. Nach dieser blutigen Beschäftigung vertragen sich beyde Partheyen mit einander, und achten den Tod so vieler tapfern Leute, die um ihrer Streitigkeiten willen ums Leben gekommen sind, für nichts.

Diejenigen, welche ihre Geburt zu den Waffen ruft, lernen sehr früh solche mit Geschicklichkeit brauchen. Kaum können die Kinder gehen: so giebt man ihnen schon kleine Bogen und dazu schickliche Pfeile in die Hände, sich damit gegen die Vögel zu üben. Im zehnten oder zwölften Jahre schicket man sie auf Ritterschulen, wo sie umsonst unterhalten und unterwiesen werden. Der Landesherr findt sich bey ihren Uebungen öfters ein, welche nicht allemal ohne Blutvergießen ablaufen. Ich bin selbst zu Cananor ein Zeuge dieser kleinen Kriege gewesen,

wesen, welche durch die Gegenwart des Fürsten belebet wurden, und in welchen diese jungen Leute mit vieler Geschicklichkeit und Hurtigkeit fochten.

Ein anderes Schauspiel, welches mich, in eben derselben Stadt, ungemein ergötzte, war eine Zwistigkeit, die zwischen zween Nairen entstand, welche alle beyde ihr Gewehr entblößt hatten, und ihre Streitigkeit mit Fauststößen ausmachten. Sie fiengen an einander zu schimpfen, hernach wurden sie allmälig hitziger, und giengen auf einander loß, um sich zu schlagen. Der eine legte seinen Säbel und sein Schild nieder, der andere sein Schießgewehr und sein Schwerdt; sie balgten sich mit einander herum, ohne daß es einem einfiel wieder zu seinen Waffen zu greifen; sie nahmen sie nicht eher als nach vollendetem Streite wieder. Ueberhaupt sind die Malabaren sanftmüthig und gelassen, Feinde des Zwistes und wenig dem Zorne unterworfen; sie rächen sich niemals auf eine niederträchtige und verrätherische Weise.

Man unterscheidet bey den Malabaren die Heyden und die Mahumedaner. Erstere haben fast eben dieselbe Religion, als die Banjanen: allein sie bethen eine größere Anzahl Götzen an und unter viel abscheulichern Gestalten, als an-

derwärts. Man hat unter andern Bildern, die sie verehren, einen gewissen Gegenstand, welchen die Schamhaftigkeit in allen Ländern der ganzen Welt verborgen hält; Sie haben aber gesehen, Madame, daß es nicht die einzigen sind, die solchem Ehrerbiethung erzeigen. Die mahumedanischen Malabaren sind fast alle Kaufleute oder Seeräuber. Man giebt vor, wenn sie zum erstenmale ein Schiff ins Wasser ließen: daß sie es mit dem Blute eines gefangenen Christen besprengeten, um eine glückliche Schiffahrt zu haben. Man unterscheidet sie von den Heyden durch ihren Bart, den sie wachsen lassen, und durch ihren Rock, welcher ihren ganzen Leib bedecket; dahingegen die Heyden beyderley Geschlechts halb nackend gehen.

Weil man an keinem Orte mehr Cocosbäume antrifft, als auf der malabarischen Küste: so ist hier die Gelegenheit, eine genaue Beschreibung von diesem Meisterstücke der Natur zu geben. Der Cocosbaum, welchen andere den indianischen Palmbaum nennen, ist ein hoher Baum mit einem einzigen Stamme, der niemals über zwölf Zoll im Durchschnitte hat. Er wächst funfzig Fuß hoch, allemal sehr gerade, und wirft seine unnützen Aeste von sich selbst ab. Aus seinem Gipfel wachsen einige kleine Aeste

mit

mit Blättern, welche bisweilen anderthalb Schuhe breit und zehn Schuhe lang sind, und ungeachtet ihrer Zärtlichkeit doch von ihrer eigenen Schwere niedersinken; sie machen sich dadurch eine angenehme Bedeckung und einen gleichsam von Natur rund geschnittenen Kopf. Man bedienet sich ihrer die Häuser damit zu decken, wenn sie getrocknet und in einander geflochten sind; sie widerstehen viele Jahre lang der Luft und dem Regen. Aus ihren feinsten Fasern werden sehr schöne Matten verfertiget, die man durch ganz Indien verführet. Aus den groben Fasern macht man Kehrbesen, und das übrige dienet zum verbrennen. In dem Stamme des Cocosbaumes ist ein weißes Mark, welches der geronnenen Milch ähnlich sieht, sehr weich und ungemein schmackhaft ist; und man hat nicht zu befürchten davon viel zu essen, weil es nicht schadet. Das Holz ist schwammigt und leicht zu zerhauen, und die Indianer machen, ohne zu fürchten ihn zu beschädigen, in gewisser Weite von einander Einschnitte in denselben, vermittelst welcher sie mit einer unglaublichen Geschwindigkeit bis auf den Gipfel des Baums klettern. Im Gipfel findt man zwischen den Blättern viele sehr weiche Knospen, eines Armes stark, und welche zwey bis drey

Schalen haben; sie brechen auf, so wie die inwendige Frucht treibt und größer wird. Alsdann erscheint eine Art von Traube wie am Kastanienbaume, an welcher achtzig bis hundert kleine Cokosnüsse hängen, davon aber nur vierzehn bis funfzehn reif werden. Allein die Indianer warten nicht allezeit bis sie reif sind. Diese Frucht hat ihren Nutzen und ihre besondere Tugenden, zu welcher Zeit man sie auch abbricht. Schneidet man das äußerste dieser Knospen ab, wenn sie noch weich sind: so zapfet man einen weißen Saft aus denselben, welchen man sorgfältigst in Töpfen auffängt, die an jede Knospe angehängt werden, und hernach chymisch versiegelt, damit keine Luft hinein dringen kann. Wenn das Gefäß voll ist: so läßt man den Saft sieden, da er denn durch das Feuer die Eigenschaft des Weins erhält, ungeachtet er anfänglich den Molken ähnlich war. Man nennet ihn in Malabar, wie in den andern Ländern des Morgenlandes, Tary. Er hat zwar nicht das Angenehme des Weins: er berauschet aber eben so gut. Frisch ist er überaus süße; nach einigen Stunden ist er schon etwas schärfer und angenehmer, aber seine Vollkommenheit erhält er erst zwischen Abend und Morgen, nach welcher Zeit er zu säuern anfängt.

Wenn

Wenn die Indianer guten Eßig haben wollen: so setzen sie ihn in die Sonne; und wenn sie guten Brandwein haben wollen: so ziehen sie ihn auf dem Distillirkolben ab. Sie machen auch Zucker daraus, indem sie ihn lange kochen lassen: aber er ist weder so gut noch so weiß als der aus dem Zuckerrohre. Der gemeine Mann bedienet sich desselben, seinen Konfect daraus zu machen.

Die Cocosbäume, aus denen man den Saft abzapfet, um Wein daraus zu machen, tragen keine Früchte, weil selbige von diesem Safte ihre Nahrung haben; aber wenn man sie zur Reife kommen läßt: so zieht man aus diesen Nüssen ein Oel, welches überaus süß und sehr wohlfeil ist, weil es im Ueberflusse zu haben, und man dasselbe zu den gemeinsten Sachen gebrauchet. Das gemeine Volk mästet die Schweine und das Geflügel damit, und in Hungersnoth nähren sich die Armen von dem Marke, welches zurück bleibet, wenn man das Oel heraus gepresset hat; die Nuß, aus welcher es gepresset wird, ist länglicht und in der Größe einer Melone. Sie hat eine dreyfache Schale; die oberste ist sehr glatt und braun; wenn die zweyte getrocknet ist, hat sie eine Art von Fäden, aus deren feinsten Theilen man die Art von

Zeug macht, den man Bast (écorce) nennet, und wovon man Schnupftücher in Frankreich hat; das übrige dienet zu Schiffstauen und allerley Seilen. Die dritte Schale ist eine sehr dünne Haut, welche vollkommen weiß wird, und daraus sich jedermann Mützen macht. Die Oberfläche der ersten Schale ist anfänglich grün und sehr zart, und hält einen klaren angenehmen, gesunden und kühlenden Saft in sich. Das Fleisch, welches sie unmittelbar darauf in sich hält, wird mit vielem Vergnügen gegessen, so lange es noch weich ist, und hat fast einen Geschmack als die Artischocken. Allein so wie die Nuß zu ihrer Reife kömmt: so verwandelt sich unvermerkt ein Theil dieses Wassers in einen weißen und weichen Teig, welchen man wie Sahne mit Löffeln essen kann. Dieser Teig wird allmälig hart und bekömmt die Festigkeit, die Farbe und fast den Geschmack unserer Nußkerne; hernach gleicht sie der Haselnuß oder den Mandeln, hat aber einen viel angenehmern Geschmack. Die Indianer reiben ihn und mischen ihn unter ihren Reiß, und wenn sie Zucker und Zimmet dazu thun: so ist es ein vortrefliches Gericht.

Wenn die Cocosnuß völlig reif ist, und die Schale, welche die Frucht umschließt, trocken

genug

genug ist: so verfertiget man Schalen, Trinkgefäße und andere Sachen daraus, welche durch die Figuren, die die Indianer mit vieler Kunst darauf zeichnen, und durch die reiche Verzierungen, die sie daran machen, sehr theuer werden. Sie haben vielleicht dergleichen in den Cabinettern einiger Liebhaber in Frankreich gesehen.

Der Cocosbaum treibt in einem Jahre dreymal frische Knospen, und trägt auch eben so oft neue Früchte; und was den unschätzbaren Werth dieses nützlichen Baums, des wunderbarsten Geschöpfes, das die Natur hervorgebracht hat, vermehret, ist, daß er auch noch von grosiem Nutzen ist, wenn man ihn schon abgehauen hat. Er dienet zu Brennholze, zu Mastbäumen, zu Brettern, zu Wagendeichseln, zu Degen und zu Pfeilen. Aus den weichsten Fasern werden Taue und Segel verfertiget, und man macht auch allerley Zeuge und sogar Papier daraus. Die Blätter sind nicht weniger wunderbar und nützlich als die andern Theile des Baumes. Man hat mir gesagt, daß man welche gesehen, die auf zwanzig Schuhe lang gewesen; sie haben die Gestalt einer Schreibefeder. Die Indianer wissen sie zuzubereiten und so geschmeidig zu machen wie baumwollen Zeug. Einige machen Kleider daraus; die Kaufleute gebrauchen sie

zum Einpacken, und die Seeleute machen Segel zu ihren Fahrzeugen daraus. Dieser Baum allein, Madame, kann also alle menschliche Nothdurft befriedigen. Sein Mark, sein Saft und seine Frucht dienen den Indianern zur Speise; seine Rinde, sie zu kleiden; sein Holz ihre Häuser zu bauen; seine Blätter, sie zu decken u. s. w. Ich habe mich sehr oft in Hütten befunden, welche aus einem Theile dieses Baumes erbauet, und mit Früchten, Oel, Wein, Honig, Zucker, Eßig, Holz, Zeugen und Kohlen angefüllt waren, die man aus seinen andern Theilen genommen hatte. Wenn die Indianer einen arbeitsamen Menschen sehen: so sagen sie, er sey so vortreflich als ein Cocosbaum. Dieser Baum ist in vielen Gegenden Indiens so gemein, daß man ganze Wälder davon antrifft.

Es giebt noch eine andere aromatische Pflanze, Cardamomen genannt, welche sonst nirgends als in dem Königreiche Cananor wächst. Sie trägt in kleinen Hülsen eine Art von Pfeffer, den die Morgenländer zu ihren Speisen sehr stark gebrauchen. Er wird durch alle Theile Asiens, nach Persien, Arabien und die Türkey verführet; aber in Europa wird er fast nur zur Arzeney gebraucht. Diese Pflanze

hat

hat das sonderbare, daß man sie weder säen noch die Felder bearbeiten darf, um sie zu bauen. Man darf nur das Gras wegbrennen, das während der Regenzeit wächst: die Asche dieses Grases machet die Erde fruchtbar und geschickt, Cardamomen hervorzubringen.

Nichts hat mich unter den vielen Thieren auf der malabarischen Küste mehr in Verwunderung gesetzet, als die erstaunliche Menge ihrer Papagayen und die wundersame Verschiedenheit ihrer Gattungen. Man fängt mit dem Netze in einem einzigen Zuge über zwey hundert. Die Pfauen sind nicht weniger gemein; ihre Federn dienen Sonnenschirme, Windfächer und andere Sachen von dieser Art daraus zu machen.

Das Land wird von vielen Tigern, und verschiedener Art durchstreift. Die von der kleinsten Art sind fast so groß als unsere Katzen in Europa, und haben einen beständigen und blutigen Krieg mit dem Geflügel; die größten, welche die Portugiesen die königlichen Tiger nennen, kommen in der Größe den französischen Pferden bey; die von der mittleren Größe sind nicht viel größer als ein Hammel; sie stiften unsägliches Unheil in allen Theilen der Küste, und ihre Blutdürstigkeit macht, daß sie Menschen und Thiere ohne Unterscheid anfallen.

fallen. Wenn man sie jung haben will: so spüren die Jäger die Zeit aus, da die Mutter ausgegangen ist Futter für ihre Jungen zu suchen, und nehmen sie weg. Findt sie solche bey ihrer Rückkunft nicht mehr: so wird sie wüthend; der Geruch macht, daß sie auf die Spur des Raubes kömmt, und sie läuft mit unglaublicher Geschwindigkeit, bis sie die Indianer erreichet hat, die auf sehr leichten Pferden vor ihr fliehen. Wenn sie auf dem Puncte ist, sie zu erreichen: so lassen die Indianer eins von ihren Jungen fallen, welches sie zwischen die Zähne nimmt, und in ihre Höhle zurück trägt. Die Hoffnung sie alle auf diese Art wieder zu bekommen, macht, daß sie hitzig wird und mit noch größerer Geschwindigkeit zurück kömmt; aber die Jäger haben Fahrzeuge an dem Ufer eines Flusses in Bereitschaft, und entgehen auf diese Art ihrer Wuth. Sie machen die Jungen zahm und richten sie zur Jagd ab. Man ist wider diese Thiere in einem öffentlichen Kriege auf der malabarischen Küste; aber so sehr man sich auch Mühe giebt sie auszurotten: so ist doch ihre Zahl hier weit größer als anderwärts. Die Könige muntern ihre Unterthanen zu dieser Jagd durch verschiedene Grade von Belohnungen auf. Wer einen Tiger

mit

mit dem Schwerdte oder Pfeile getödtet hat: bekömmt ein goldenes Armband, welches bey ihnen ein eben so großes Ehrenzeichen ist, als bey uns ein Ritterorden. Wer das Thier mit anderer Leute Hülfe oder nur mit einem Flintenschusse erleget hat: bekömmt dafür auch nur eine Belohnung an Gelde. Einstens sah ich ein solches Thier, welches hundert Schritte bey mir vorbey gieng; ich griff so gleich nach einer von meinen Pistolen, um es zu erschießen. Es begleiteten mich aber zween Holländer, welche meinen Arm zurück hielten und mir sagten: das klügste wäre in die Luft zu schießen, wenn man nicht versichert wäre, das Thier unfehlbar zu erlegen. Der Knall erschrecket es, daß es die Flucht ergreift: hingegen wird es nur desto grausamer, wenn es verwundet wird.

Der Jakar, den die Portugiesen Adive nennen, ist eine andere Geißel der Malabarischen Küste. Dieses Thier hat einen Fuchsschwanz, und eine Wolfsschnauze, der übrige Theil seines Körpers gleicht einem Hunde; es scheuet das Licht und kömmt fast nur bey Nachtzeit aus seinem Schlupfloche; es fällt die Hunde, das Geflügel und auch bisweilen die Kinder an: aber an Erwachsene wagt es sich selten. Diese Thiere gehen gemeiniglich Truppweise; ihr Ge-

heul

Heul klingt sehr kläglich und gleicht der Stimme eines weinenden Kindes. Der Tiger und der Adive gehen öfters in Gesellschaft auf die Jagd. Der Adive lockt durch sein Geheul die Hunde aus den Häusern, und verschaffet auf diese Weise seinem Mitgefährten einen leichten Raub. Die Indianer merken, daß der Tiger bey dem Adiven ist, wenn sie nur ein einziges Geheule hören; wenn sich aber viele Adiven zugleich hören lassen: so ist die Gefahr nicht so groß, und ihre Anstalten sind nach der Größe der Gefahr eingerichtet. Der Adive ist ein Thier, das man niemals hat zahm machen können. Wenn man es fangen will: macht man eine Oefnung in sein Schlupfloch, und brennet daselbst Blätter oder Stroh davor an, da es dann vom Rauche ersticken muß. Man findt bisweilen an einem einzigen Orte zehn oder zwölf erstickte Adiven.

Ungeachtet die Schlangen auf dieser Küste sehr gefährlich sind: so werden sie doch nicht weniger von den Malabarischen Indianern verehret, welche ihnen Säulen und Tempel aufrichten. Außer den Opfern, die ihnen in den Pagoden gebracht werden: bringt man ihnen auch noch Milch und andere Speisen auf die Felder, und in das Gehölze. Etliche Meilen

von

von Cananor sah ich einen Indianer, der eines von diesen Gewürmen beschwohr, aus seiner Hütte zu weichen, ohne daß er sich unterstund ihm die geringste Gewaltthätigkeit anzuthun. Als er sah, daß seine Bitten nichts helfen wollte: so suchte er es mit einer Schüssel Milch herauszulocken, welche er ihm vorhielt. Weil aber dem ungeachtet die Schlange hartnäckicht da blieb: so gieng der Indianer hin, einen Braminen in der Nachbarschaft zu ersuchen, die Schlange, mit ihm in Gesellschaft, zu bitten, herauszugehen. Unter der Zeit, schlug ich die Schlange todt, und warf sie zur Hütte hinaus. Man ist keinen Tag für die Gefahr sicher, tödtlich von ihnen verwundet zu werden; auch so gar im Bette, wenn man unterläßt, alle Winkel des Hauses, das man bewohnet, zu durchsuchen. Es giebt Schlangen von so ungeheuer Dicke, daß sie einen Mann verschlingen könnten. Ein Engländer, den ich zu Calecut gesehen habe, hat mir erzählet, daß ein Landmann mit seinem Weibe auf die Feldarbeit gegangen wäre, und seinen kranken Sohn zu Hause gelassen hätte. Dieses Kind gieng heraus, legte sich unweit der Hausthüre auf einige Palmblätter nieder, und schlief bis auf den Abend. Die Aeltern die von der Arbeit zurückkamen, höreten es schreyen, als

ob

ob es ersticken wollte. Sie sahen, in dem sie näher kamen, daß eine ungeheure Schlange es zu verschlingen angefangen hatte. Die Bestürzung der Aeltern war eben so groß als ihr Schmerz; man durfte die Schlange nicht zornig machen, weil zu besorgen war, sie möchte es entzwey beißen, oder vollends verschlingen. Endlich wurde für das rathsamste erachtet, sie mitten von einander zu hauen; welches der geschickteste und beherzteste mit einem einzigen Säbelhiebe glücklich verrichtete. Allein weil das Ungeheuer, ungeachtet es in zwey Stücke zertheilet war, dennoch nicht gleich starb: so zerknirschte es den zarten Leib des Kindes mit seinen Zähnen, und vergiftete es zugleich dermaßen, daß es kurz darauf verschied. Indessen so sind doch diese Schlangen nicht die gefährlichsten, weil man sie ihrer ungeheuren Größe wegen von weiten entdecket, und folglich ihnen desto leichter ausweichen kann. Sie sind funfzehn bis zwanzig Fuß lang, und ihr Kopf hat die Dicke und die Gestalt eines wilden Schweinskopfes. Bey starken Ueberschwemmungen ersaufen viele, indem sie vom Wasser auf die Felder geführet werden. Ich hielt sie in einiger Entfernung für Stämme von abgehauenen und verrockneten Bäumen. Eine viel gefährlichere

Gattung ist eine gewisse kleine grüne Schlange, die sich im Grase oder unter das Laub der Gebüsche verstecket, da ihre Farbe verhindert, daß man sie wahrnehmen könne. Sie schießen auf die vorbeygehenden, und man stößt ihnen so häufig auf, daß man, auf schmalen Wegen, einen Sklaven vor sich hergehen läßt, der rechts und links auf das Gebüsche klopfen, und sie verjagen muß. Ihr Biß ist allezeit tödtlich. Eine andere keinesweges schädliche Gattung, und die außerdem so gar sehr nützlich ist, sind die Schlangen, welche man Maußefanger heißt; weil sie in den Häusern die Stelle unserer Katzen vertreten. Sie halten sich unter den Dächern auf, gehen in die Zimmer, legen sich auf die Stühle und Betten, und kriechen bisweilen den Leuten, wenn sie schlafen, über den Leib und über das Gesicht weg, ohne ihnen den geringsten Schaden zu thun.

Als wir von Cananor abreiseten: so beschlossen wir, daß wir uns weder zu Mangalor noch zu Carva, zwoen andern kleinen freyen Herrschaften auf dieser Küste, wo die Portugiesen einige Factoreyen, und die Engländer ein Kaufhaus haben, aufhalten wollten. Es haben diese beyden Länder sonst nichts, was sie besonders von denenjenigen unterscheidet, welche wir

eben durchreiset haben; und unser Verlangen in Goa anzulangen, machte uns gegen Oerter sehr gleichgültig, die uns nichts neues darbiethen konnten.

Ich bin ꝛc.

Goa, den 5ten Jenner, 1742.

Der 40. Brief.

Goa und seine umliegende Gegenden.

Unsere Reise von Cananor nach Goa war nicht lang; und sie schien uns noch kürzer, durch die Unterhaltung eines Edelmanns aus Flandern, welchen die Begierde zu reisen seit vielen Jahren in Indien zurück hielt. Wir hatten ihn in Calecut angetroffen, wo er ein englisches Schiff erwartete, welches ihn nach Goa bringen sollte. Anfangs hatte ich nicht sehr auf ihn geachtet: aber nach einigen Fragen, die er in französischer Sprache an mich that, freuete ich mich, daß ich nicht der einzige Franzoß in einem so weit entfernten Lande wäre. Er sprach auch sehr gut holländisch, welches ich gleichfalls verstund; denn die Nothwendigkeit

hatte

hatte mich mit allen Sprachen bekannt gemachet. Wenn wir uns einer Portugiesischen Stadt näherten: so geschah es sehr selten, daß sie nicht von Zeit zu Zeit der Gegenstand unserer Gespräche war. Unser flanderscher Edelmann, hatte sich lange genug daselbst aufgehalten, um sie zu kennen; und zum Unglück hatte er eben nicht Ursache mit der Sanftmuth ihrer Regierung in geistlichen Sachen zufrieden zu seyn. Sie sehen leicht, Madame, daß ich von dem grausamen Gerichte reden will, welches die Portugiesen für eine so nothwendige Sache zur Erhaltung des Christenthums in Indien halten. Der Herr von Saintal, dieß ist der Name dieses Edelmannes, war beynahe ein trauriges Schlachtopfer dieses Gerichts geworden; und redete daher auch nicht anders als mit Entsetzen von dem, was er die Grausamkeit der Inquisition nennete. Der Protestantische Kaplan, und die andern Holländer auf dem Schiffe, führten das grausame Gemälde noch besser aus, welches er uns von diesem verschrienen Gerichte machte; aber ohne mich bey weitläuftigen Beschuldigungen aufzuhalten, welche mir verdächtig scheinen mußten: bath ich unsern Edelmann, um eine getreue Erzählung seiner Händel mit dem Inquisitionsgerichte.

Ob er es nun gleich mit einer Art von Mäßigung zu thun schien: so unterstehe ich mich doch nicht mit Gewißheit zu sagen, daß die Erinnerung seiner langen Trübsal nicht etwas Bitterkeit in seine Erzählung habe einfließen lassen. Dem seye wie ihm wolle: so will ich mich doch bemühen, mich derselben zu erinnern, ohne an seinen Ausdrücken, wo möglich, das geringste zu ändern.

„Sie wissen, sagte der Herr von Saintal „zu uns, was das Kätzergericht für ein Ding „ist; die Bücher geben uns Beschreibungen „davon, welche man nicht ohne Entsetzen und „Abscheu lesen kann. Man kann sich kaum „einbilden, daß die Religion, welche nichts als „Gerechtigkeit und Leutseligkeit eingeben soll, „diese grausamen Gebräuche, und greßlichen „Martern berechtigen könne, welche dieses Gericht so furchtbar machen. Aber wenig Men„schen wissen die besondern Umstände von dem, „was da vorgeht; denn die Geheimnisse sind „fast undurchdringlich. Indessen sehen sie hier „einen Zeugen der durch sein eigenes Beyspiel „davon belehret worden ist; einen Edelmann, „der seine traurige Begebenheit erzählet. Ich „gestehe übrigens, daß ich es nicht ohne Wider„willen thue, weil die Inquisitors nach ihrer

„Ge-

„Gewohnheit, von mir das Versprechen genom-
„men haben, niemals ihr Geheimniß zu verra-
„then: aber verständige Personen haben mich
„versichert, daß der allgemeine Nutzen mich von
„einem Versprechen losmache, welches mir von
„meinen Verfolgern wäre abgezwungen wor-
„den. Ich bin ein Catholik, fuhr der Herr
„von Saintal fort, und ich war in der Theolo-
„gie genung unterrichtet, zu der man mich
„gleich anfangs bestimmet hatte, als mir es
„einfiel nach Ostindien zu reisen. Ich gelan-
„gete zuerst in Daman, einer Stadt unter
„portugiesischer Herrschaft an, wo der Aber-
„glaube alle diejenigen als Kätzer ansieht, die
„sich wägern, sich ihrem Dienste zu unterwer-
„fen. Es ist daselbst der Gebrauch, eine Büchse
„in die Gesellschaften und Versammlungen zu
„tragen, an welche das Bildniß eines Heiligen
„gemalet ist; und wenn man kein Almosen hin-
„ein geben will: so muß man doch wenigstens
„das Bild küssen. Weil ich mich zu dieser
„Sache nicht entschließen konnte: so schlug ich
„so wohl das eine als das andere ab. Alle
„die zugegen waren, wurden dadurch geärgert,
„und hielten meinen Glauben für verdächtig.
„Als ich mich nachher bey einem portugiesi-
„schen Edelmanne befand, welcher allezeit ein

„Bild in seinem Bette hatte, das er mit vielem „Eifer küßte: so machte ich ihm einige Vor„stellung, und sagte zu ihm, daß die andern Reli„gionen eine gewisse Verehrung übel auslegten, „welche man den Bildern erwiese; dieses war „eine zweyte Gelegenheit zum Aergerniße. Es „trug sich um eben diese Zeit zu, daß einer von „meinen Nachbaren, der bey dem Hauptküssen „meines Bettes ein Kruzifix gewahr wurde, mir „sehr andächtig empfohl, dieses Bildniß ja zu„zudecken, wenn ich von ungefähr in eben die„sem Bette, eine verliebte Beschäfftigung hätte. „Ich hatte die Unvorsichtigkeit, über eine Be„denklichkeit zu lachen, die mir so lustig schien, „und über der Gewohnheit des portugiesischen „Frauenzimmers zu scherzen, welches eher ster„ben, als einer Mannsperson die geringste „Gunst gestatten würde, ehe es nicht alle seine „Rosenkränze eingeschlossen, und alle Bilder in „seinen Zimmern zugedecket hätte. Die Häu„fung von Verbrechen machte, daß man mich „bey dem Inquisitionsgerichte angab. Außer„dem kam noch eine andere Begebenheit zu mei„nem Unglücke. Ich stattete fleißige Besuche „bey einer Dame ab, in welche ein Priester, der „zugleich Inquisitionssekretär war, sich verliebet „hatte. Er schöpfte darüber Verdacht, und einige

„Ver-

„Vermuthungen, verursachten ihm tödtliche
„Unruhen. Indem also die Eifersucht seinen
„Eifer belebete: so entfernete er mich von seiner
„Liebste, und entledigte sich eines Mitbulers, in-
„dem er mich in die Inquisitionsgefängnisse
„sperren ließ. Die Beschreibung dieses fürch-
„terlichen Kerkers würde fähig seyn, die aller-
„unempfindlichsten Seelen zu rühren. Die
„Dunkelheit und der Gestank darinnen, war so
„unausstehlich, daß sich über funfzig Personen
„in demselben vor Verzweifelung erhenket hat-
„ten. Man brachte mich darauf nach Goa,
„wo das portugiesische Oberinquisitionsgerichte
„von Indien seinen Sitz hat. Die ganze Gnade
„die man mir erwies, war, daß ich aus einem
„Vorzuge vor andern Verbrechern, die leichteste
„Kette aussuchen durfte. Und ich hatte die
„Ehre im Vorbeygehen meinen Nebenbuhler zu
„sehen, welcher seine Augen an seinem nieder-
„trächtigen Siege weidete. In dem Augen-
„blicke, da ich daselbst angekommen war, nahm
„man mir meine Kleider, und schor mir die
„Haare vom Kopfe, wie es die Gewohnheit so
„mit sich bringt, wenn man in die Inquisitions-
„gefängnisse gebracht wird. Man reicht hier
„niemanden das heilige Abendmahl; man höret
„daselbst niemals Messe; und es herrscht allda

„ eine so große Stille, daß es so gar nicht einmal
„ erlaubet ist, sich durch Thränen oder Klagen eine
„ Erleichterung zu verschaffen. Es sind zween
„ Präsidenten dieses Gerichts in Goa: der eine,
„ den man den Oberinquisitor nennet, ist alle-
„ zeit ein weltlicher Priester; er verlanget allein
„ das Recht zu haben, sich in einem Palankin tra-
„ gen zu lassen, und man hat für ihn mehr Hoch-
„ achtung als für den Erzbischof und den Unter-
„ könig. Seine Macht erstrecket sich über alle
„ Arten von Personen, weltlichen und geistlichen
„ Standes, ausgenommen über den Erzbischof,
„ über dessen Obervicarius, welcher allezeit ein
„ Bischof ist, über den Unterkönig, und über die
„ Statthalter die ihn vorstellen; übrigens kann
„ er sie alle in Verhaft nehmen lassen, und ihnen
„ den Proceß machen, wenn er an den Hof von
„ Portugal von dem Verbrechen hat Bericht er-
„ gehen lassen, derer man sie beschuldiget. Sein
„ Hofstaat besteht aus Edelleuten, Stallmeistern,
„ Pagen, Lackeyen, und einer großen Anzahl
„ anderer Bedienten; sein Aufwand gleicht fast
„ dem Aufwande des Unterköniges.

„ Der zweyte Inquisitor ist ein Mönch aus
„ dem Dominikaner-Orden; und die andern
„ Beamten, welche man Deputirte des In-
„ quisitionsgerichts nennet, werden aus

„ den

„ den Dominikanern, Augustinern und Barfüßer-
„ Carmelitern genommen. Dieses Gericht hat
„ seinen Fiskal, seine Procuratores, und Advoka-
„ ten. Diejenigen, welche man Inquisi-
„ tionsbediente, (familiers du Saint Office)
„ nennet, sind gleichsam die Gerichtsdiener und
„ Häscher. Diese Häscher sind Personen vom
„ ersten Range, welche sich eine Ehre aus die-
„ ser vortreflichen Bedienung machen, und keine
„ andere Belohnung, als den Ruhm haben,
„ einem so heiligen Gerichte zu dienen. Wenn
„ man demnach blos den äußeren Schein betrach-
„ tet: so darf man sich nicht wundern, daß es
„ Leute giebt, welche von ihrer Unschuld einge-
„ nommen sind; denn man macht hier viel Rüh-
„ mens von der großen Leutseligkeit und Gerech-
„ tigkeit. Es müssen sieben Zeugen, sagt man,
„ da seyn, um den Angeklagten zu überzeugen;
„ und wenn der Verbrecher sein Verbrechen ge-
„ steht: so kömmt er mit dem Geständnisse los;
„ man läßt ihm Vergebung ertheilen, und hält
„ den weltlichen Arm zurück. Aber in der That,
„ fuhr der Herr von Saintal fort, beleidiget man
„ dabey alle Gesetze der Gerechtigkeit und Men-
„ schenliebe. Der geringste Verdacht, das ge-
„ ringste Wort, etwa eines Kindes oder eines
„ Sklaven, der der Rache seines Herren dienen

„will, machet daß man einen Menschen so gleich
„einzieht. Man bringt öfters ganze Jahre im
„Gefängniße zu, ohne zu wissen, welchen Lasters
„man angeklaget ist; man stellet dem Beklagten
„die Zeugen niemals vor; die Mitschuldigen,
„welche unter der Tortur etwas aussagen, und
„der Gefangene selbst sind Zeugen, welche die
„Zahl der sieben voll machen. Man dringt
„darauf, daß der Angeklagte das Verbrechen
„selbst gestehe, welches man ihm Schuld giebt,
„nach diesem verabscheuungswürdigen Grund-
„satze, welcher daselbst beobachtet wird: Wir
„würden dich eher als einen Uebelthäter
„verbrennen lassen, als zugeben, daß man
„glaube, wir hätten dich unschuldig gefan-
„gen genommen. Auf diese Art hat die In-
„quisition allezeit recht, und überredet den ge-
„meinen Mann, daß der heilige Geist bey ihren
„Urtheilen zugegen sey; denn die unglückseli-
„gen Schlachtopfer der Inquisition klagen sich
„einander wechselsweise an, um Umstände und
„Mitschuldige ihrer eingebildeten Verbrechen
„ausfündig zu machen. Ein Mensch kann also
„vollkommen unschuldig seyn, und doch funfzig
„Zeugen gegen sich haben. Indessen werden
„so wohl die Güter derjenigen, welche am
„Leben gestrafet werden, als derjenigen, die

„durch

„durch ihr Bekänntniß loskommen, auf gleiche „Weise eingezogen, weil sie alle für schuldig ge„halten werden. Etwas sonderbares ist es „noch, daß diese vorgegebene Schuldigen, denen „man öfters ein Bekenntniß durch die Tortur „abgezwungen hat, noch darzu verbunden sind „auszubreiten, daß man mit ihnen sehr gnädig „umgegangen sey. Wenn es sich jemand ein„fallen ließ, sich zu rechtfertigen, nachdem er „aus ihren Händen entkommen: so wär weiter „keine Begnadigung mehr für ihn vorhanden.

„Diejenigen, gegen welche man mit äußer„ster Strenge verfähret, sind die Juden, welche „nach Portugal flohen, als sie von Ferdinand „und Isabellen aus Spanien vertrieben wur„den: und ob es gleich schon über drittehalb „hundert Jahre ist: so werden sie doch noch „immer neue Christen, genennet. Sie haben „noch nicht das Zutrauen der Inquisitoren er„werben können; und nur der Verdacht in „Ansehung ihrer, wird weit strenger bestrafet, „als das Verbrechen selbst bey andern. Man „beschuldiget sie, sie setzten sich auf die Crucifixe, „peitschten die Bilder, und äßen kein Schweine„fleisch; aber man läßt nicht leicht andere als „die Reichen hinrichten, und begnüget sich, den „Armen bloß eine Buße aufzulegen. Die Hey„den

„den und Mahumedaner zu Goa sind diesem „Gerichte nicht unterworfen, wofern sie nicht „entweder einen der das Christenthum annehmen wollen, daran gehindert oder einen andern zum Abfalle gebracht haben; welches „ziemlich oft geschieht.„

„Aber auf dasjenige wieder zurück zu kommen, was mich selbst angeht: so wurde ich, „nach dem ich lange genug eingeschlossen gewesen war, zum Verhör geführet. Ich warf „mich dem Inquisitor zu Füßen, um ihn durch „diese demüthige Stellung, und durch meine „Thränen zu erweichen; aber dieser unbarmherzige Richter, nach dem er mir aufzustehen „befohlen hatte, beschwor er mich kaltsinnig bey „der Barmherzigkeit unsers Heylandes, mein „Verbrechen zu gestehen. Ich gestund ihm „aufrichtig, was mir begegnet war, und berief „mich auf die Kirchenversammlung zu Trient, „um mich wegen der Bilder zu rechtfertigen. „Ich bemerkte, daß der Inquisitor erstaunet „schien, und daß er in geistlichen Sachen ziemlich fremd war, in dem er niemals von dieser „Kirchenversammlung etwas hatte reden hören. „Aber man schickte mich wieder zurück, ohne „etwas von dem Verbrechen zu sprechen, dessen „ich beschuldiget worden. Ich wurde drey

„oder viermal in eben dasselbe Verhör gebracht,
„wo man eben dieselben Ermahnungen, ohne
„eine andere Erklärung, wiederholte. Endlich
„gerieth ich durch die Langsamkeit und die lange
„Dauer des stummen Verfahrens in Verzweife-
„lung, und entschloß mich, mir das Leben zu
„nehmen. Aus dieser Ursache stellete ich mich
„krank, und verlangete ein Aderlaß. Man
„ließ mir in der That zur Ader, und so bald ich
„allein war, öfnete ich die Ader, und würde
„mit meinem Blute das Leben aufgegeben ha-
„ben, wenn der Wächter nicht zu mir herein
„getreten wäre. Anstatt daß dieser Anblick,
„einiges Mitleiden hervor gebracht hätte: fes-
„selte man mir die Hände, und legte mir ein
„Halseisen um. Was meine Unruhe noch mehr
„vermehrete, war, daß diejenigen, welche mich
„bedieneten, niemals mit mir redeten, um die
„Furcht auf alle Art und Weise zu vermeh-
„ren.„

„Die Tage an welchen man die Schuldigen
„verdammet, und die Unschuldigen lossprícht,
„werden, wie Ihnen bekannt ist, auto da fé
„oder Handlung des Glaubens, genen-
„net, und geschehen aller zwey oder drey Jahre.
„Ich erwartete diese Zeit mit Ungeduld, als ich
„in der Nacht einen Menschen herein treten sah,

„der

„der mir einen Rock von schwarzem Zeuge mit
„weißen Streifen brachte, und mir kaltsinnig
„befahl, ihn anzuziehen. Ich zweifelte nicht,
„daß dieses die Zubereitung zu meiner Hinrich-
„tung wäre; aber nach vielen Widerstreben,
„und mit den traurigsten Gedanken erfüllet,
„mußte ich ihn doch endlich anziehen; und
„zwo Stunden hernach wurde ich unter einen
„Gang geführet, welchen eine traurige Lampe
„erleuchtete, und wo ich zwey hundert von
„meinen unglücklichen Mitgefährten antraf,
„welche an die Wand gestellet waren, und denen
„man nichts als den Gebrauch der Augen er-
„laubete. Sie waren nicht alle auf einerley
„Art angekleidet; denn die Kleider waren,
„nach der Beschaffenheit des Verbrechens und
„der Verurtheilung auch verschieden. Die-
„jenigen, welche man zum Feuer bestimmet,
„haben Kleider, auf welchen das Bild des armen
„Sünders gemalet ist, das auf brennenden Feuer-
„brändern liegt, und mit Flammen, welche in
„die Höhe steigen, und mit Teufeln rings her-
„um, umgeben ist. Bey denen aber, welche
„nicht verbrannt werden sollen, sind die Flam-
„men auf den Kleidern umgekehrt gemalet.
„Weil uns die Gebräuche des Inquisitionsge-
„richtes unbekannt waren: so bemerkte man

„auf

„auf unsern Gesichtern die verschiedenen Zeichen „der Furcht, der Schaam, und des Schmer„zens, von welchen wir gequälet wurden. „Sobald der Tag anbrach, wurden wir mit „einem brennenden Lichte von gelben Wachse „in die Kirche geführet. Wir warteten die „Messe und darauf die Predigt ab, darinn man „uns scharfe Verweise gab; und ein jeder em„pfieng darauf sein Urtheil. Ich wurde zu „zweyjähriger Gefangenschaft verurtheilet, von „welcher, zum Glücke, ein Dominikaner Mönch „aus Flandern, ein Freund des Oberinquisi„tors ein Mittel fand, mich zu befreyen. Ich „habe in Calecut erfahren, daß dieser Geistliche, „für welchen ich jederzeit die größte Erkennt„lichkeit haben werde, in sein Vaterland zurück „kehren will, und wünschet, daß ich ihn dahin „begleiten möchte. Dieses bringt mich noch „einmal nach Goa, wo ich niemals in meinem „Leben wieder zu erscheinen gesonnen war.“

„Was die andern Beklagten anbelanget: so „wurden diejenigen, die zur Hinrichtung be„stimmet waren, von dem Inquisitionsgerichte, „dem weltlichen Arme, mit der inständigen „Bitte übergeben, gnädig mit ihnen umzugehen; „oder wenn man sie ja des Todes würdig hielte: „daß es zum wenigsten ohne Blutvergießen

geschä-

„geschähe. Das weltliche Gericht, welches „an der Aufrichtigkeit des Inquisitionsgerichts „gar nicht zweifelt, läßt sie den Augenblick, „ohne weitere Untersuchung, verbrennen. Man „brachte auch Kisten mit Gebeinen; denn man „machet auch den Beklagten sogar viele Jahre „nach ihrem Tode noch den Proceß, und be„mächtiget sich ihrer Güter, deren die Erben, „zum Vortheile der Inquisitionsrichter, berau„bet werden. Die Menge derjenigen, welche „die Inquisition zu Goa gewöhnlichermaßen „ums Leben bringen läßt, ist zum Erstaunen. „Man läßt alle diese Missethäter in geschwefel„ten Hemden gehen, und führet sie auf den „Campo Sancto-Lazaro, wo man die „einen in Gegenwart der andern verbrennet. „Die hohen Festtage sind gemeiniglich zu diesen „Arten von Hinrichtungen bestimmet. „

Ohne allen Stücken dieser Erzählung Glauben beyzumessen: so ist gewiß, daß die Mißbräuche, welche bey diesem berühmten Gerichte von Seiten einiger ihrer Beamten eingeführet worden, den ersten Endzweck verändert haben, welcher nichts als lobenswürdiges an sich hatte. Nach einem solchen Beyspiele, als des Herrn von Saintal Geschichte war, nahm ich mir vor, durch meine Reden keine

Gele-

Gelegenheit zu geben, mich zu fangen; und dieses, Madame, beobachte ich sehr genau, so lange ich in dieser Stadt bin. Zum Glücke wohne ich bey Leuten, welche dem Inquisitionsgerichte wenig verdächtig sind; Sie werden leicht merken, Madame, daß ich von den Jesuiten rede, an die der Pater Sylveira mir verschiedene Briefe mitgegeben hatte; sie haben nicht gewollt, daß ich eine andere Wohnung als ihr Collegium beziehen sollte. Es ist daher sehr natürlich, daß ich bey ihnen meine Erzählung von Goa anfange; nicht allein aus Erkenntlichkeit: sondern weil es in der That dasjenige ist, was ich bis jetzt von dieser berühmten Hauptstadt aller Portugiesischen Besitzungen in Indien am besten kenne.

Die Jesuiten haben fünf Häuser in Goa, welche alle sehr zahlreich, sehr wohl begabet, und zusammen über siebenmal hundert tausend Livres, (gegen zweymal hundert tausend Thaler,) Einkünfte genießen. Sie besitzen wenigstens einen Drittel der Insel Salsette, welche in der Nachbarschaft der Insel Goa liegt. Sie ist mit Flecken, Dörfern, und einer großen Menge Häuser angefüllet, von welchen sie unumschränkte Herren sind. Sie haben noch an andern Oertern, die nicht von ihnen abhänge',

schöne Kirchen und große Güter. Ihre geistliche Gerichtsbarkeit erstrecket sich sogar über alle Kirchspiele; sie schalten und walten mit einer uneingeschränkten Herrschaft darüber, und die Völker, die ihnen unterworfen sind, erkennen die Jesuiten mehr für ihren Oberherrn als den König selbst. Es verhält sich auf gleiche Weise mit vielen Ländereyen, welche andere Ordensgeistliche in dem Bezirke von Goa besitzen; man kann demnach mit Recht sagen, daß fast alle Reichthümer dieses Landes in den Händen der Geistlichkeit sind. Sie sehen nichts, sagte mir einer von ihnen, in Vergleichung dessen, was wir ehemals waren. Unser Kloster, das jetzt kaum vierzig Ordensgeistliche enthält, begriff dazumal mehr als zwey hundert; und diese große Anzahl erfüllete indessen doch das weitläuftige Gebäude noch nicht, in welchem wir sind. Es ist in der That ein großes Gebäude von vier Stockwerken, mit einer vortreflichen Ansicht, sowohl auf dem Meere als von der Landseite. Es vergeht fast kein Tag, da die Jesuiten mich nicht in eins von ihren Häusern führen, um daselbst zu speisen. Ich war gestern in dem Collegio welches sie St. Roch nennen; man zeigte mir in einem Saale die Gemälde aller der Standespersonen, welche in

ihren Orden getretcn sind. In einem andern ließ man mir viele große Gemälde sehen, auf welchen die Geschichte dererjenigen Geistlichen ihrer Gesellschaft vorgestellet waren, welche den Märtyrertod der Religion halber ausgestanden haben. Aber nichts gleicht an Schönheit ihrer St. Pauls Kirche, welche vielleicht die prächtigste ist, die sie in ganz Asien haben; wenigstens ist es die erste, die sie in Indien gebauet haben. Sie ist dem Apostel, dessen Namen sie führet, zugeeignet; und dieß hat verursachet, daß man die Jesuiten in allen morgenländischen Gegenden die Pauliſten oder die Väter von St. Paulus nennet. Weil das Gebäude, welches zur Seite steht, vor diesem zu einer Schule dienete: so sieht man daselbst noch prächtige Schlafstellen, und alle Zimmer, welche zu einem Erziehungshause sich schicken. Im Anfange des letzten Jahrhunderts zählete man daselbst über zwey tausend Schüler; und es waren gewisse Festtage im Jahre, an welchen man bis auf funfzehn hundert neubekehrte Christen taufte. Aber die Jesuiten haben es, sowohl wegen der ungesunden Luft, als auch, weil es vorjetzo ausserhalb der Stadt ist, verlassen; denn Goa hat, seit dem Verfalle der Portugiesen, viel von seiner Größe verlohren. Dieses alte Collegium

wird heutiges Tages nur von einigen Geistlichen bewohnet, welche den Dienst der Kirche versehen. In dem Garten zeigte man mir alte Bäume, welche, wie man sagt, von dem heiligen Franciscus Xavier gepflanzet worden sind; und eine Kapelle, welche einer Entzückung zu Ehren, die dieser Heilige an eben diesem Orte hatte, gebauet ist. Als er 1542 nach Goa gekommen war: so erwählete er es zu dem Mittelpunkte seiner Mißionen, und starb auf der Insel Sancian an den Küsten von China. Zwölf Jahre hernach wurde sein Leichnam in diese Stadt gebracht, wo man ihn noch aufbehält; einige Theile ausgenommen, welche an andere Oerter vertheilet sind: z. B. ein Arm, welcher nach Rom gesendet worden ist. Die St. Pauls Kirche hat auch sehr an ihrer alten Pracht abgenommen. Sie hat heut zu Tage nur noch den großen Altar, und zween kleine auf beyden Seiten. An diesem Orte unterrichtet man die Anfänger im Christenthume, zu deren Unterhaltung der König jährlich eine große Summe Geldes hergiebt. Der Körper des Heiligen ruhet in dieser Kirche; und ich sah daselbst sein Bildniß, nach dem Leben gemalet. Man erzählte mir viele Wunderwerke, welche auf seine Fürbitte geschehen wären; als z. B.

daß

daß Todte auferwecket worden, Ungewitter sich geleget haben, und die Sonne in ihrem Laufe aufgehalten worden. Man erinnerte sich der letzten Lebensjahre dieses heiligen Apostels, und besonders der Umstände seines Todes. Er war nicht mit dem Fortgange der Religion zufrieden, welchen er in Japan und in Indien durch sein Predigen geschaffet hatte: sein Eifer führete ihn bis an die Küsten von China; aber er starb, ohne ins Land kommen zu können. Der Schiffscapitain ließ seinen Körper mit ungelöschtem Kalke bedecken, in der Absicht seine Gebeine davon zu bringen, wenn alles Fleisch verfaulet seyn würde. Aber nach Verlauf einiger Tage fand er nicht nur den Leichnam des Heiligen unversehret: sondern statt der Fäulniß gab er auch einen so lieblichen Geruch von sich, daß man beschloß ihn nach Goa zu bringen. Die ungemeine Verehrung welche man uns selbst in Frankreich, und besonders in den Schulen der Gesellschaft, für diesen großen Mißionair einflößet, machten mir alle diese Umstände wichtig.

Als ich aus dieser Kirche kam: führete man mich in das Collegium zur Mittagsmahlzeit, wo ich eine sehr zahlreiche Gesellschaft antraf. Der Rector hatte daselbst die Vornehmsten in

der Stadt eingeladen, denen die Schüler ein Schauspiel geben sollten. Ein jeder Gast hatte an der Tafel seinen Platz neben einem Jesuiten, dem aufgetragen war, für ihn Sorge zu tragen; andere Ordensgeistliche stunden hinter uns, um uns aufzuwarten. Man trug die Speisen in kleinen porzelainenen Schüsseln auf: und ein jeder bekam die seinige in verschiedenen Trachten mit Fleisch und Fischen, welche sehr gut zugerichtet waren.

Die Indianer bedienen sich keiner Löffel: sondern sie essen alles, was man ihnen vorsetzet, sogar die Suppe, mit den Fingern. Die Portugiesen zu Goa folgen diesem Gebrauche, entweder um den Indianern nachzuahmen, oder aus einer Unreinlichkeit, welche ihnen eigen ist. Nichts ist so garstig als ihre Art bey Tische zu sitzen. Sie mischen mit ihren Händen die Butter und das Caril unter den Reiß, und waschen sie sich so zu sagen in jeder Brühe, ehe sie solche essen. Nicht, als wenn sie keine Löffel und Gabeln bey ihren Tellern hätten: sondern sie bedienen sich derselben nur selten. Sie waschen sich zwar die Hände unter der Mahlzeit, so oft sie dieselben schmutzig machen: aber ohne sie vorher mit ihren Servietten abzutrocknen; dergestalt, daß das Fett der Speisen

ihnen so zu sagen statt der Seife dienet, und sie folglich noch unsauberer machet. Das Caril, von welchem ich geredet habe, ist eine gewisse Brühe aus Butter und dem Kerne der Cocusnuß, Gewürzen, Kräutern, Früchten und vielen andern Zuthaten gemachet. Man gießet hernach diese Brühe auf den Reiß und machet eine sehr wohlschmeckende Vermischung daraus.

Der Nachtisch, so zu Ende der Mahlzeit aufgetragen wurde, bestund in Gebäcke von allerley Art, in portugiesischen vortreflich wohlriechenden Eyern, in trockenen und flüßigen Zuckerwerken, und in Früchten aus allen Ländern und von allen Jahreszeiten. Nach der Mahlzeit führete man uns in verschiedene Zimmer, wo man uns die gewöhnliche Ruhe während der größesten Hitze des Tages genießen ließ. In jedem Zimmer waren drey Betten, und in der Mitte stund auf einem Tische ein großes porzellainenes Gefäß mit frischem Wasser.

Man holte uns einige Stunden hernach ab, um uns in einen Saal zu führen, wo das Schauspiel sich anfangen sollte. Der Inhalt des Ballets war der erste Anfang des christlichen Glaubens in Indien, und

die Mühe, welche die Mißionarien gehabt hatten, die Kirche Gottes zu gründen, von welcher Jesus Christus die einzige Säule und der Eckstein war. Dieses Ballet wurde von jungen Indianern aufgeführet, welche die Jesuiten getaufet und in der christlichen Religion unterwiesen hatten. Der erste Auftritt geschah von einem Tanzmeister allein, welcher seine Sache für einen Portugiesen gut genug machte. Die andern Tänzer waren ihrer Rolle gemäß gekleidet, aber ohne Maske, und alle hatten einen Blumenkranz auf dem Kopfe. Der erste Auftritt, welcher den Inhalt des Ballets zu erkennen gab, bestund aus funfzehn Personen, von welchen einige verschiedene Stücke einer zerbrochenen Säule trugen, die sie wieder zusammen fügten, um sie wieder herzustellen und aufzurichten. Andere hatten Blumengehänge, mit welchen sie die Säulen schmückten, nachdem man sie wieder hergestellet hatte. Aus der Spitze dieser Säule gieng eine Blume heraus, welche sich von sich selbst öfnete, und das Bildniß der Jungfrau Maria mit dem Kindlein Jesu auf den Armen zeigete. Viele wohlriechende Wasserstrahlen giengen zu gleicher Zeit, als eben so viel Fontainen, aus allen Seiten der Säule heraus, und verbreiteten einen angenehmen

nehmen Geruch durch den ganzen Saal. Auf diesen Auftritt folgete ein anderer von zwölf jungen Indianern, welche sungen, und ein jeglicher von ihnen auf einem anderen Instrumente spielete. Verkleidete Mohren tanzten hierauf mit Castagnetten (Arten von Klappern) welche mit der Musik sehr genau stimmeten. Zuletzt kam noch eine einzelne Maske, mit allen Geberden und Anstande einer lustigen Person, auf spanisch gekleidet, und über und über mit Vogelnestern bedecket. Dieses war gleichsam das Nachspiel von diesem Ballete. Der Beschluß dieses Stückes wurde mit einem Auftritte von zwölf kleinen Knaben, die als Affen gekleidet waren, und mit einer portugiesischen Musik gemacht. Die Jesuiten sagten mir, daß sie von Zeit zu Zeit dergleichen Arten von Belustigungen anstelleten, sowohl die Mahumedaner und Götzendiener zur christlichen Religion zu ziehen, als auch den Kindern nach ihrem Studieren einen Zeitvertreib zu machen und sie zu ergötzen.

Einige Tage vor diesem Feste hatte mir einer von diesen Patern das große Hospital sehen lassen, über welches sie die Aufsicht haben. Dieser Besuch reizte meine Neugierde sehr, wegen alle dessen, was man mir von der alten Herrlichkeit dieses Hauses erzählet hatte. Die

Sachen haben sich sehr geändert, sagte mein Führer zu mir, mit demjenigen Tone des Antheils, welchen der Geist des Patriotismus einer wohlgearteten Seele eingiebt. Diese Zuflucht der Armen, welche man dazumal für die Wohnung eines Königes gehalten hätte, hat alle das Unglück empfunden, welches unsere Nation erfahren hat. Es sind nicht mehr die glücklichen Zeiten, in welchen wir uns allen asiatischen Fürsten furchtbar, und sie uns zinsbar gemachet hatten. Durch unsere starken Krieges-heere waren wir die Herren dieses großen Weltmeeres, und kein Schiff konnte ohne unsere Erlaubniß und Geleitsbriefe herein kommen. Alle diese Eroberungen, welche uns so viel Blut kosteten, und uns so vielen Ruhm erworben hatten, haben fast nicht über ein Jahrhundert gedauert. Mächtige Handelsgesellschaften haben uns unsere Güter geraubet, und auf diese Weise einem tapfern Volke mit Undankbarkeit gelohnet, welches mit Aufopferung seiner Ruhe und seiner Güter ihnen den Weg zu so vielen reichen Ländern gebahnet hat. Das Glück der Privatpersonen ist dem Glücke des Staats gefolget. Die Armen haben diesen allgemeinen Verfall empfunden; das Mittleiden der Reichen ist erkaltet, und die Einnahme des Hospitals

reicht

reicht heut zu Tage kaum zu, die Hälfte der armen Kranken bey ihrem Elende zu erhalten, welche vor diesem in einer Art von Ueberflusse lebeten. Ich habe öfters von unsern alten Geistlichen die unglaubliche Erzählung gehöret, mit welcher Art dazumal dieses Hospital verwaltet worden. „Man schickte bis Cambaya, „sagte unser Jesuit, um von daher Getraide „und andere Lebensmittel zu holen. Es wa„ren eine Menge Aerzte, Wundärzte und Apo„theker vorhanden, welche verbunden waren, „zweymal des Tages die Kranken zu besuchen, „deren Anzahl sehr groß war; ob man gleich „weder die Indianer, welche ihr eigenes Hospi„tal haben, noch die Weibspersonen, die auch „in einem abgesonderten Gebäude sind, darinnen „aufnahm. Es waren dazumal zum wenigsten „funfzehn hundert, lauter Portugiesen, und „größtentheils Soldaten daselbst. Ein jeder „hatte sein Bette, zwey Fuß weit von dem „andern entfernet, welches aus verschiedenen „baumwollenen und taftenen Matratzen bestund. „Die Bettstellen waren nicht hoch: aber sie „waren sehr schön mit allerley Farben gemalet. „Jede Art von Krankheit hatte ihr eigenes „Zimmer, und man schlug nicht mehr Betten „daselbst auf, als Kranke hinein kamen. Alle

„Wä-

„Wäsche war von sehr weißem und sehr feinem „Kattune. Zuerst wusch man alle diejenigen, „welche daselbst ankamen, und hernach wurde „nichts gesparet, um sie in dieser Reinlichkeit „zu erhalten. Die Menge der Gemächlichkei„ten, welche man ihnen reichte, machte ein er„staunliches Verzeichniß aus; und alle drey „Tage wurde alles verändert. Die Ausländer hatten nur des Morgens von acht bis eilf „Uhr, und des Nachmittags von drey bis sechs „Uhr die Freyheit, in das Hospital zu gehen. „Es war den Kranken erlaubet mit ihren „Freunden zu essen, und wenn ein Bedienter „gewahr wurde, daß einer kam, sie zu besuchen: „so brachte er etwas mehr als gewöhnlich. Er „brachte so viel Brod, als man haben wollte. „Die Brodte waren klein: aber man gab einem „Kranken drey oder vier derselben, ob er schon „die mehreste Zeit nicht mehr als eines essen „konnte. Was einmal abgenommen war, „wurde niemals zum andernmale wieder auf„gesetzet. Man brachte niemals weniger als „ein ganzes Huhn, und ein jeder bekam, was „er verlangte: Reiß, Suppe, Eyer, Fische, „Konfect, und alle Arten von Fleisch und Früch„ten, wofern der Arzt den Gebrauch davon „nicht untersaget hatte. Die Teller und Schüs-

„seln

„ seln waren von chinesischem Porzellaine. Nach
„ der Mahlzeit fragete ein portugiesischer Officier
„ mit lauter Stimme, in jeglichem Zimmer,
„ ob ein jeder seine ordentliche Speise erhalten,
„ und ob er Ursach zu klagen hätte? Die Kran-
„ ken, die sich wieder zu erholen anfiengen, hat-
„ ten die Freyheit in die angenehmen Lustgärten
„ zu gehen, um frische Luft zu schöpfen. Man
„ gab ihnen andere Zimmer, so wie sie sich besser
„ befanden; und ein jeder war mit denenjenigen
„ zusammen gesellet, welche in eben dem Grade
„ der Besserung waren. Mitten in dem Hospi-
„ tale war ein großer wohlgepflasteter Hof, in
„ dessen Mitte ein Wasserbehalter war, in wel-
„ chem die Kranken bisweilen sich badeten. Alle
„ Theile des Gebäudes waren des Nachts mit
„ einer Vermischung von Lampen, Laternen und
„ Lichtern erleuchtet. Die Laternen hatten statt
„ des Glases Austerschalen, wie alle Fenster in
„ den Kirchen und Häusern zu Goa. Die Gal-
„ lerien waren mit schönen Gemälden gezieret,
„ deren Inhalt man aus der heiligen Geschichte
„ genommen hatte. Das Hospital hatte zwo
„ Kirchen, welche von Reichthume und Zierra-
„ then glänzten; mit einem Worte, das An-
„ sehen der Hoheit, der Reinlichkeit, und des
„ Ueberflusses, welches in dieser schönen Stiftung

„ herr-

„herrschete, machte einen so herrlichen Anblick „daß der Unterkönig, der Erzbischof, und die „vornehmsten Herren von Goa öfters in dasselbe „spazieren giengen.“

Dieses war der ehemalige Zustand des königlichen Hospitals zu Goa; ich habe alle diese Umstände blos den Verwaltern unserer Hospitäler zur Nachricht angeführet. Obgleich die Kranken in diesem Siechhause, von welchem die Rede ist, nicht mehr mit eben demselben Ueberflusse bedienet werden: so habe ich doch noch Ueberbleibsel von ihrer vorigen Herrlichkeit gesehen. Es ist ein großes Gebäude, an dem Ufer eines Flusses, und von den Königen in Portugal mit zehn tausend Rthlr. Einkünften gestiftet; eine beträchtliche Summe in einem Lande, wo die Lebensmittel sehr wohlfeil sind, und wo auch noch nicht der Gebrauch, wie in Frankreich ist, daß die Verwalter sich dabey bereichern. Ich erstaunete so sehr über die äußere Schönheit des Gebäudes: daß ich es mehr für einen weitläuftigen Pallast, als für ein Siechhaus hielt. Ich wurde über dem Thore die Aufschrift: Das Hospital des Königes, in portugiesischer Sprache, mit dem Wapen von Portugal und Castilien gewahr. Dieses Gebäude besteht aus vielen Sälen, Zimmern, und

Galle-

Gallerien, welche über tausend Kranke beherbergen können. Die zwey schönsten Stücke sind die Küche und die Apotheke; beyde sind mit alle dem versehen, was zur Unterhaltung und zur Erleichterung der Einwohner des Hospitals nöthig ist. Die Krankenwärter leiden es nicht, daß die Kranken das Mißvergnügen haben, ihre Kameraden sterben zu sehen; denn sobald sich die Krankheit zum Sterben neiget, so bringt man sie in ein besonderes Zimmer, wo ihnen von einem Priester Beystand geleistet wird, bis sie ihren Geist aufgegeben haben.

Es sind zu Goa eine so große Menge Kirchen, Klöster und Kapellen, daß die Hälfte davon für eine weit größere und mehr bevölkerte Stadt hinreichend seyn würde. Die meisten von diesen Gebäuden sind mit einer Pracht gebauet und gezieret, darüber man erstaunet. Dieß ist die Frucht der großmüthigen Frömmigkeit der Könige von Portugal, welche allen Kirchen jährliche Einkünfte, und allen Klöstern gewisse Gelder angewiesen haben. Die Priester und Mönche machen über die Hälfte der Einwohner aus. Man sieht in der Stadt auf allen Seiten sehr schöne Häuser, nutzbare und anmuthige Gärten, Wälder von Palmbäumen, welche mit vieler Ordnung gepflanzet sind, und welche Alleen

machen,

machen, die man nicht aussehen kann. Goa war vor diesen mit den schönsten Städten von Europa zu vergleichen, ja sie übertraf sie noch in vielen Stücken. Man bemerket noch prächtige Gebäude daselbst: als, den Pallast des Unterköniges, des Erzbischofs, und des Generalinquisitors. Die meisten übrigen Häuser sind von Stein gebauet, haben nur ein oder zwey Stockwerke, und sind auswendig wie inwendig weiß und roth gemalet; und es giebt wenige, die nicht Gärten hätten. Die vornehmsten Gassen sind mit großen Steinen gepflastert, und mit sehr breiten Rinnen zum Ablauf des Wassers versehen, welche den Uebergang von einer Straße zur andern sehr beschwerlich machen. Es sind zwar an vielen Orten kleine Brücken gebauet; weil sie aber sehr weit von einander entfernet sind: so muß man sie bisweilen sehr weit suchen. Sehen Sie, Madame, dieß habe ich bis jetzt in einer Stadt beobachtet, wo ich nur vierzehn Tage bin, und in welcher ich nur erst einige Straßen durchwandert habe: der folgende Brief wird mehr Umständliches in sich fassen.

Ich bin ꝛc.

Goa, den 20. Jenner 1742.

Der

Der 41. Brief.

Fortsetzung von Goa und seinen umliegenden Gegenden.

Die Stadt Goa auf der Malabarischen Küste, ist von Surate und dem Vorgebirge Comorin fast gleich weit entfernet, und liegt auf einer Insel, welche sieben oder acht Stunden im Umkreise hat. Diese Insel entsteht durch zween Arme eines Flusses, welcher ins Meer fällt, nachdem sie sich wieder vereiniget haben, und für Goa einen der schönsten Haven in der Welt machet; nur die von Toulon und Constantinopel allein, können mit ihm verglichen werden. In dem kleinen Raume, welche diese Insel in sich fasset, findt man Hügel, Ebenen, Waldungen, Kanäle, Quellen von vortreflichem Wasser, eine prächtige Stadt, Flecken und ansehnliche Dörfer. Oben auf den Hügeln entdecket man die ganze Insel, das Meer, das feste Land, welches es umgiebt; und dieß ist ein Anblick von größter Schönheit. Man sieht eine große Menge wohl angelegter Obstgärten, die mit Mauern umschlossen sind, und den Portugiesen zu Spaziergängen dienen; das Gras

und die Bäume grünen daselbst beständig. Nicht weit von der Stadt ist ein großer See, von mehr als einer Stunde im Umkreise, an dessen Rande die reichen Familien schöne Lusthäuser haben, welche sich unter einer großen Menge von Palm- und Cokosbäumen, und Gärten die mit allen Arten von Früchten angefüllet sind, empor heben. Wenn man in den Haven kömmt: stellen sich zwo Halbinseln dar, welche ihm zu gleicher Zeit zum Walle und zur Bedeckung dienen. Es sind zwo gute Schanzen mit Geschütz versehen daselbst, vor welche sich alle Schiffe legen, welche in den Haven einlaufen wollen.

Diese Vortheile und diese Lage erweckten bey den Portugiesen die Begierde, sich derselben zu bemächtigen. Goa stund ehemals unter dem Königreiche Dekan. Man hat mir erzählet, daß, als der Admiral Albuquerque, das erstemal vor die Stadt gekommen wäre: sey er sehr erstaunet, als er die angesehensten Einwohner ihm entgegen kommen gesehen, welche ihn zum Besitzer davon gemacht hätten, ohne andere Bedingung zu verlangen, als ihnen ihr Leben, ihre Güter und ihre Freyheit zu versichern; diese unverhofte Unterwerfung kam nicht nur von dem Schrecken her, der sie bey Nennung des Namens und der Annäherung des Albu-

querque

querque überfallen hatte: sondern auch noch mehr von der Vorherverkündigung eines ihrer Junghis, welcher ihnen nach dem Tode ihres Königes die Ankunft einer fremden Flotte verkündiget hatte, an die sie sich zu ergeben gezwungen seyn würden. Der Admiral wurde an dem Ufer, mit allen Ehrenbezeugungen empfangen, welche man nur einem rechtmäßigen Oberherrn könnte erwiesen haben. Man reichte ihm ein Pferd, welches kostbar gezieret war, und auf welchem er gerade nach der Stadt ritt. Er empfieng daselbst die Schlüssel, und die andern Zeichen der unumschränkten Gewalt. Man führete ihn in den königlichen Pallast, aus welchem er Abgesandte an verschiedene Fürsten sendete; und diese Begebenheit trug sich im Jahre 1510, zu. Der rechtmäßige Erbe dieser Insel, bemühete sich edelmüthig, die Erbschaft seiner Väter wieder zu erlangen; er vertrieb die Portugiesen vier Monate nach ihrer Ankunft wieder. Diese eroberten sie abermals, und verlohren sie aufs neue: und durch ein Bündniß, das sie mit diesem Fürsten schlossen, sind sie endlich ruhige Besitzer davon geworden. Als sie darauf die Güte des Landes und die glückliche Lage der Stadt betrachteten: so machten sie solche zu den Schlüssel ihrer ganzen Handlung im

Orient, und zu den ersten Handelsplatz in Indien. Seit dem wurde diese Stadt reich und berühmt; und der Umfang ihrer Mauern zeiget noch von ihrer vorigen Größe. Goa erhebt sich in Gestalt eines Amphitheaters über einem von den Armen des Flusses, auf einem unebenen Boden, auf welchem man bis sieben Hügel zählet. Es ist über eine halbe Stunde lang, und über eine viertyel Stunde breit; aber seine Mauern, welche eine Menge Gärten umschließen, haben über vier Stunden im Umfange. Es ist von Seiten des Flusses, wegen der Graben, die es beschützen, ganz unzugänglich. Eine bloße Mauer, welche es von der andern Seite umgiebt, würde es nicht wider die schützen, welche Herren von der Insel sind; die Portugiesen verlassen sich auch daher blos auf die Schwierigkeit der Zugänge; denn das Land ist mit Bergen angefüllet. Zwischen der Stadt und dem Flusse sind drey große Plätze; der erste ist ein großes Viereck, ohngefähr acht hundert Schritte lang, und über zwey hundert breit, mit zwey Thoren dadurch man in Goa hinein kömmt, und einigen Erhöhungen mit Geschütz besetzet. Daselbst ist die Münze, das Gießhaus, das Eisenmagazin, und das Haus des Befehlshabers, welches auf eins von den Thoren gebauet ist. Man arbeitet

tet beständig auf diesem Platze, es mag Sonntag oder Festtag seyn; nur hält man die Arbeitsleute an, die Messe zu hören. Der Befehlshaber kann von seiner Gallerie alles übersehen, was an diesem Orte, und auf dem Flusse vorgeht. Der zweyte Platz, der den Namen Sancta Catharina führet, welche die Beschützerinn der Stadt ist, weil sie die Portugiesen an ihrem Festtage eroberten, hat auch verschiedene Thore und Erhöhungen mit Geschütze bepflanzet. Er ist besonders wegen des königlichen Hospitales berühmt, von welchem ich in meinem vorigen Briefe geredet habe. Der dritte, welchen man den Galeerenplatz nennet, ist gleichsam das Zeughaus zur Erbauung dieser Fahrzeuge. Seine Zugänge werden auf der Wasserseite sorgfältig bewachet; weil daselbst das Hauptthor der Stadt ist, und man da die Waaren einschiffet, welche nach Portugal gebracht werden sollen. Dieses Thor ist mit Siegeszeichen, Waffen, und Gemälden gezieret, welche die Kriege und Siege der Portugiesen in Indien vorstellen: es stößt an den Pallast des Unterköniges. Dieses letztere Gebäude ist sehr weitläuftig und kostbar, und hat einen großen Platz an der Stadtseite, wo sich der Adel versammlet, wenn der Unterkönig in völligem Staate er-

scheinen will. In einem weitläuftigen Saale zeigte man uns Gemälde, auf welchen alle Flotten, mit Bemerkung der Namen der Admirale und Schiffscapitains, abgemalet sind, welche die Reise aus Portugal nach Indien gethan haben. Man wieß uns sogar die Schiffe, welche durch Schiffbruch verunglücket sind, und ihre Anzahl ist unglaublich. In einem andern Saale, darinne Staatsrath gehalten wird, sahen wir die Bildniße aller Unterkönige von Indien nach dem Leben gemalet. Dieses Gebäude ist auf europäische Art, wie alle übrige Schlösser, Pallaste, und Häuser der Großen, gebauet. Von dem Pallaste des Unterköniges kömmt man in die schönste Straße von Goa, welche die gerade Straße genennet wird, und über funfzehn hundert Schritte in die Länge haben kann. Sie ist auf beyden Seiten mit Läden der Juwelirer, Goldschmiede, Wechsler, und der reichsten portugiesischen, italienischen, und deutschen Kaufleute besetzet, die sich in Indien niedergelassen haben. Diese schöne Straße wird von einem großen Platze durchschnitten, welcher mit ansehnlichen Gebäuden, als dem Rathhause, dem Pallaste des Erzbischofs, dem Inquisitionsgerichte, u. s. w. umgeben ist; und sie endiget sich mit der prächtigen Kirche, zu unserer lieben Frauen von der

Barm-

Barmherzigkeit, über deren Hauptthüre die Bildsäule des Alphonso von Albuquerque steht, welcher, wie ich gesaget habe, die Insel von Goa eroberte. Nahe dabey ist das schöne Kloster für die Waysen weiblichen Geschlechts, darinnen man aber nur Kinder von guter Herkunft annimmt, die so lange darinne bleiben müssen, bis sie sich verheurathen. In eben diesem Orte, haben die Portugiesen von Adel die Vorsicht, ihre Weiber einzusperren, wenn ihre Verrichtungen sie nöthigen, sich von der Stadt zu entfernen. Ich darf das Franciscanerkloster nicht vergessen, welches alles an Pracht übertrifft, was man sich nur schönes in dieser Art einbilden kann. Das ganze Leben des heiligen Franciscus, ist inwendig mit Golde und Lasur vorgestellet. Ich würde nicht aufhören dürfen, Madame, wenn ich Ihnen alle Kirchen von Goa beschreiben wollte; Sie wissen überhaupt schon, daß kein Ort in der Welt ist, wo die christliche Frömmigkeit reichere und mehrere Denkmäler aufgerichtet hat.

Außer den dreyen Plätzen, von welchen ich geredet habe, sind noch andere an dem Flusse, wo alle indianische Schiffe anländen, welche der Handel nach Goa zieht, und wo täglich Lebensmittel, von sechs Uhr des Morgens bis zu Mit-

tage, verkaufet werden. Die gerade Straße ist außerdem ein beständiger Markt, wo alle Stände der Stadt sich versammlen, und sich durch einander vermischen, um Lebensmittel zu kaufen und zu verkaufen, oder Neuigkeiten zu erfahren. Das Gedränge ist ungemein groß; und weil jedermann große Hüte trägt, um gegen die Sonne sicher zu seyn: so berühren sich diese Hüte auf so eine Art, daß es scheint, als wenn sie nur ein einziges und breites Dach wären. An eben diesen Oertern werden auch die Sklaven beyderley Geschlechts, mit viel weniger Ehrbarkeit als in der Türkey, öffentlich verkaufet; denn man treibt sie Haufenweise dahin, und jedermann hat die Freyheit, sie auf das neugierigste zu untersuchen, und sogar an den heimlichsten Oertern des Leibes zu besichtigen. Die allertheuersten kosten nicht über zwanzig Reichsthaler, obgleich wohlgewachsene Mannspersonen und schöne Weibsbilder darunter sind, davon die meisten die Musik verstehen, nähen, sticken, und allerhand Frauenzimmerarbeit verfertigen können. Die Portugiesen bedienen sich dieser Sklavinnen, wofern sie keine Männer haben; und wenn sie Kinder bekommen: so werden sie für eheliche gehalten, und die Mutter bekömmt die Freyheit. Die Kinder, welche die

Skla-

Sklaven unter sich selbst zeugen, gehören dem Herrn, wofern sie nicht der Vater den achten oder zehnten Tag nach ihrer Geburt loskaufet; da er denn nachher nicht mehr berechtiget ist, Anspruch darauf zu machen. Im ersten Falle, hat der Herr die Freyheit damit zu thun was er will, und behält oder verkaufet sie, wie er es für gut hält. Die Häuser, in welchen diese Sklaven sich aufhalten, sind klein, von Stroh gebauet, und haben keine andere Oefnung als eine sehr niedrige Thüre. Ihr Hausrath besteht nur aus einigen Matten von Rohr, auf welche sie sich niederlegen, entweder zu essen oder zu schlafen, und ihr bestes Gericht ist (nichts als Reiß in Wasser gekocht. Es ist zu Goa ein Reichthum, eine große Anzahl Sklaven zu haben; denn außer den Dienst, den man von ihnen im Hause hat: müssen auch diejenigen, welche außerhalb beschäftiget sind, ihren Herrn jeden Tag den verdienten Tagelohn überliefern; und ihre Beschäftigung besteht vornämlich darinnen, daß sie die verschiedenen Theile der Stadt mit Wasser versehen. Es geschieht nicht deswegen, als ob Mangel an Brunnen wäre: sondern das Wasser taugt überhaupt nichts, und man ist gezwungen, solches eine viertel Stunde weit aus einem Brunnen herzuhohlen, welcher

die Bildsäule der Lucretia vorstellet, deren Wunde so viel Wasser giebt, daß man die ganze Stadt davon tränken kann. Man sieht auf eben denselben Märkten eine Menge Sklaven, die nicht zu verkaufen sind, die aber, auf Befehl ihrer Herren, Arbeit suchen, welche ihrer Geschicklichkeit gemäß ist, um ihre Einkünfte zu vermehren. Die schönsten Mädchen werden zum Verkaufe der Früchte oder anderer Lebensmittel gebrauchet, damit ihre Schönheit die Käufer herbeylocke, oder damit sie durch einen doppelten Handel einen doppelten Gewinn bringen. Sie schmücken sich sorgfältig, damit sie den Anschauern gefallen; und die Art von Verrichtung, welche sie in der Stadt treiben, gereichet den Portugiesen zu keinem geringen Vortheile. Sie ernähren sie sehr wohlfeil, und geben ihnen nichts, sich zu bedecken, als was die Ehrbarkeit verlanget.

Eine andere Gattung von Menschen, deren Menge die Märkte und öffentlichen Plätze anfüllet, sind die Cheraffen, sonst die Wechsler, genannt. Sie bereichern sich sehr mit ihrem Gewerbe, und die Beschaffenheit der Münze zu Goa, machet sie unumgänglich nothwendig. Außer den Gold- und Silbermünzen, giebt es auch noch kupferne und eiserne, welche wie-

wieder in kleinere, und diese wieder in geringere, bis auf die kleinsten Theile zertheilet werden, welche schwer wiegen und von sehr geringem Werthe sind. Die Verrichtung der Wechsler ist, daß sie diese Münze gegen Gold und Silber umsetzen; denn weil alle Lebensmittel sehr wohlfeil sind: so hat man beständig kleine Münze nöthig; und weil ihr Gewicht sehr beschwerlich ist: so will sich niemand mit einer so schweren Last beladen. Man geht mit einem Stücke Silbermünze von Hause, und ist sicher, daß man den Augenblick einen fertigen Wechsler antrifft, welcher die nöthige Münze zu den kleinen Ausgaben dafür giebt. Haben sie eine Menge Gold- und Silbermünze beysammen: so bringen sie solche den königlichen Einnehmern, die ihnen wieder anderes Kupfer- und Eisengeld dagegen geben. Diese Einnehmer sind heydnische Indianer oder Mahumedaner, welche den Zoll von allen Arten von Waaren heben, und Pächter des Königes sind. Denn die Portugiesen, welche sich alle für Edelleute ausgeben, verachten solche Aemter, von welchen sie glauben, daß sie nicht mit dem Adel und den Waffen bestehen können. Sie gehen auch niemals anders aus dem Hause, als entweder zu Pferde, oder in einem Palankin, und werden von einer Menge von Sklaven begleitet.

gleitet. Sie haben arabische oder persische Pferde, mit bengalischem und chinesischem Reutzeuge, welche mit Seide gesticket und mit Gold und Edelgesteinen besetzet sind. Die Portugiesen machen die kleinste Zahl der Einwohner aus. Sie kommen gemeiniglich mit einer elenden Bedienung dahin, und machen durch eine vortheilhafte Heurath daselbst ihr Glück. Die indianischen Weiber, welche die schlechten Eigenschaften derer kennen, die in Indien gebohren sind, heurathen viel lieber einen armen portugiesischen Soldaten, als eine reiche Privatperson aus ihrem Lande. Diejenigen Portugiesen zu Goa, welche acht Jahre lang die Waffen getragen haben, überreichen ein schriftliches Zeugniß ihres Dienstes, und der König ernennet sie zu ansehnlichen und einträglichen Aemtern, solche drey Jahre, und noch länger zu genießen, wenn es der König für gut hält. Aber sie bekommen sie nicht gleich, wenn sie dazu ernennet sind; sie rücken erst ein, wenn sie die Reihe trifft, und es trägt sich öfters zu, daß sie dieselben niemals erhalten. Selbst ihre Kinder, auf welche diese Gnade sich gleichfalls fortpflanzet, gelangen erst sehr spät dazu, weil alle diese Bedienungen nur nach dem Alter, wie sie gedienet haben, erlanget werden. Diese Arten von Ernennungen

sind

sind den Königen von Portugal große Hülfsmittel; denn weil sie nicht im Stande sind, so vielen Leuten zu belohnen, deren Sold sehr schwach ist: so unterhalten sie solche mit dieser angenehmen Hoffnung; und diese Gnadenerzeigungen, die von denen, welchen sie angewiesen werden, als eine ihrer wichtigsten Güter angesehen sind, werden öfters die Mitgabe ihrer Töchter, wenn sie solche verheurathen.

Außer den Sklaven und Mönchen, welche den größten Theil der Einwohner zu Goa ausmachen, unterscheidet man daselbst noch verschiedene Klassen der Bürger. Die Castizen, welche von portugiesischen Vater und Mutter gebohren sind; die Mestizen, die einen Portugiesen zum Vater und eine Indianerinn zur Mutter haben; und die eigentlichen Indianer, welche von beyderley indianischen Aeltern gebohren sind. Von den Castizen werden einige zu den vornehmsten Aemtern gezogen, die andern sind ordentliche Edelleute des königlichen Hauses, Neugeadelte, adeliche Kammerdiener, adeliche Kaufleute, adeliche Künstler und adeliche Soldaten. Sie tragen alle Degen an der Seite, gehen in Seide gekleidet, und erscheinen öffentlich mit eben dem ernsthaften Ansehen, und fast mit eben dem Gefolge, als die wirk-

lichen

lichen Adelichen. Bis auf einige, welche das Leder zu den Schuhen, und das Zeug zu den Kleidern zuschneiden, lassen alle andere ihr Handwerk von Sklaven verrichten. Sie erweisen einander unter sich viel Höflichkeit, und sie beobachten darinnen eine so große Genauigkeit: daß derjenige, der einem andern, welcher ihm seinen Besuch abstattet, nicht alle die Ehre erweiset, die der andere glaubet, daß sie ihm zukömmt; daß er ihm entweder nicht die Stelle giebt, die ihm gehöret, oder ihm nicht bis auf die Gasse begleitet; die strengste Wirkung seines Zorns zu fürchten hat, von welcher die Stockschläge die geringste ist. Es ist kein Castize, der nicht einen Sklaven habe, welcher ihm sein Parasol trägt. Die Kaufleute und Künstler sind durch die Gassen unterschieden, in welchen sie wohnen. Diejenigen, die Seide verkaufen, sind von denen unterschieden, welche gewirkte Zeuge feil haben; die Schuhmacher sind nicht ohne Unterscheid mit den Schlössern oder Schneidern u. s. w. vermenget.

Die Anzahl der Mestizen ist größer als der Castizen. Obgleich die Weiber, von welchen sie gebohren werden, fast ganz schwarz sind: so ist doch diese Farbe, durch die Heurath, welche sie mit den Europäern geschlossen haben, weni-

ger

ger dunkel geworden; der vierte Theil der Stadt bestehet aus Mulatten; (welche von einem Portugiesen und einer afrikanischen Schwarzinn entspringen.)

Die Indianer sind schwarz, tragen langes Haar, und sind entweder Christen, oder Mahumedaner, oder Heyden. Unter den ersteren giebt es Priester, Advokaten, Procuratores, Notarien, und Anwälde, welche für diejenigen sehr eifrig sind, die sich ihrer bedienen, und besonders Aerzte, welche sehr hochgeschätzet werden; aber keine Mönche. Denn obgleich der Erzbischof keine Schwierigkeit machet, ihnen die Priesterweyhe zu ertheilen: so weigern sich doch die Mönche sie in ihren Orden aufzunehmen. Die Mestizen werden dazugelassen: doch nicht bey den Jesuiten, welche nur diejenigen aufnehmen, welche von beyderseits portugiesischen Aeltern gebohren sind. Die Indianer zu Goa stammen von verschiedenen heydnischen Casten ab; und sie behalten ihre Gesinnungen und Gebräuche bey, nachdem sie von hoher oder niedriger Abkunft sind. Diejenigen, welche von den Banjanen oder Braminen abstammen, sind geschickt zu den Wissenschaften, lebhaft, arbeitsam und sinnreich; diejenigen hingegen, welche aus einigen von den verächtlichen Zünften

ten abstammen, von welchen ich verschiedene= male geredet habe: sind Diebe, Betrüger, Lügner, Faullenzer, und sehr böse Christen. Sie gehen nackend bis auf ein Stück Zeug, welches sie durch beyde Schenkel durchziehen, und an einer Schnur fest machen, welche ihnen statt des Gür=tels dienet. Ihr Handwerk, ist das Land zu bauen, zu fischen, zu rudern, und sich zu den nie=derträchtigsten und geringsten Verrichtungen ge=brauchen zu lassen. Sie sitzen und schlafen auf der harten Erde, leben von nichts als Reiß, und verlassen die Arbeit, wenn sie so viel verdienet ha=ben, daß sie eine Woche davon leben können. Man erzählet, daß, als die Portugiesen diese Län=der in Besitz genommen: die Einwohner ihre Götzen um Rath gefraget hätten, wie sie sich mit dieser neuen Völkerschaft betragen sollten. Die Antwort wäre gewesen, weil sie ihnen nicht die Spitze biethen könnten: so sollten sie sich wenig=stens stellen, als ob sie solche nicht verstünden, und wenn sie Reiß forderten, so sollten sie ihnen Wein geben, und wenn sie Wasser verlangten, so sollten sie ihnen Brodt bringen. Aber die Por=tugiesen fanden ein Mittel, die Indianer von die=ser Dummheit, vermittelst eines harten Bambus=rohres zu befreyen; welches die Wirkung that, daß sie auf das geringste Zeichen ihrem Willen gehorchten.

Die

Die heydnischen und mahumedanischen Kaufleute zu Goa, wohnen in einem abgesonderten Viertheel, und ihnen wird die öffentliche Religionsübung nicht verstattet. Unter den Sklaven sind viele Negres, welche die Portugiesen auf der afrikanischen Küste kaufen. Sie nehmen ohne Zwang die christliche Religion an, und ergeben sich auf den ersten Vortrag der Mißionarien. Indessen sieht man doch bisweilen von einigen die Grausamkeit sich einander selbst zu fressen, und ihre Pfeile gen Himmel zu schießen, wenn es donnert, um Gott heraus zu fordern, mit ihnen zu streiten. Es giebt auch Juden zu Goa, welche daselbst ihre Tempel und ihre Synagogen haben. Die andern Einwohner sind entweder fremde Indianer, welche sich die Freyheit erkaufen auf der Insel zu wohnen, indem sie eine Kopfsteuer bezahlen; oder Europäer, als Spanier, Deutsche, Italiäner, Engländer, Armenier: nur Franzosen habe ich daselbst nicht gesehen, außer einigen Jesuiten, welche zu Mißionen gebrauchet wurden.

Die Weiber in dieser Stadt lieben besonders die Europäer, und weil sie sehr beobachtet werden: so ist keine List, deren sie sich nicht bedienen, ihnen die Neigung, welche sie gegen sie haben, zu erkennen zu geben, und sie in ihre

Häuser zu locken. Eine dieser Ausschweifungen, welche man ihnen besonders Schuld giebt, ist, daß sie ihren Männern ein Getränke beybringen, durch welches sie in eine Art von Unsinnigkeit gesetzet werden. Sie singen, lachen, begehen tausend Thorheiten, ohne zu wissen was sie thun, noch was vor ihren Augen vorgeht, ob sie solche schon offen haben. Sie schlafen darauf einige Stunden; und dieser Zustand begünstiget das Vorhaben einer ausschweifenden Frau, welche ihrer verliebten Leydenschaft frey nachhängen will. Wenn der Mann erwachet: so glaubet er, daß er die ganze Zeit über geschlafen habe, und weiß nichts von dem, was in seiner Gegenwart vorgegangen ist. Die Mannspersonen, welche über den Widerstand einer tugendhaften Frau siegen wollen, dürfen nur eine von ihren Sklavinnen bestechen, welche sie in ihre Arme liefern wird, nachdem sie ihr dieses schädliche Gift hat zu sich nehmen lassen. Viele Mädchen haben sich schwanger befunden, ohne zu wissen, woher ihnen dieses Unglück gekommen ist. Man sagt, das Mittel, eine Person aus diesem unsinnigen Zustande sogleich wieder zu sich selbst zu bringen, wäre, daß man ihr die Fußsohlen mit kaltem Wasser benetzet; sie erwachet den Augenblick, als ob sie aus einem

tiefen

tiefen Schlafe käme. Die Pflanze, welche dieses giftige Getränke hervorbringt, wird Troa genennet, und wächst in ganz Indien in großer Menge. Man preßt den Saft heraus, wenn sie noch grün ist; oder man reibt den Saamen zu Pulver, und mischet ihn unter das Confect, oder unter das Getränke der Frau, die man verführen, oder des Ehemannes, den man hintergehen will.

Man sieht zu Goa weder die Frauen der Portugiesen noch der Mestizen auf den Gassen; wenn sie ausgehen, entweder die Kirche zu besuchen, oder sonst einen nothwendigen Besuch abzustatten: so lassen sie sich in ganz zugemachten Palankinen tragen, und dabey werden sie von so vielen Sklaven begleitet und beobachtet, daß es unmöglich ist, mit ihnen zu reden. Wenn sie sich öffentlich sehen lassen: so sind sie allezeit sehr herrlich gekleidet, und mit vielen Perlen und Edelgesteinen behänget. Aber zu Hause gehen sie mit bloßem Kopfe und Füßen, und haben blos ein sehr kurzes Hemde und einen kurzen Rock von gemaltem Kattune auf dem Leibe. Ihre Männer sind so eifersüchtig auf sie, daß sie es nicht leiden, daß eine Mannsperson mit ihnen rede, und wenn es auch ihr nächster Anverwandter wäre. Sie wissen aus

ihrer eigenen Erfahrung, daß die Gesetze der Anverwandtschaft eben so wenig geachtet werden als die Gesetze der Religion. Der beständige Müßiggang, in welchem die Weiber zu Goa leben, macht, daß sie einen Zeitvertreib in verliebten Beschäftigungen suchen. Sie thun nichts als Betel kauen, welcher sie vollends erhitzet, und sie noch begieriger nach den Ergötzungen in der Liebe machet.

Was Ihnen am sonderbarsten vorkommen wird, Madame, ist, daß in den liederlichsten Oertern und bey Handlungen, welche den guten Sitten höchst zuwider laufen, alle Christen des portugiesischen Gebiethes zu Goa, auch die öffentlichen Weibspersonen nicht davon ausgeschlossen, stets einen großen hölzernen Rosenkranz bey sich haben, welchen sie am Halse tragen. Wenn der Priester in der Messe die geweihete Hostie dem Volke zeiget: so heben sie alle ihre Arme in die Höhe und schreyen aus allen Kräften, Misericordia!

Das Volk zu Goa, welches von Natur sehr faul ist, liebet die öffentlichen Umgänge, und alles, was den Schein von Schauspielen hat, ungemein. Es versäumet seine wichtigsten Geschäfte über diese Arten von Feyerlichkeiten. Das Frohnleichnamsfest, welches wir nach Pfingsten feyern,

wird

wird hier den Donnerstag, acht Tage nach Ostern, gefeyert. Der häufige Regen, welcher im Brachmonate zu Goa fällt, würde die Processionen verhindern, zu welchen die Portugiesen so viele Neigung haben, und welche hier eher den Maskaraden als andächtigen Ceremonien ähnlich sind. Die Geheimnisse der Religion werden hier von verkleideten Personen und nachgemachten Thieren vorgestellet, welche die possierlichsten Tänze halten.

Einer der schönsten Umgänge zu Goa, ist die Procession des Rosenkranzes, bey welchem die Dominicaner-Mönche die Anordnung haben. Man sieht daselbst Triumpfwagen, Schiffe, und andere Machinen, mit Bildern in erhabener Arbeit, welche nach der Gewohnheit gekleidet und mit vielen Edelgesteinen gezieret sind. Sie sind von Spielleuten und vielen Personen, die nach dem Takte tanzen, begleitet.

Am Johannistage steigt der Unterkönig mit dem portugiesischen Adel in prächtiger Kleidung, aber ohne Maske, zu Pferde, und alle reiten zwey und zwey nach der Kirche. Nach der Messe begeben sie sich in gleicher Ordnung in die Straße, in welcher die Reitbahn ist, wo sie die Christen des Landes im Gewehr antreffen. Sie halten daselbst ein Ringelrennen, wo sich ein jeder bemühet,

Proben seiner Geschicklichkeit in Gegenwart einer Menge Damen abzulegen, welche auf Balkons oder Gerüsten erscheinen, die dazu besonders errichtet werden. Sie begleiten darauf den Unterkönig in seinen Pallast, wo sie durch einiges Tummeln der Pferde denselben eine Ehrenbezeugung erweisen; worauf sich denn ein jeder nach Hause begiebet.

Am Ende des Augustmonats ist in Goa der Gebrauch, in der Stiftskirche, und hernach dem Unterkönige, die Erstlinge der Früchte darzubringen; nämlich frischen Reiß in Aehren, welcher das beste Getraide und die beste Nahrung ist. Man machet aus Reißstroh die Figur eines Elephanten; man führet ihn durch die Stadt, und nach dieser Feyerlichkeit stellet man ihn an einen zu diesem Gebrauche bestimmten Ort, wo er stehen bleibt, bis im folgenden Jahre ein anderer an seine Stelle kömmt.

Ich darf einen Umgang nicht vergessen, welcher von einer andern Brüderschaft gehalten wird, die man die Brüderschaft von der Barmherzigkeit nennet. Diese Brüder, welche zween Särge bey sich haben, sammlen die Gebeine aller der Missethäter, die seit einem Jahre hingerichtet, und deren Leichnam unter den Galgen begraben worden. Man trägt sie in Procession

in

in eine Kirche, und nach einer hohen Messe um die Ruhe ihrer Seelen, begräbt man sie neben dem Altar.

Man hält auch einen Umgang während der Fasten, um die verschiedenen Leiden des Heilandes an den verschiedenen Orten, wohin er zur Zeit seines Leidens von seinen Verfolgern hingeführet wurde, sich ins Gedächtniß zu bringen. Man trägt einen Christum mit seinem Kreuze beladen herum; die Bußfertigen, die mit sehr prächtigen Säcken bekleidet sind, begleiten ihn paar und paarweise, mit Geißeln in den Händen und entblößtem Rücken, und geißeln sich mit vieler Ernsthaftigkeit, nach der angebohrnen Art der Nation. Die Proceßion hält an verschiedenen Oertern der Stadt stille, wo man Altäre aufgerichtet hat; und bey jedem Altare wendet sich der Christus nach dem Volke um, und spricht einige Worte aus, welche sich zu dem Umstande schicken, dessen Andenken man erneuern will. Alle Anwesende, deren Anzahl erstaunlich ist, zerfließen darauf fast in Thränen, und erheben ein großes Geschrey. Die Proceßion endiget sich sodann mit der Anbethung eines heiligen Schweißtuches.

Alle Freytage in der Fasten setzet man, nach einer Predigt, welche des Abends gehalten wird,

bey dem Scheine einer Menge Lichter, viele Bilder des Leidens Christi aus, die sich zu dem Inhalte der Predigt, welche man gehöret hat, schicken. Wenn sie z. B. von der Geißelung gehandelt hat: so wird dem Volke das Bild gezeiget, wie Pilatus Christum herausführet, nachdem er gegeißelt worden; man beweget dasselbe und wendet es von einer Seite zur andern. Das Tuch, mit welchem es bekleidet ist, fällt zu seinen Füßen herab, und die Wunden, mit welchem es bedecket ist, erregen die Thränen und Seufzer aller Zuschauer. Die Weibespersonen thun sich bey dieser Gelegenheit besonders hervor; sie fangen aus allen ihren Kräften an zu schreyen, hernach lassen sie ihre Mägde schreyen, daß ihnen der Athem entgeht, und wenn diese nicht so weinen, daß ihre Frauen damit zufrieden sind: so machen diese durch Schläge, daß sie wider ihren Willen schreyen müssen.

Die Portugiesen verknüpfen diese heiligen Handlungen mit dem Wucher, dem schändlichsten Meuchelmorde und häßlichsten Ausschweifungen. Die Bekanntschaft und der verliebte Umgang mit Frauenzimmern, nehmen gemeiniglich in der Kirche ihren Anfang, wo die Mädchen allezeit sehr geputzet erscheinen. Daselbst

selbst werden auch die ersten Anschläge zu Heurathen gemacht. Eine Mannsperson liset sich eine aus, die ihm gefällt, erkundiget sich nach ihrem Namen und ihren Umständen, hält um sie bey denenjenigen an, denen sie angehöret, und in wenig Tagen darauf wird die Hochzeit vollzogen.

Seit dem der Glanz von Goa mit dem Glücke der Portugiesen verschwunden ist: so sind die Familien, welche vor diesen reich waren, in äußerste Armuth gerathen, ohne gleichwohl etwas von ihrem Stolze zu verlieren. Man sieht Frauen und Mädchen vom Stande des Abends im verborgenen Almosen bitten. Sie sind in einem Palekis und warten unten an der Thüre, da indessen ein Bedienter, der sie begleitet, ein Kompliment von ihnen überbringt. Man schickt ihnen was man ihnen geben will, oder man bringt es ihnen selbst, wenn man die Neugierde hat, sie zu sehen. Sie haben gemeiniglich ein Zeugniß von einem Geistlichen, der ihre vergangene Reichthümer und ihre jetzigen elenden Umstände bezeuget. Man fängt darauf eine Unterredung mit ihnen an, und nöthiget sie, Ehren halber, auf eine geringe Collation herein zu kommen, welche bisweilen bis an den folgenden Tag dauert.

Nachdem ich von den verschiedenen Klassen der Einwohner zu Goa gehandelt habe: so muß ich nunmehr auch noch von denen reden, die sie regieren. Die Gewalt des Unterköniges erstrecket sich über alle Plätze in Indien, wo sich seine Nation niedergelassen hat. Er richtet alle bürgerliche und peinliche Sachen ohne weitere Appellation, nur diejenigen ausgenommen, welche die Religion und den Adel betreffen. Diese können von seinem Urtheile nach Portugal appelliren; aber er schickt sie als Gefangene und in Eisen geschlagen, nebst nöthigen Erläuterungen ihres Processes, dahin, wofern der König es nicht anders befiehlt. Achte machen den hohen Gerichtshof, oder den Rath aus. Sie tragen einen langen Habit, und einen Rock, der ihnen bis auf die Füße herabhängt, mit sehr weiten Aermeln, welche bis auf den halben Arm herab fallen, und große Perücken, wie man vor funfzig Jahren in Frankreich trug. Der Unterkönig, welcher das Haupt von diesem Gerichte ist, sitzet unter einem Himmel. Dieser Beamte läßt sich mit einer königlichen Pracht bedienen, speiset niemals außer seinem Pallaste, und nur der Erzbischof wird an seine Tafel gezogen. Wenn er einige von dem Adel des Landes, oder einen Fremden zu Gaste hat:

so speisen sie in einem abgesonderten Schranken, welcher in dem Speisesaale angebracht ist. Seine Regierung dauert nur drey Jahre; und ungeachtet seine Besoldung für einen Mann von seinem Stande sehr schwach ist: so gewinnet er gleichwol unermeßliche Reichthümer in dieser Bedienung, die kurze Zeit über, da er sie besitzet. Er geht mit allen Kammergütern nach seiner Willkühr um, und thut jährlich eine Reise von sechzig bis achtzig Stunden in der Runde herum, welche ihm große Summen einbringt. Die Geschenke, welche ihm die benachbarten Fürsten, die Statthalter und Unterbeamten machen, sind unschätzbar. Wenn ein neuer Unterkönig in Goa ankömmt: so steigt er in einer benachbarten Insel ans Land, von da er hinschickt, seinen Posten in Besitz zu nehmen. Sein Vorgänger läßt allen Hausrath des Pallastes hinweg schaffen, und sein Nachfolger muß ihn von neuem damit versehen.

Die Macht des Erzbischofs zu Goa stellet in Indien die Macht des römischen Stuhls vor; ausgenommen in Absicht auf die Jesuiten, welche keinen andern Oberherrn als den Pabst und ihren General erkennen, und deswegen seit langer Zeit mit ihm im Processe liegen. Außer den Einkünften, die mit der Würde eines Erz-

bischofs

bischofs und Primas von Indien verknüpfet sind, bekömmt er auch von der ganzen Geistlichkeit Geschenke, und einen ansehnlichen Theil der Güter, die von der Inquisition eingezogen werden; welches eine zwiefache unerschöpfliche Quelle der Reichthümer ist. Man erweist ihm fast eben dieselben Ehrenbezeugungen als dem Unterkönige. Er speiset öffentlich, mit eben der Pracht, und vermenget sich eben so wenig mit dem Adel. Ein Bischof, der unter ihm steht, stattet für ihn die Besuche ab, und versieht in seinem Namen die vornehmsten Verrichtungen in seinem Gebiethe.

Wenn heut zu Tage, da die Macht der Portugiesen so beträchtlich in Indien abgenommen hat, der Erzbischof in Goa sich noch ein solches Ansehen von Größe giebt, als nur gekrönten Häuptern zukömmt: so können Sie, Madame, daraus schließen, von was für Wichtigkeit nicht diese ansehnliche Stelle in seinem größten Flore gewesen seyn müsse. Sie werden um die Ursache dieser Abnahme fragen, und warum ein Volk, welches aus Lissabon den allgemeinen Haven für die europäischen Waaren, und aus Goa den Hafen für alle Handelsleute von Asien gemacht hatte, diese unerschöpflichen Quellen, welche heut zu Tage so viele andere Völker-

schaf-

schaften bereichern, in andere Hände habe kommen lassen? Die Entdeckung von Brasilien, kann wohl hierzu etwas beygetragen haben. Es scheint, weil sie daselbst einen größern Vortheil gefunden: daß sie verabsäumet haben, hinlängliche Macht nach Indien zu schicken, um ihre Besitzungen zu erhalten, und noch mehr neue zu erlangen. So viel ist gewiß, daß der König von Portugal, vielmals des Sinnes gewesen ist, dieses Land gar zu verlassen; und er würde es auch vielleicht gethan haben: wenn die Missionarien ihm nicht vorgestellet hätten, daß alle Christen in diesen Gegenden sodann zur Abgötterey, und zum mahumedanischen Glauben zurückkehren würden. Das, was heut zu Tage den Portugiesen in Indien noch übrig ist, beträgt so wenig, daß es ihnen vielmehr zur Last wird, als daß sie Nutzen davon haben sollten. Nächstdem ist das Verhalten dieses Volks gegen die bezwungenen Nationen, eine zweyte Ursache der Abnahme; wie ich es mit dem eigenen Zeugniße der Vernünftigsten unter ihnen beweisen kann. Folgendes sagte mir vor kurzem ein Mann, welcher gute Kenntniß davon hatte, und dessen eigene Worte ich hier anführen will: „Die Indianer seufzeten „unter der portugiesischen Herrschaft; welche

„sie

„ sie als eine eben so ungerechte als unerträg-
„ liche Tyranney ansahen. Sie waren weder
„ Herren von ihren Städten, noch Ländern, noch
„ Gütern, noch über ihren Handel und ihre
„ Personen. Sie blieben nur in solcher Dienst-
„ barkeit, weil sie nicht Herz genug hatten, die
„ Waffen zu ergreifen, um sich zu befreyen,
„ oder weil sie die gefährlichen Folgen eines
„ Aufruhres fürchteten, welcher vielleicht nicht
„ gelingen könnte. Die Holländer wußten sich
„ diese allgemeine Unzufriedenheit zu Nutze zu
„ machen. Die Staatsklugheit, der Stolz, eine
„ Gährung von Feindschaft, die Verschiedenheit
„ der Religion, die Hoffnung eines großen und
„ gewissen Glückes, bewogen, sie dem Scheine
„ nach, gegen die Indianer zum Mitleiden; sie
„ bezeigten ihnen, daß sie ihre traurige Knecht-
„ schaft wohl einsähen, und bothen sich an, ihnen
„ zu ihrer Befreyung behülflich zu seyn; sie ver
„ sprachen für sie eben so viel Gelindigkeit und
„ Billigkeit zu haben, als sie Ungerechtigkeit und
„ Strenge von Seiten der Portugiesen erfahren
„ hätten. Es wurde demnach dieser ihr Unter-
„ gang beschlossen; aber obgleich die Indianer
„ neue Herren bekamen: so gelung es ihnen doch
„ nicht, sich ein viel gelinderes Schicksal zu ver-
„ schaffen. „ So viel ist gewiß, Madame, und

Sie

Sie haben es aus einigen meiner Briefe sehen können, daß die portugiesische Nation keine furchtbareren Feinde, für ihren Handel im Orient haben könnten, als die Holländer. Er ist heutiges Tages, dergestalt zu Grunde gerichtet: daß jährlich kaum noch zwey Kauffardeyschiffe aus Indien in den Haven von Lissabon einlaufen. Diese Verringerung der Macht, ist von den Andächtigen dem geringen Eifer der Portugiesen für die Religion, und von andern ihrem unersätlichen Geitze beygemessen worden. Sehen Sie, Madame, welchen Bildes man sich bedienet hat, die doppelte Ursache ihres Unterganges auszudrücken. Man sagte: die Portugiesen wären nach Indien, mit dem Kruzifixe in der einen, und dem Degen in der andern Hand gekommen; so bald sie aber sehr vieles Gold gefunden: hätten sie das Kruzifix auf die Erde geworfen, um ihren Beutel zu füllen, und den Degen beständig in der Hand behalten, um ihn zu vertheidigen. Da sie ihn nachhero, seiner großen Schwere wegen, nicht mehr mit einer Hand halten können: so hätten sie den Degen wie das Kruzifix weggeworfen, um dieses schätzbare Metall desto gemächlicher fort zu bringen Es wäre sodann den andern Nationen nicht mehr schwer gewesen, sie zu überwinden und auszuplündern.

Indem ich alles das nach der Reihe hier erzähle, was die Stadt Goa betrifft: so habe ich zum Beschlusse meines Briefes einige Anmerkungen über das benachbarte Königreich **Visapur** aufbehalten, wohin ich eine Reise zu Lande in Gesellschaft einiger Jesuiten gethan habe, welche als Missionarien dahin giengen. Weil ich den andern Tag nach unserer Abreise mich nicht recht wohl befand: so ließ ich mich drey Stunden weit in einem so genannten **Netze** tragen, dessen man sich sonst hier nur auf dem Lande bedienet. Es sind wirkliche Netze aus Stricken, welche man an beyden Enden zusammen bindt, und welche zwo oder vier Personen, vermittelst einer Stange, die an beyden Enden des Netzes feste gemachet ist, als einen Palankin auf ihren Schultern tragen. Es hat nur die Länge eines Mannes; ist aber so weit, daß wenn man es in der Mitte eröfnet, man sich bequem mit einem Küssen unter dem Kopfe ausstrecken kann, ob man gleich etwas gekrümmet liegen muß; in dem der Leib sich nach der Mitte zu senket, und Kopf und Füße gegen die beyden Enden sich etwas erheben. Um sich vor den Regen zu schützen, bedecket man sich mit einer gewissen kleinen trockenen Matte aus Palmenblättern, welche die Träger sehr geschickt über die Stange ausbreiten,

ten, an welcher das Netz hängt. Diese Matte hängt von beyden Seiten herab, und hat kleine Oeffnungen, welche man aufmachen oder bedecken kann, wenn man die Aussicht auf das Feld haben, oder verdeckt liegen will.

Ich will Ihnen nicht die Städte, Flecken und Dörfer erst nennen, durch welche wir kamen, ehe wir in **Visapur** anlangeten, das seinen Namen dem alten Königreiche **Dekan** gegeben hat, davon es die Hauptstadt ist. Diese Stadt ist eine der größten von Asien. Sie hat fast fünf Stunden im Umfange, wenn man die fünf großen Vorstädte dazu rechnet, welche sie umgeben. Ihre Mauern sind sehr hoch, aus gehauenen Steinen erbauet, mit einem großen Graben, und mit vielen Bollwerken umgeben, auf welchen Kanonen von allen Arten von Kaliber stehen. Mitten in der Stadt ist der Pallast des Königes, welcher ebenfalls mit Graben und Mauern umgeben, aber inwendig ganz schlecht ist, und nichts merkwürdiges enthält. Die Häuser sind alle nur von Holze, Erde oder Strohe erbauet, und die Thüren so klein, daß man sich bücken muß, wenn man hinein gehen will. Obschon der Fürst ein Mahumedaner ist: so sind doch die Einwohner, welche fast nur aus Goldschmieden oder Webern, bestehen,

Heyden. Vor diesem waren die Könige von Visapur frey, und von niemand abhängig: aber die mogolschen Kaiser haben sie gezwungen ihrem Reiche zinnsbar zu seyn. Und unter dem Vorwande dieses Tributs, kann das Volk durch harte und beständige Arbeit kaum so viel erwerben, als es nöthig hat, die verschiedenen Schatzungen zu bezahlen, mit welchen es beschweret ist. Man treibt überall einen starken Handel daselbst: aber niemand wird durch demselben reich. Die Holländer ziehen eine große Menge Pfeffer daher, welcher im Ueberflusse vorhanden ist; und sie selbst werden sehr wohl im Lande aufgenommen. Ich traf daselbst einige wieder an, welche ich schon in Ceylan gesehen hatte, und unternahm mit ihnen eine Reise in das Gebirge von Gate, welches nicht weit von Visapur entfernet ist. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen an die Unterredung, welche wir mit einem Braminen gehabt haben, der den Dienst bey einer kleinen Pagode, am Fuße eines dieser Berge, versah. Er ist ein ehrwürdiger Greiß, welcher mit den Europäern vielen Umgang gehabt, und die Höfe, der indianischen Fürsten besuchet hat. Eine Neigung zur Weltweisheit, welche bey diesen Götzendienern so wenig gemein ist, hat ihn einen Ekel

vor

vor der großen Welt erweckt; und aus Liebe zur Freyheit, hat er seinen Aufenthalt bey einem beherzten und freyem Volke gewählet. Man hatte gegen uns öfters zu Visapur von diesem verehrungswürdigen Manne geredet; unsere Ankunft befremdete ihn gar nicht. Er empfieng uns mit derjenigen edlen Einfalt, welche einem hohen Alter eigen ist, das sich mit der Kenntniß der Menschen und der Tugend vereiniget. Er nöthigte uns, das Mittagsmahl bey ihm, nicht aber mit ihm, einzunehmen; denn Sie wissen, Madame, daß die Religion dieser Völker nicht erlaubet, mit Fremden zu essen oder zu trinken: es ist ihnen sogar verbotten, sich jemals eines Hausrathes zu bedienen, welches diese gebrauchet haben. Er ließ uns daher statt der Schüsseln und Teller, große Blätter vorlegen, auf welche man Reiß mit Salz in Wasser gekocht, gethan hatte; zur Seiten stand ein kleines Gefäße von Palmenblättern, welches mit vortreflicher Butter angefüllet war, die statt der Würze dienen sollte. Man brachte uns, auf eben dergleichen Blättern, alle Arten von Früchten des Landes und Confekt. Wir bekamen aber kein Brodt, weil man hier niemals welches ißt, und der Reiß dessen Stelle ersetzet. Nachdem wir gespeiset hatten: ward man ge-

wahr, das die verschiedene Gerichte, welche uns waren vorgesetzet worden, fast völlig übrig geblieben waren; und weil ihre Religion solche weder anzurühren noch aufzubehalten erlaubet: so theilte man sie unter einige Christen Sklaven aus, welche wir bey uns hatten. Und über dieses, als wir den Ort verließen, wo wir gewesen waren: so ließ man die Stelle, welche wir eingenommen hatten, mit ein wenig Kühmiste, den man zu diesem Gebrauche fertig hielt, abreiben und glatt machen; denn man hält sich für verbunden, alle Oerter auf diese Art zu reinigen, wo ein Fremder oder ein Indianer von einer andern Sekte, gesessen hat. Die Gewissenhaftesten, treiben zuweilen diesen Aberglauben so weit, daß sie einen, den sie für unrein halten, eher vor Hunger würden umkommen lassen, als daß sie sich zu ihm nahen sollten, um ihm einige Hülfe zu leisten. Aber unser Bramine beobachtete von allen diesen Gebräuchen keine, als nur diejenigen, deren er sich unmöglich entschlagen konnte, ohne dem Volke ein Aergerniß zu geben. Unser Stand als Ausländer, und besonders als Europäer, die er sehr liebete, schien ihn vergnügter zu machen; er begleitete uns auf die Spitze der Berge, davon er uns versicherte, daß das Auge die schön-

sten

sten Gegenden in der Natur entdeckete. Ich fand daselbst noch einen größern Vortheil in dem Umgange eines Mannes, der in den Sitten und Gebräuchen dieses Landes so erfahren war.

Nach einigen herumschweifenden Fragen und allgemeinen Anmerkungen, über die Reisen, die Fähigkeit, und dem Charakter der Nationen, über die Stiftungen der Monarchien und die verschiedenen Regierungsarten, sagte er zu uns: „Blos hier sehen sie wirklich freye Menschen; „sonst überall habe ich nichts als Sklaven angetroffen. Sehen sie diese Berge, welche sich „in die Länge der beyden Königreiche **Carnate** „und **Visapur** erstrecken, und die Halbinsel „von Indostan in ihrer ganzen Länge von Norden gegen Süden durchschneiden; dieß ist ein „Zufluchtsort, den wir uns, seit dem Einfalle „der Mogolen unserer Ueberwinder, verschaffet „haben. Da wir gezwungen waren, ihnen die „fruchtbaren Ebenen zu überlassen, welche wir „bewohneten: haben wir uns in diese wüsten „Gebirge zurück gezogen, wo wir zwar armselig, aber in einer Freyheit leben, welche uns „aller unserer andern verlohrnen Güter wegen, „tröstet. Der Nutze, die Religion und das „gemeinschaftliche Unglück, verknüpfen alle

„unsere Fürsten mit einander, welche nicht „unterlassen, mit dem ehemaligen Unterdrücker „unserer Freyheit, Krieg zu führen. Sie thun „beständige Streifereyen in die Länder des „großen Mogols, welcher, ungeachtet aller sei„ner Macht, uns noch nicht unter sein Joch „hat bringen können. Die Mahumedaner „achten uns als Unmenschen und Räuber: aber „diejenigen, welche uns besser kennen, loben „unsere Sanftmuth und unsere Treue. Ich „erkühne mich zu sagen: daß man unter uns „die alten Gebräuche, die Gesetze und vortref„lichen Sitten unserer Vorfahren, noch in aller „ihrer Reinigkeit, herrschen sieht. Wir leben „in einer vollkommenen Eintracht; wir lieben „unsere Oberhäupter, welche wir mehr für „Väter einer zahreichen Familie, als für Für„sten halten. Ein jeder folget in der Stille der „Religion, zu der sich sein Stamm bekennet, „und verdammet die Religion der andern nicht. „Die verschiedenen Sekten, welche unsern Got„tesdienst trennen, sind so wenig bemüht, Neu„bekehrte zu machen: daß ein Mensch, welcher „die seinige verlassen wollte, in eine andere nicht „würde aufgenommen werden. In unsern „Kleidungen und in unsern Wohnungen, wird „nur das Nothwendige in Betrachtung gezo„gen;

„gen; wir bedienen uns der einfachsten Spei-
„sen, des Reißes, der Milch, der Früchte und
„Wurzeln, welche wir allezeit auf einerley Weise
„zurichten. Das Wasser ist das einzige Getränke
„bey Leuten von ehrbarem Stande; das gemeine
„Volk trinkt bisweilen Arack: aber niemals in
„solchem Uebermaße, daß er trunken davon
„wird; dieses Laster wird bey uns verabscheuet.
„Wir sind eben so weit auch von den Zänke-
„reyen, dem Schwören, und den Lästerungen
„entfernet, und unsere Sitten sind von den Sit-
„ten der anderen Menschen unterschieden; denn
„wir stellen uns vor, daß alle Einwohner der
„Erde überhaupt grausam und gottloß sind.„

Ich bemühete mich vergebens, ihn von einem Vorurtheile zu befreyen, welches die, von den Arabern, Mogolen, und Portugiesen verursachten Verwüstungen, zum Unglücke nur zu sehr bewiesen hatten. Aber, ob ich ihm gleich seinen Irthum nicht nehmen konnte: so hatte er doch zum wenigsten die Gefälligkeit, daß er mir alle die Fragen beantwortete, welche ich, in Ansehung der Sitten der Bergbewohner, an ihn that, von denen er mir ein so vortreffliches Bild gemacht hatte. Ich erfuhr von ihm, daß es bey ihnen gewöhnlich wäre, sich niemals anderer Waffen, als derjenigen zu bedienen, womit

sie in ihrer Jugend umzugehen gelernet haben. Einige fechten blos mit dem Degen, andere mit Degen und Schilde, einige mit der Lanze, und andere mit Bogen und Pfeilen; die Fertigkeit, die sie darinn erlanget haben, macht sie furchtbar.

Die Art mit der man die Kinder in den Schulen unterrichtet, ist noch etwas, welches der Bramine mich bemerken ließ. Nach unserer Rückkunft vom Gebirge, zeigte er mir deren vier oder fünf in dem Vorhofe des Tempels, welche von ihrem Lehrmeister einerley Lection gelernet hatten. Aus Furcht sie zu vergessen, sang eins eine Zeile davon nach einer gewissen Melodey, und schrieb sie zu gleicher Zeit auf den Fußboden, auf welchen sie sich in die Runde herum gesetzet, und den sie deswegen mit sehr feinem Sande bestreuet hatten. Nachdem eines von diesen Kindern diese erste Zeile im Singen geschrieben hatte: so wiederholten und schrieben sie die andern alle zugleich. Darauf fieng es eine neue Zeile an, welche seine Mitschüler gleichfalls wiederholten; und so allezeit wechselsweise fort, bis die Lection zu Ende war. Wenn auf den Fußboden kein Platz mehr zum schreiben übrig war: so fuhren sie mit der Hand darüber und streueten anderen

Sand

Sand darauf, wenn es nöthig war, um neue Buchstaben darauf zu machen; und so fuhren sie fort, so lange die Zeit dauerte, die ihnen zum Studiren war gegeben worden. Auf diese Art lernen die Kinder, ohne Bücher, Papier, Feder und Dinte, lesen und schreiben.

Der Gebrauch, die Fußböden mit Kühmiste zu reiben, und die Wände damit zu überziehen, wird nirgends so allgemein beobachtet, als bey den Indianern auf dem Gebirge von Gate. Ich schrieb diese Gewohnheit einer abergläubischen Ceremonie ihrer Religion zu: aber der Bramine sagte zu mir, daß diese Bergbewohner nur auf die Dauer, die Zierde, und Reinlichkeit ihrer Wohnungen sähen. Weil sie sich nicht, wie wir, fester zugehauener Steine bedienen: so arbeiten sie ihre Breter nur oben hin, und machen sie dadurch fester und glätter, wenn sie solche mit diesem Miste überziehen; welcher mit Wasser angefeuchtet wird, wenn er trocken ist, und ohne Wasser gebrauchet wird, wenn er frisch ist. Indem sie ihn mit der Hand oder mit einer Kelle anwerfen: so machen sie ihre Zimmer fest, glänzend und grün von Farbe; weil sich die Kühe auf diesen Bergen von nichts als von Gras nähren. Diese Tünche hat noch die Bequemlich-

keit, daß sie geschwind trocknet, und das man den Augenblick nachher, wenn sie aufgetragen ist, darüber weg gehen kann. Es ist wahr, man muß sie zum wenigsten alle Woche neu anstreichen; aber es ist eine sehr leichte Sache, und von geringen Kosten; und dergleichen geglättete Fußböden, sind außerdem von besonderer Kraft gegen die Pest.

Es war sehr schön Wetter, als wir von dem Braminen Abschied nahmen; und obschon die Sonne auf dem Puncte war, unterzugehen: so giengen wir doch noch über vier Stunden, bis zu einem kleinen Flecken, wo wir uns schon vorher aufgehalten hatten. Wenig Tage nach unserer Ankunft in Visapur, reiseten wir wieder von da weg, um einige andere Städte dieses Königreiches zu besehen.

Graen wird von einem großen Flusse in zween Theile getheilet, davon jeglicher eine ansehnliche Stadt vorstellen könnte. Der König von Visapur hielt allda eine Jagd, welcher wir beywohneten. Ich erfuhr daselbst, daß die Ehrfurcht der Indianer für ihre Oberherren, ihnen nicht erlaubet, etwas zu gleicher Zeit mit dem Könige anzurühren. Wenn man ihm einen Degen oder eine Lanze darreichet: so muß man sie aus der Hand fahren lassen, ehe sie der

Fürst

Fürst in die seinige bekömmt. Auf diese Weise sah ich dem Könige eine Flinte geben; man setzte die Kolbe nahe bey dem Fürsten auf die Erde, und stieß, ganz sachte mit der Hand, den oberen Theil der Flinte in die Hand des Monarchen, welche offen war, sie zu empfangen.

Myrsie ist nur sechs Stunden von Graen entfernet, und eine sehr weitläuftige, aber wenig bevölkerte Stadt; wir sahen daselbst zwey berühmte Gräber, welche allen Einwohnern des Landes, ein Gegenstand der Verehrung sind; ich wohnete der Aufnahme eines indianischen Mönches, in den Orden der Vornehmen, daselbst bey. Andere heydnische Mönche führeten ihn in Procession durch die Stadt; hinten und vorn und auf den Seiten, gieng ein Haufe Tänzerinnen, Soldaten, und Spielleute. Der aufzunehmende Mönch saß weiß angekleidet, mit zween Parasols, in einem Palankin. Die vornehmste Tänzerinn, welche allezeit gegen ihn zugekehret war, machte tausenderley Springe mit ungemeiner Fertigkeit. Die Andächtigen kamen, und warfen sich den Geistlichen zu Füßen, die dem Palankin folgeten. Weil aber derselben eine große Anzahl war, und es lange Zeit gebrauchte, allen die Füße zu küssen: so blieben sie sehr ernsthaft stehen, um es jedermann zu erleichtern,

tern, diese Ceremonie zu verrichten. Sie stunden sehr steif aufgerichtet, und hatten das Ansehen als Leute, welche Entzückungen haben. Sie hielten verschiedenemal still, bis sie an das Haus des neuen Mönchs kamen; und man tanzte noch vor seiner Thüre, wo er alsdann alle seine Mitbrüder beurlaubte.

Aurengabad ist eine ziemliche Handelsstadt, die aber nicht mit Mauern umgeben ist. Unter vielen andern schönen Gebäuden bewundert man daselbst vornämlich eine Moschee, die der mogolsche Kaiser Aurengzeb daselbst hat bauen lassen, daß sie einer von seinen Gemahlinnen, die in dieser Stadt gestorben war, zum Grabe dienen sollte. Man treibet zu Aurengabad einen ansehnlichen Handel, welcher viele fremde Kaufleute dahin zieht. Wir wurden daselbst von einigen Engländern sehr wohl aufgenommen, welche uns verschiedene Tage bey sich behielten. Weil man nichts suchte als uns zu vergnügen: so brachte man eine Tänzerinn zu uns, welche dazumal in großem Rufe war. Diese Frau stand aufrecht auf einem Fuße, und drehete mit dem andern in unglaublicher Geschwindigkeit, und eine ziemliche Zeit lang einen Reifen herum, ohne daß derselbe die große Zähe verließ, die ihm die Bewegung gab. Mittlerweile,

weile, da sie mit dem einen Beine also beschäftiget war, warf sie mit einer Hand zwo kupferne Kugeln in die Luft, welche sie wechselsweise fieng, ohne jemals zu fehlen. Alles geschah nach dem Tacte der Instrumente; und so trieb sie dieses Spiel, da indessen ein alter Mann, der neben ihr stund, einige indianische Worte ihr nach dem Tacte vorsung, welche frisch, munter, bedeuteten. In demselben Augenblicke langte ein ganzer Hause Tänzerinnen, von ihren Männern begleitet, an, die uns einen Tanz nach ihrer Art sehen ließen. Sie erschienen in schönen gestückten Kleidern, und tanzten nach dem Schalle ihrer Klappern (Castagnetten). Sie fiengen ihre Tänze ganz langsam an, und indem die Bewegung unvermerkt zunahm: so wurde sie heftig, und druckte die verschiedenen Leidenschaften gut genug aus. Wir sahen alsdann die Vorstellung einer Schlacht, wo man mit solcher Wuth zum Handgemenge kam, daß es mehr Wirklichkeit als Vorstellung war. Der Herr der Bande, der sie alle führete, ahmte im Tanzen, mit einem Dolche, die Stellung eines Soldaten nach, welcher einen andern in einem Handgemenge ersticht.

Es giebt wenig Städte in dem Königreiche Visapur, welche uns nicht ein Schauspiel oder

einen

einen anderen besonderen Zeitvertreib verschaffet hätten. Die gewöhnlichsten waren inzwischen entweder heydnische Proceßionen, oder doch andere Feyerlichkeiten dieser Art. Diese Länder sind vornämlich wegen ihrer vielen Pagoden merkwürdig, in welchen man nichts als ungeheure oder unzüchtige Bilder sieht. Zu Bedir, welches der Schauplatz von unzähligem Aberglauben ist, habe ich in einem Tempel das Bild einer Weibsperson gesehen, welche ihre Kleider vorn aufhob, und den Vorbeygehenden auf eine gezwungene Art dasjenige zeigte, was die Schaam jedermann zuzudecken befiehlt. Desgleichen sah man allda das Bild einer Manns- und einer Weibsperson, welche sich in der unanständigsten Stellung einander umarmeten. Kurz, nichts ist in ganz Indien gemeiner als diese Arten von Vorstellungen, welche Sie mir nicht weiter zu erwähnen erlauben werden. Ich will auch alle Umgänge dieser Götzendiener, die abergläubischen Gebräuche und die Opfer übergehen, welche täglich an einigen der Oerter wiederholet werden, welche diese Völker bewohnen. Ich will nur eines Festes gedenken, zu welchem mich einer von den Braminen führete. Es wurde von einem Haufen junger Mädchen gefeyert, welche nach ihrer Art sehr wohl gekleidet

waren;

waren; nämlich mit einem Stücke geblümten Zeuge, welcher von dem Gürtel bis auf die Füße herunter hieng, und mit einem andern, welcher sehr geschickt auf den Schultern zurecht geleget war. Ihr Kopf war mit gelben und weißen Blumen gezieret, welche gleichsam so viel Edelgesteine in ihren Haaren zu seyn schienen, und diesen jungen Dirnen viele Annehmlichkeit gaben. Jede von ihnen hielt zween kleine Stöcke in der Hand, welche sie abgemessen und nach dem Tacte, bey dem Klange der Trommeln und vieler Instrumente, welche sie begleiteten, aneinander schlugen. Eine aus dem Haufen sang allein ein Stück von einem Liede, dessen Schluß von allen zusammen in eben dem Tone sieben oder achtmal wiederholet wurde. In dieser Ordnung rückten sie bis an den Tempel fort, dahin sie von ihren Müttern und alten Anverwandten begleitet wurden, die sie nicht aus dem Gesichte ließen. Nachdem sie noch vor dem Tempel, zur Ehre der Göttinn, welche das Weibsvolk hier als ihre Schutzgöttinn ansieht, getanzet hatten: so begaben sie sich in eine Art von öffentlichem Garten, dahin wir ihnen folgeten; daselbst trenneten sie sich in verschiedene Banden, und fiengen von neuem zu tanzen an. Diese Tänze bestehen in nichts als in einem langsamen Drehen, dabey sie beständig

mit

mit ihren kleinen Stöcken, wie mit Castagnetten oder Klappern spielen, und sich bücken, indem sie die Beine auseinander thun, als wenn sie sich niedersetzen wollten, und ohne Aufhören den Schluß des Liedes singen. Jede Gesellschaft erwählet sich darauf den angenehmsten Ort des Gartens, um daselbst ihre Abendmahlzeit zu halten. Sie luden uns alle ein, nicht mit ihnen zu essen, denn sie lassen keinen Fremden an ihren Tisch: sondern daß wir von dem, was sie vor sich stehen hatten, nehmen sollten, was uns beliebte. Diese Arten von Auftritte sind sehr oft, während meiner Reise, vor meinen Augen wiederholet worden. Fast der ganze Gottesdienst, welchen diese Völker ihren Götzen erweisen, besteht aus nichts als Concerten, Umgängen, Gastereyen, Gesängen und Tänzen. Sie setzen ihnen zu essen vor, baden sie, opfern ihnen Weihrauch und Betel, putzen sie mit Sandelholz aus, führen sie spazieren; und ob sie schon zu allen diesen Gebräuchen sich mit vielem Eifer und Ehrfurcht anschicken: so sind dem ungeachtet die Tänzerinnen allezeit der Hauptzierrath davon.

Nach meiner Rückkunft in Goa machte ich mir die Gelegenheit zu Nutze, welche sich beständig darbiethet, einige Reisen in verschiedene Seestädte zu thun, die nun nicht mehr den Indianern

zuge-

zugehören; dergleichen Mingrola, welches die Holländer besitzen, Chaul und Daman, welches die Portugiesen haben, Basaim und Bombai, welches den Engländern gehöret, sind. Alle diese Städte sind blos ihres Handels und ihrer Pagoden wegen merkwürdig. Die Landeserzeugungen sind fast eben dieselben als zu Goa, das in der Nachbarschaft ist. Ich habe daselbst besonders dasjenige gesehen, was die Portugiesen den traurigen Baum nennen, weil er nur des Nachts blühet. Wenn die Sonne untergeht, so sieht man keine Blüthe daran; und eine halbe Stunde nachher ist er ganz damit bedecket. Sie duften einen lieblichen Geruch von sich, aber sie dauern nur so lange bis auf dem Augenblick, da die Sonne anfängt auf den Baum zu scheinen; darauf fallen einige ab, andere schließen sich wieder zu, und dieses währet das ganze Jahr hindurch. Dieser Baum ist fast so groß als der Pflaumenbaum, und sein Laub gleicht den Orangenblättern. Man setzet sie gemeiniglich in die Höfe der Häuser, um Geruch und Schatten von ihm zu haben. Er wächst sehr geschwind, und treibt eine Menge Sprößlinge aus der Wurzel hervor, welche eben so viel Blüthen als die längsten Aeste des Baums tragen, ob sie gleich nur ungefähr drey

Fuß hoch sind. Die Portugiesen machen eben den Gebrauch davon als von dem Safran, sowohl zu ihren Speisen als zum Färben.

Die Natur bringt sonst zu Goa und den umliegenden Gegenden fast eben dieselben Dinge hervor, als man auf der ganzen malabarischen Küste und in den übrigen Indien findt; ich will daher nichts davon in diesem Briefe sagen, welchen ich nöthigerer Verrichtungen wegen schließe. Da man sich anschicket, die Schiffe nach den maldivischen Inseln zu laden: so muß ich auf meine Abreise bedacht seyn. Man versichert mich, daß ich daselbst ein Schiff nach Siam oder nach den benachbarten Inseln antreffen werde.

Ich bin ꝛc.

Goa, den 2ten Octobr. 1742.

Ende des dritten Theils.

Vers

Verzeichniß

der in diesem Theile befindlichen Materien.

Der 29. Brief.

Ormus, Diu, und Surate.

Die Stadt Sues: ihr Haven 2
Das rothe Meer will man mit dem mittelländischen vereinigen: wo die Kinder Israel durchgegangen 3
Die Stadt Tor 5
Klippen im rothen Meere 6
Der Haven von Suaquen: ein gefährlicher Wind auf dem rothen Meere: die Meerenge von Babelmandel: die Insel Sokotra 7
Die Sitten ihrer Einwohner 8
Ihre natürlichen Landeserzeugungen 9
Der Meerbusen von Ormus 10
Die Stadt dieses Namens 11
Nachricht von dieser Stadt 12
Die Stadt Gomron 13
Die Insel Kismisch 15
Der Handel zu Gomron 16

Die Belagerungen der Stadt Diu: außerordentliche Tapferkeit der Weibspersonen in dieser Stadt 18
Heldenmuth einiger Portugiesen bey den Belagerungen von Diu 20
Triumph des Johann Castro, der diese Stadt vertheidiget hat 21
Die Stadt Surate in der Provinz Guzurate 22
Ausführliche Nachricht von dieser großen Stadt: Regierungsform daselbst 26
Ihre verschiedenen Einwohner, und besonders die Engländer. 28
Maaße, Gewichte und Münzen von Surate 31
Gewöhnliche Krankheiten in diesem Lande 33
Spaziergänge um Surate 34
Ein Krankenhaus für die Thiere 36
Natürliche Landeserzeugungen von Surate 39

Der 30. Brief.

Das Reich des Groß-Mogols.

Die Stadt Broitschia 41
Die Stadt Brodra: in deren umliegenden Gegenden wird viel Lack gefunden 42
Die Stadt Amadabad 43
Heydnische Gebräuche daselbst 45
Handel zu Amadabad: ihre Einkünfte, und worzu sie angewendet werden 46

Statthalter dieser Stadt 47
Seine Strenge gegen einige öffentliche Tänzerinnen 48
Grabmäler um Amadabad 49
Das Grab eines Vaters, der mit seiner Tochter Blutschande getrieben 50
Spaziergänge um Amadabad 51
Affen dieses Landes 52
Papageyen dieses Landes und andere Vögel 53
Andere Thiere der Provinz Guzurate 54
Krokodille, und eine Beschreibung von diesen Thieren 55
Die Stadt Cambaya 57
Schöner Garten in der Provinz Guzurate: die Stadt Bisangatan 59
Die Stadt Petain: Sitten und Gebräuche der Einwohner von Guzurate 60
Ihre Religion 61
Kleidung der Weiber in dieser Provinz 62
Kleidung der Mannspersonen 63
Die Indianer, welche man Banjanen nennet: ihre Religion und Götzenbilder 64
Sitten dieser Völker: die Banjanischen Priester 66
Ihre Hochachtung gegen die Thiere 67
Ihr Aberglaube bey den Finsternissen 69

Verschiedene Sekten der Banjanen: Sekte der Deurowathen 70
Sekte der Samarathen 72
Sekte der Bisnoen 74
Sekte der Gonghys und Fakirs 75
Aberglaube der Banjanen 78
Banjanische Gelehrten und Lehrer: ihre Bücher 80
Die Erziehung der Kinder bey diesen Völkern: ihre Heurathen 82
Abbildung der banjanischen Weiber 83
Ihre Reinlichkeit: der Handel der Banjanen 84
Witterung in der Provinz Guzurate 85
Indigo aus Amadabad 86
Natürliche Landeserzeugungen 88
Alter Handel der Portugiesen in der Provinz Guzurate 89

Der 31. Brief.

Fortsetzung von dem Reiche des Groß-Mogols.

Die Stadt Heribath 90
Die Rasbuten, eine banjanische Sekte: die Gauren oder Parsen eine Sekte indianischer Götzendiener 92
Ihre Religion 93
Ihre Gebräuche 96

Agra die Hauptstadt in Indostan. 98
Ursprung der Einwohner von Indostan 99
Gingiskan und Tamerlan 99. 100
Lage und Beschreibung der Stadt Agra ib.
Ihre Moscheen 102
Ihre Bäder und Karavansareyen: der kaiserliche Pallast daselbst 103
Die Grabmäler 106
Die Provinz Delli 108
Große Pagode und Hospital für die Affen: die Stadt Delli heut zu Tage Jehannabat 109
Beschreibung von dieser Stadt: der kaiserliche Pallast daselbst 110
Thron des Kaisers 111
Audienz der Abgesandten 113
Elephantenställe 114
Schöne Moschee zu Delli 115
Gebrauch, welcher beobachtet wird, wenn der Kaiser in diese Moschee geht 116
Aufzüge dieses Monarchen 117
Feldzug des Thamas-Kuli-Kan ins mogolsche Reich 118
Einkünfte des Groß-Mogols 121
Kriegesmacht dieses Reiches: und das kaiserliche Lager 123
Verschiedene Corps der Truppen, und ihre Oberhäupter 124

Das Geschütz 127
Fest der zween Brüder, welches zu Delli gefeyert wird 128

Der 32. Brief.

Fortsetz. von dem Reiche des Groß-Mogols.

Schöne Allee von Lahor bis nach Agra 130
Die Stadt Lahor 131
Allgemeine Jagd wird von dem Groß-Mogol in der Provinz Lahor angestellet 132
Besondere Jagden: die Gazellenjagd 138
Die Kranichsjagd 139
Die Löwenjagd 140
Schönheit der Provinz Kismire oder Kachemir 141
Syranakar die Hauptstadt von Kachemir 143
Seine Lusthäuser 144
Charakter seiner Einwohner 145
Besonderer Brunnen in dieser Provinz: sonderbare Fische in einem Kanal zu Kachemir 147
Grab das Wunder thun soll 148
Die Provinz Kabul 149
Sonderbarer Gebrauch eines Volkes Augans genannt: die Stadt Multan 150
Ihre Seiltänzer 151
Münzen und Wechsler in Indostan: Feste welche jährlich in diesem Reiche gefeyert werden 152

Jahrmarkt welcher diese Feste begleitet 156
Oeffentliche Tänzerinnen in Indostan 157
Lustiger Streich eines Hofmannes 158
Menschen kämpfen mit Thieren 159
Elephanten des Groß-Mogols 162
Wie diese Thiere in Indien gefangen werden 165
Weiße Elephanten: Elephanten von erstaunlicher Größe 169
Eigenschaft des Elephanten 170
List, die Elephanten auf der Jagd zu tödten 171
Länder, wo man Elephanten Fleisch ißt: Haß der Löwen und Elephanten 173
Ein durch die Elephanten entdecktes Gegengift 174
Nahrung der wilden Elephanten 175
Das Haar aus dem Schwanze der Elephanten wird in Afrika sehr geachtet: fernere Eigenschaften des Elephanten 176
Die mogolsche Musik 178

Der 33. Brief.

Fortsetz. von dem Reiche des Groß-Mogols.

Götzenbild in der Provinz Nagrakut 179
Sonderbare Wallfahrten der öffentlichen Weibespersonen in Indien 180
Die Provinz Chitor: die Stadt Goddah, und ihre umliegenden Gegenden 181

Die Stadt Calleade: Begebenheit, welche sich daselbst zugetragen 182
Die Stadt Seronge, wegen ihrer gemalten Zeuge und Flore berühmt 183
Verschiedene Provinzen des mogolschen Reiches 184
Polizeyverwaltung im mogolschen Reiche 188
Christen werden in diesem Reiche geduldet 189
Geschichte bey dieser Gelegenheit 190
Religion der Mogolen 191
Ihre Moscheen 192
Ihre Priester, und Heurathen 193
Unordnungen unter den Weibern im Serail 196
Wie das mogolsche Frauenzimmer in der Stadt und aufs Land geht 198
Mogolsches Fuhrwerk: wie man in diese Länder reiset 199
Krankheiten denen die Reisenden ausgesetzet sind 200
Reisen des Kaisers 201
Verschiedene Klassen der Fuhrleute 203
Ihre Streitigkeiten, wenn sie sich einander begegnen 204
Leichenbegleitung der Mogolen 205
Wissenschaften und Sprache dieser Völker 207
Ihre Gemüthsart 208
Beschreibung ihrer Häuser 209

Ihre

Ihre Kleidung 211
Ihr Zeitvertreib: und Entfernung vom Trunke: Begebenheit bey dieser Gelegenheit 213
Empfang der Abgesandten im mogolschen Reiche 214

Der 34. Brief.

Fortsetz. von dem Reiche des Groß-Mogols.

Ein Portugiese wird das Schlachtopfer der Grausamkeit der Indianer bey der Stadt Bengala 218
Die Stadt Benares, wo die vornehmsten Schulen der Banjanen sind: berühmte Pagode in dieser Stadt 220
Eigenschaft des Wassers des Ganges 223
Mahumedanische Derwische 224
Art Löwen zahm zu machen 226
Eine banjanische Frau verbrennet sich mit dem Körper ihres Mannes 227
Die Stadt Ragimohol: Pallast daselbst 232
Die Provinz Bengala: ihr Handel 233
Souderbares Gras aus welchem man einen Zeug machet 235
Handel der Holländer zu Bengala 236
Die Stadt Chandernagor 238
Sitten der Einwohner von Bengala ib.
Tempel zu Jarganat in der Provinz Orixa 239

Der Sandelbaum: Beschreibung davon 240
Der Baumwollenbaum: Beschreibung davon 241
Seidenfabriken zu Bengala 243
Die Theers, eine indianische Sekte 244
Witterung zu Bengala 245
Veränderungen in einigen Provinzen von Indostan, und ihre jetzige Regierungsform 246

Der 35. Brief.

Golkonda.

Veränderung, welche zur Stiftung des Königreichs Golkonda Gelegenheit gegeben 249
Ursprung der jetzigen Könige von Golkonda: Begebenheit des Abdalla Königes von Golkonda 250
Die Stadt Masulipatan: unausstehliche Hitze in dieser Stadt 254
Man lebet daselbst sehr wohlfeil: Fruchtbarkeit des Königreiches Golkonda 256
Bagnagar, Hauptstadt des Königreiches Golkonda: Beschreibung dieser Stadt ib.
Festung Golkonda 258
Herrlicher Pallast in Golkonda 259
Angefangener Tempel zu Golkonda 260
Regierungsform dieses Königreiches 261
Ihre Einwohner: verschiedene Zünfte welche sie unterscheiden 262

Die Zunft der Braminen 262
Kaufleute die im ganzen handeln 263
Zunft der liederlichen Weibspersonen ib.
Behendigkeit dieser Weibspersonen 264
Andere Zünfte zu Golkonda ib.
Schwärmerey dieser Völker 266
Heurathsceremonien in Golkonda 267
Art daselbst die Kinder zu erziehen: Gemüths-
art der Einwohner dieses Königreiches,
und ihre Art sich zu kleiden 269
Die Stadt Tenara 271
Diamantgruben im Königreiche Golkonda 272
Wie man die Diamanten suchet 273
Werden verpachtet 274
Wie man die Diamanten schneidet 275
Ihre verschiedene Eigenschaften 276
Wie der Diamanthandel im Königreiche
Golkonda angestellet wird 277
Regel der Indianer, den wahren Werth der
Diamanten zu erkennen 278
Diamanten des Groß-Mogols und des
Groß-Herzoges von Toscana 279
Diamantgruben des Flusses Guel in der
Provinz Bengala 280
Andere Steine zu Golkonda: der Bezoar 281
Woran man es erkennet, wenn er verfäl-
schet ist 282

Der 36. Brief.

Die Küste von Koromandel.

Handel auf dieser Küste 284
Bisnagar, Hauptstadt des Königreiches Carnate: der Oberherr dieses Königreiches 285
Gandikot: Pagode der Stadt Bezoar 286
Betrügerey der dasigen Priester: die Pagode zu Tripety 288
Die Provinz Madura: Alcatile eine Stadt dieser Provinz; unehrbarer Gottesdienst ihrer Einwohner 289
Jesuitische Heydenbekehrer in Madura ib.
Ihre Lebensart 291
Die Stadt Tarcolan in der Provinz Madura 293
Die Stadt Paliacate 294
Die Stadt Madras gehöret den Engländern: Beschreibung dieser Stadt 295
Regierungsform dieser Stadt 299
Englische Gesellschaft in Ostindien ib.
Meliapor, sonst St. Thomas 303
Geschichte der französischen Gesellschaft in Indien 305
Veränderung in Indien, an welcher die Compagnie großen Antheil genommen 314
Geschichte des Nabad Arcatte: wird von den Marattern überwunden 316
Gemüthsart dieser Nation 317

Die

Die Witwe und der Sohn des Nabads von Arcatte, kommen zu Pondichery an: werden von dem Statthalter dieser Stadt dem Herrn du Mas aufgenommen 319
Zustand der Stadt Pondichery 322
Statthalter dieser Stadt 327

Der 37. Brief.

Ceylan.

Die Stadt Tranquebar, ehe man nach Ceylan kömmt 328
Die Stadt Negapatan 329
Der Haven von Jafnapatan 330
Eintheilung der Insel Ceylan: die Stadt Colombo 332
Wachsamkeit der Einwohner auf Ceylan 334
Candy, Hauptstadt des Königreiches dieses Namens ib.
Die Städte: Allut, Badula, Digligy 335
Beschreibung des königlichen Pallastes zu Candy ib.
Häuser der Einwohner des Königreichs Candy 336
Natürliche Festigkeit dieses Königreichs 337
Genaue Bewachung in diesem Königreiche: und die Geleitsbriefe die man daselbst bekömmt 338

Der Pic d' Adam, der höchste Berg auf der Insel Ceylan 338
Zwo sonderbare Jahreszeiten auf dieser Insel 340
Der Bezirk von Udanur 341
Alterthümer auf Ceylan 342
Wie die Alten daselbst handelten: alter Gebrauch bey dem Tode ihrer Könige 343
Alte Regierungsform daselbst 344
Gegenwärtige Regierungsform daselbst 345
Verschiedene Beamten des Königes 346
Unumschränkte Gewalt des Königes 347
Kriegesmacht des Königreiches Candy 348
Art zu fechten der Soldaten 349
Sitten und Gemüthsart der Einwohner ib.
Ihre Kleidung 351
Unterschied des Ranges, welcher bey ihnen beobachtet wird 354
Verschiedene Klassen von Bürgern 355
Die sogenannten Bettler auf Ceylan 357
Es ist bey Lebensstrafe verbothen, Edelgesteine auf dieser Insel zu suchen 360
Uebertriebene Ehrfurcht der Hofleute für ihren König 361
Drey Ordnungen von Priester auf Ceylan ib.
Andächtige Ceremonien und Umgänge 364
Verschiedene Religionen auf der Insel Ceylan 365
Fortsetzung von der Stadt Colombo 366

Der

Der 38. Brief.

Fortsetzuug von Ceylan.

Unwissenheit der Einwohner auf Ceylan 368
Münze auf Ceylan ib.
Erbfolge der Ländereyen dieser Völker:
Recht der Gläubiger 369
Sprache der Chingulesen: ihre Neigung
zum Spiele 370
Sonderbare Wette 371
Heurathsgesetze in dem Königreiche Candy ib.
Die Einwohner daselbst haben ungemein viel
Hochachtung für das weibliche Geschlecht 372
Gewalt der Väter über ihre Kinder 373
Leichenbegängniß bey den Chingulesen 374
Art Kranken zu warten auf dieser Insel 375
Gewöhnliche Nahrung der Einwohner 376
Die Bedas ein besonderes Volk auf Ceylan ib.
Natürliche Landesfrüchte dieser Insel 378
Der Reiß wie er daselbst gebauet wird 379
Art das Wasser auf die Felder zu leiten, wo
er wächst 380
Art das Getraide zu dreschen: verschiedene
Blumen auf der Insel 381
Vortrefliche Früchte auf Ceylan: die Are-
kanuß 382
Der Betel 383

Gebrauch, den die Indianerinnen davon machen 384
Der Talipot, ein sonderbarer Baum 385
Nutzen desselben 386
Der Kettule, ein anderer merkwürdiger Baum 387
Der Zimmetbaum 388
Der Gottesbaum 390
Hülsenfrüchte und Vieh auf Ceylan 390. 391
Elephanten auf dieser Insel 391
Ihre Affen 392
Ihre Insekten 393
Ihre Schlangen 394
Ihre Blutigel 396
Die Juden haben zur Zeit des Salomons Ceylan besuchet 397

Der 39. Brief.

Die Malabarische Küste.

Das Königreich Travankur: der König von Coylan ist ein Lehnsmann von dem Könige von Travankur; Enjaingue, eine andere Provinz, welche diesem Königreiche zinsbar ist; Kaufhaus der Engländer 398
Macht des Königreiches Travankur; und Religion seiner Einwohner 400
Gemüthsart des Königes von Travankur und der Einwohner 401
Religion der Malabaren: ihre Wissenschaften, Künste und Handwerke 402

Unter-

Unterscheid zwischen Malabar und der Küste von Koromandel: Ursache dieses Unterscheides 404
Die Nairen, besondere Caste auf der malabarischen Küste 406
Ihre Art Krieg zu führen 407
Die Puliaten, eine verachtete Caste auf Malabar 408
Anderer Unterscheid zwischen Malabar und Koromandel 411
Beschreibung der malabarischen Küste 412
Die Stadt Cochin 413
Die Stadt Cranganor und Calecut 414
Heydnischer Tempel in dem Königreiche Calecut 415
Gebräuche der Einwohner auf der malabarischen Küste 417
Lange Ohren dieser Völker 420
Der Zamorin, Name des Königes von Calecut 421
Heurathen dieses Königes und seiner Unterthanen 422
Der König von Cananor schließet ein Bündniß mit den Portugiesen: veruneinigt sich mit ihnen 426
Die Nairen begleiten die Reisenden: Strenge, mit welcher man einen strafbaren Umgang bestrafet 427
Rache, welche an dem Stamme des Schuldigen ausgeübet wird 428
Bestrafung des Diebstahls auf der malabarischen Küste: die Feuerprobe 429
Der fürstliche Stamm auf Malabar 431
Der Staatsminister oder Reichsstatthalter dieses Fürsten 432
Ihre wenige Pracht: Reichthum ihrer Pagoden: wie die Großen ihre Streitigkeiten ausmachen 433
Wie diejenigen erzogen werden, welche man zu den Waffen bestimmet 434

Wie die Nairen ihre Streitigkeiten ausmachen 435
Die mahumedanischen Malabaren sind von den Heyden unterschieden 436
Der Cokosbaum: Beschreibung dieses Baums: sein ungemeiner Nutzen und sein verschiedener Gebrauch ib.
Cardamomen 442
Erstaunliche Menge von Papageyen und Pfauen auf Malabar: verschiedene Arten von Tigern 443
Das Thier Jakar oder die Adive genannt 445
Schlangen auf Malabar 446
Zufall, der einem jungen Indianer begegnete, der von einer Schlange erstücket ward 447

Der 40. Brief.

Goa und seine umliegende Gegenden.

Der Verfasser trift einen Franzosen an: dessen Händel mit dem Inquisitionsgerichte 451
Sein Bericht von diesem Gerichte 452
Seine Unglücksfälle 455
Der Oberinquisitor: seine Macht: seine Beamten 450
Die Art, wie man da verfähret 455
Dieses Gericht verfähret sehr streng gegen die Juden 459
Auto da fé 461
Kleider der Missethäter, welche von der Inquisition verdammet sind 462
Ort der Hinrichtung 464
Reichthum der Jesuiten in Goa: Ihre verschiedenen Häuser 465
Leichnam des h. Franciscus Xavier zu Goa 468
Tod dieses Mißionairs 469
Mahlzeit der Jesuiten 469

Unrei-

Unreinigkeit der Portugiesen bey Tische 470
Ballet, wird von jungen Indianern aufgeführet, welche die Jesuiten getaufet und in der christlichen Religion unterrichtet haben 472
Das königliche Hospital zu Goa 473
Gebäude zu Goa 479

Der 41. Brief.

Fortsetzung von Goa.

Beschreibung der Stadt Goa 481
Wie sich die Portugiesen dieser Stadt bemächtiget 482
Fortsetzung der Beschreibung der Stadt Goa 484
Der St. Catharinen- und Galeerenplatz: der Pallast des Unterköniges 485
Das Kloster für die Waysen weiblichen Geschlechts 487
Marktplätze zu Goa: der Sklavenhandel 488
Die Sklaven sind eins von den Reichthümern der Portugiesen 489
Die Wechsler und die Münze zu Goa 490
Man unterscheidet zu Goa verschiedene Arten von Portugiesen: Belohnungen, welche den Soldaten zugestanden werden 492
Andere Einwohner von Goa 493
Die Indianer zu Goa 495
Die Juden, welche sich in dieser Stadt gesetzet haben; Ausschweifung der Weiber zu Goa 497
Eine Pflanze, welche die Männer einschläfert 498
Pracht des portugiesischen Frauenzimmers 499
Andacht und Proceßionen der Portugiesen zu Goa 500
Gewalt des Unterköniges zu Goa 506
Die Macht des Erzbischofs 507

Ursache des Verfalls der Portugiesen in Indien 508
Das Königreich Visapur: wie man sich daselbst in Netzen tragen läßt 512
Beschreibung der Stadt Visapur 513
Ihre Könige: sind dem Großmogol zinnsbar 514
Sitten der Einwohner des Berges Gate. Sie essen weder mit Fremden noch mit Indianern von einer andern Sekte 515
Einfalt dieser Völker und ihre Ununterwürfigkeit 517
Art, wie man den Kindern lesen lernet 520
Gebrauch die Fußböden mit Kühmiste zu reiben 521
Die Stadt Graen: Ehrfurcht der Indianer für ihre Oberherren 522
Die Stadt Myrsie: Aufnahme eines heydnischen Mönchs in den Orden der Vornehmen 523
Die Stadt Aurengabad: Tänzerinnen dieses Landes und ihre Kunststücke 524
Häufige Proceßionen der Heyden in dem Königreiche Visapur: die Stadt Bedir, der Schauplatz alles Aberglaubens: Fest, welches von jungen Mädchen gefeyert wird 526
Der Gottesdienst dieser Völker 528
Natürliche Landeserzeugungen der Insel Goa: der traurige Baum 529

Erinnerung.

91 S. 6 Z. l. die sie uns entführeten, für als sie uns die mehresten abführeten. 429 S 12 Z. l. seinen für ihren.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Laporte, Joseph <<de>>, / Wichmann, Christian August, / Bergmann, Gustav

Reisen eines Franzosen oder Beschreibung der vornehmsten Reiche in der Welt nach ihrer ehemaligen und itzigen Beschaffenheit

Bd.: 3

Leipzig (1769)

It.coll. 215 h-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10465867-2
VD18 80353703-001